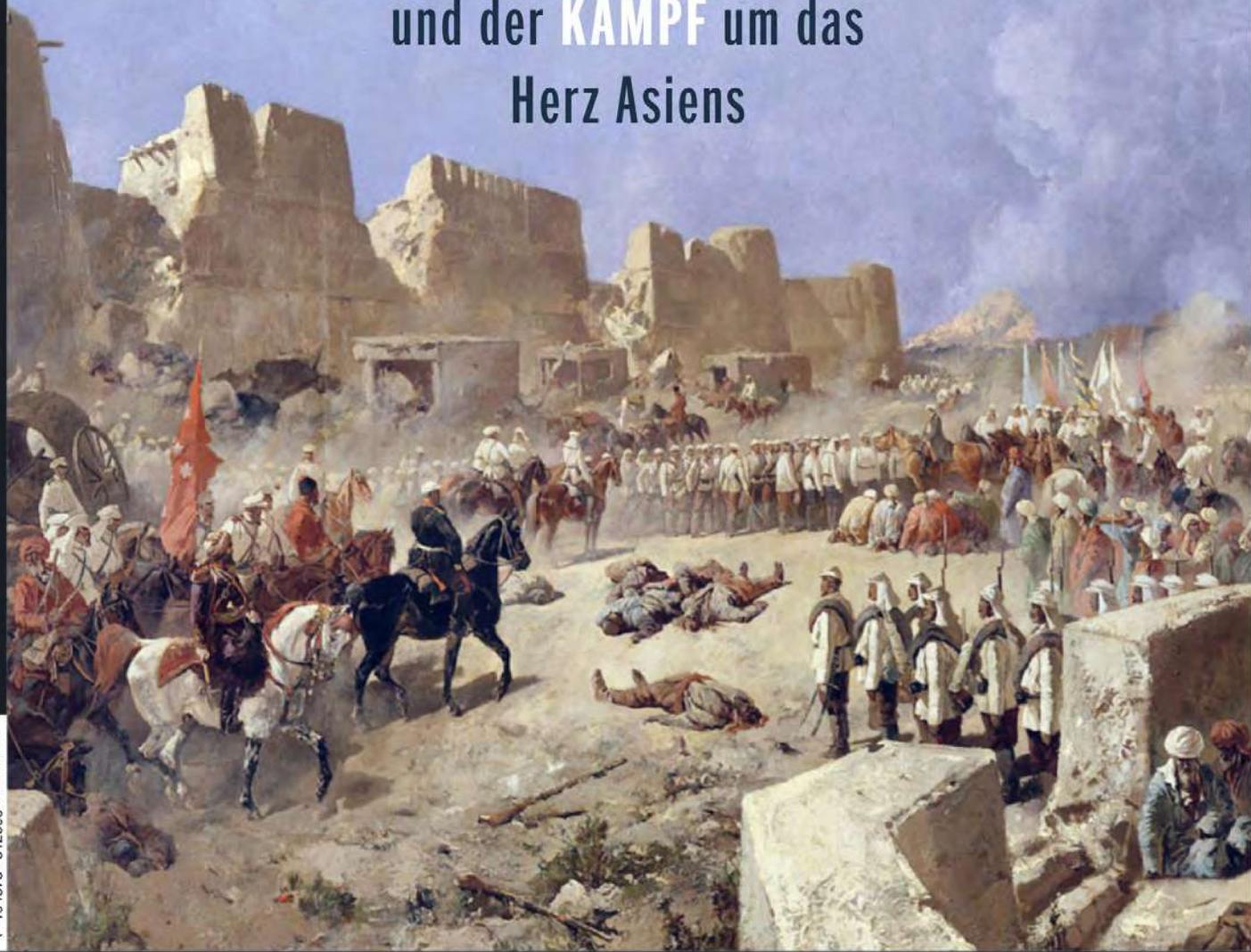


Das Magazin für Geschichte

GEO EPOCHE

NR. 118

Die Seidenstraße HANDEL, GLANZ und der KAMPF um das Herz Asiens



ISBN 978-3-652-01216-4
00118
Barcode
4 194375 512006

Bamiyan: Im Tal der großen Buddhas / **Das Volk der Sogder:** Herren des Handels / **Eroberer:** Dschingis Khan
Samarkand: Hochburg der Astronomie / **Imperialismus:** Russische Invasion / **Interview:** Chinas »Neue Seidenstraße«

Deutschland € 12,00 · Schweiz 19,00 sfr · Österreich € 13,50
Belux € 14,00 · Dänemark dkr 135,- · Italien € 16,00

FRAUEN UNDERCOVER



384 Seiten mit Abb., gebunden · 24,00 €
Auch als E-Book erhältlich.

Schon seit dem Kaiserreich stehen Agentinnen ihren männlichen Kollegen in nichts nach – sie stehlen Dokumente, rekrutieren Informantinnen und enttarnen feindliche Spione, doch ihr Einfluss auf die Geschichte wird bis heute unterschätzt.

Ann-Katrin Müller und Maik Baumgärtner haben geheime Fälle der vergangenen hundert Jahre recherchiert und mit ehemaligen und aktiven Geheimagentinnen gesprochen.

Hier erzählen sie ihre Geschichten und zeigen, wer die Frauen waren, die der heutigen Generation von Spioninnen den Weg ebneten.



JOACHIM TELGENBÜSCHER
Redakteur von GEOEPOCHE

D

er Westen hat die Globalisierung nicht erfunden. Schon vor mehr als 2000 Jahren knüpft ein ausgedehntes, hochdynamisches Handels- und Kommunikationsnetz in Asien die Welten zusammen. Bestehen regelmäßige Kontakte zwischen den Völkern am Mittelmeer und den Reichen in Fernost. Diese Verbindung beruht weniger auf Technik als auf Menschen: Es sind die Bewohner im Herzen der gewaltigen asiatischen Landmasse, die als Vermittler, Diplomaten, Kaufleute auftreten, die, wie etwa das zentralasiatische Volk der Sogder, den Austausch von Luxusgütern zwischen Ost und West orchestrieren, von Seide und Pferden, chinesischem Lack, Glas und Gewürzen. Wie in modernen globalisierten Zeiten bleibt es damals nicht beim Handel von Waren. Mit den Karawanen reisen Nachrichten, Innovationen, wie das Geheimnis der Papierherstellung, Religionen und Weltsichten – manchmal sogar tödliche Krankheiten. Es blüht das Geschäft, aber zugleich auch der Transfer von Wissen, Kultur und von Risiken.

Erst 1877 wird ein Vortrag des deutschen Geografen Ferdinand von Richthofen den bis heute üblichen Namen für

dieses Geflecht etablieren: „Seidenstraßen“. Und der Plural ist angebracht, denn die Routen selbst kennzeichnet ja Vielfalt; den einen Pfad zwischen Ost und West gibt es nicht. Je nach politischer Lage ist ein Karawanenweg, den man zuvor über Jahrhunderte begehen konnte, plötzlich kaum noch passierbar. Klimaveränderungen können Brunnen und ganze Oasenstädte im Sand der Wüste verschwinden lassen, Bergstürze wichtige Pässe verschütten. Bald weichen Kaufleute sogar aus aufs Meer, wo sich ein zweiter erfolgreicher, heute kaum bekannter Strang der Seidenstraße bildet.

Von all dem erzählt dieses Heft. Es berichtet aber auch davon, wie die einstige Nervenbahn des Welthandels im Lauf des 16. Jahrhunderts in Bedeutungslosigkeit verfällt. Weil die Europäer sich anschicken, die Herrschaft über die Meere und den Rest der Welt zu erobern. Erst als sie sich den Globus weitgehend untertan gemacht haben, entdecken sie auch Zentralasien wieder – um das im 19. Jahrhundert ein fürchterlicher Kampf der Großmächte entbrennt.

Aber lesen Sie selbst.

Herzlich, Ihr

Joachim Telgenbüscher



Alle zwei Monate neu, GEOEPOCHE im Abo:

www.geo-epoch.de/abo



MERRY
CHRISTMAS

Suchen Sie noch das passende Geschenk für Weihnachten?
Wir empfehlen Ihnen ein Magazin-Abo – eine persönliche Aufmerksamkeit,
die lange Freude bereiter. Sie können aus über 40 Magazinen
wählen und erhalten sogar noch 2 Prämien zur Wahl dazu. Natürlich
können Sie sich auch einfach selbst etwas Gutes tun.
www.zum-fest-ein-heft.de/2022



Einfach scannen!



DIE PRACHT DER VERGANGENHEIT

Wie bei einer Perlenkette reihen sich glanzvolle Städte an den Tausende Kilometer langen Routen der Seidenstraße. Einige, etwa Samarkand im heutigen Usbekistan, sind älter als das Handelsnetz selbst. **SEITE 6**



IM TAL DER GROSSEN BUDDHAS

Um 600 n. Chr. entstehen im afghanischen Hochland einzigartige Kunstwerke, die das menschliche Antlitz des »Erleuchteten« feiern. **SEITE 40**



SEIDENSTRASSE AUF DEM WASSER

Als der Landweg immer beschwerlicher wird, besteigen Kaufleute vermehrt Schiffe zwischen Arabien und Fernost. **SEITE 80**

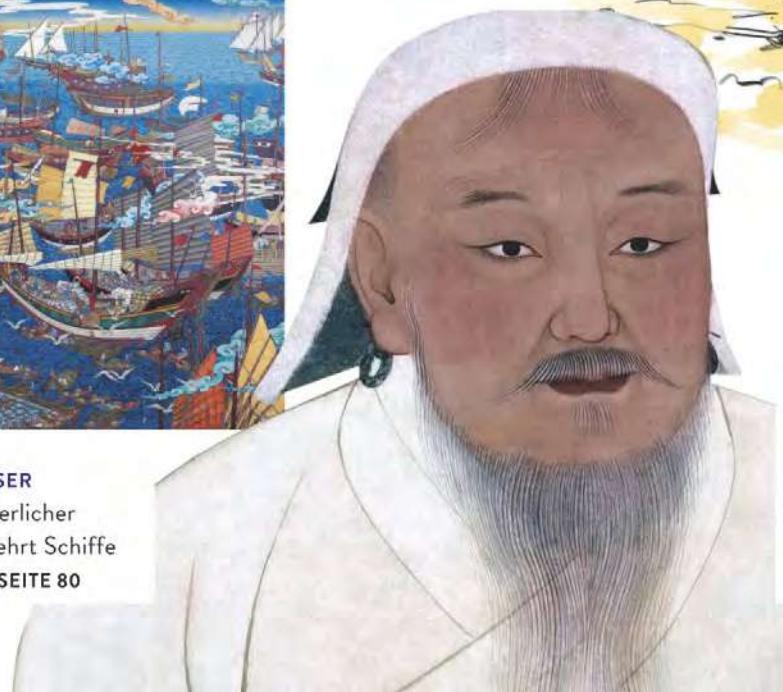
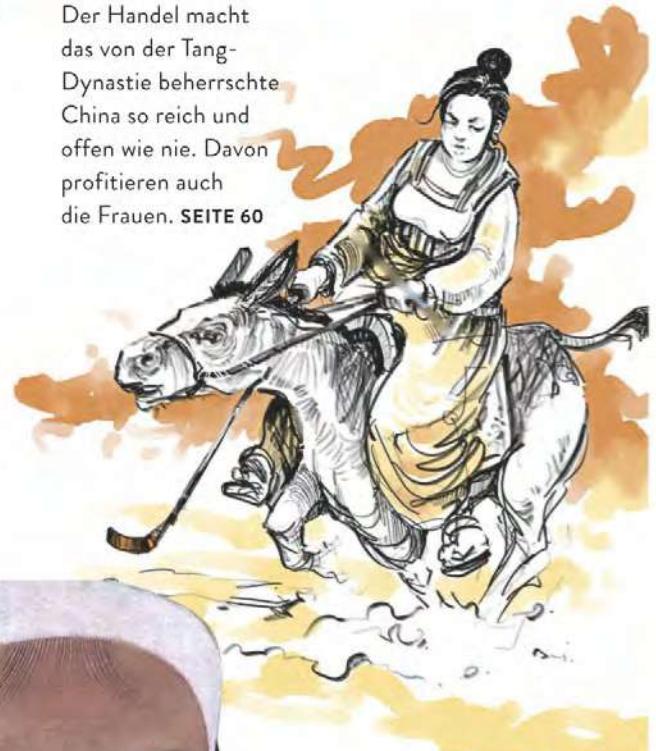
AUFBRUCH

NACH WESTEN
139 v. Chr. entsendet Chinas Kaiser einen Höfling in die Fremde, um Verbündete zu finden im Kampf gegen rätselhafte Krieger. **SEITE 26**



IM WANDEL

Der Handel macht das von der Tang-Dynastie beherrschte China so reich und offen wie nie. Davon profitieren auch die Frauen. **SEITE 60**



DER EROBERER

Er vereint die mongolischen Steppevölker. 1206 erheben sie ihn zum Dschingis Khan – ein Name, vor dem bald halb Asien zittert. **SEITE 90**

Inhalt

Die Seidenstraße

**GRANDIOSE****VIelfalt**

Zahlreich sind die Kulturen entlang der Seidenstraße. Sie alle haben ihre Spuren hinterlassen. Über Jahrhunderte hinweg. **SEITE 106**

**IMPERIALISMUS**

Lange Zeit zeigen die Europäer kaum Interesse an den muslimischen Reichen Zentralasiens. Bis die Region im 19. Jahrhundert zum Spielball im Ringen zweier Mächte wird: Russland und Großbritannien. **SEITE 130**

**ABENTEURER UND ENTDECKER**

Auf Jahren währenden Expeditionen erkundet der Schwede Sven Hedin um 1900 das Herz Asiens. **SEITE 142**

- ♦ *Die mit diesem Symbol versehenen Beiträge sind links bebildert.*
- ♦ **AUF DER STRASSE DER SEIDE** Bildessay
Das Handelsnetz verbindet Hunderte Orte voller Geschichte 6
- ♦ **ANFÄNGE** Karte und Vorgeschichte
Schon in der Steinzeit ist Asien ein gewaltiger Transitraum 22
- ♦ **DIE REISE DES GESANDTEN** Xiongnu *139 v. Chr.*
Der Chinese Zhang Qian wird zum »Vater der Seidenstraße« 26
- ♦ **KRIEGER UND STAATSGRÜNDER** Das erste Reich der Türk *550 n. Chr.*
Verletzter Stolz lässt Bumin nach einem Imperium greifen 38
- ♦ **BAMIYAN** Buddhismus *630 n. Chr.*
Riesige Buddha-Statuen künden von der Kraft des Glaubens 40
- ♦ **HERREN DES HANDELS** Sogder *um 720 n. Chr.*
Ein kleines Volk wächst heran zur mercantilen Macht 50
- ♦ **DIE DAME CUI SHI UND DAS POLOSPIEL** Tang-China *um 870 n. Chr.*
Dem Reitsport fröhnen Männer – und Frauen 60
- ♦ **GESCHICHTE EINES HANDELSNETZES** Zeitleiste 67
- ♦ **DIE ANDERE SEIDENSTRASSE** Austausch zur See *1224*
International ist das Treiben im Hafen von Quanzhou 80
- ♦ **DSCHINGIS KHAN** Mongolen *um 1200*
Ein Ausgestoßener gründet das größte Landreich der Historie 90
- ♦ **DIE WEGE DER PEST** »Der Schwarze Tod« *1338*
Der Ursprung der mittelalterlichen Pest liegt in Zentralasien 104
- ♦ **KALEIDOSKOP DER KULTUREN** Kunst und Religion
Das Erbe unterschiedlichster Völker prägt die Region 106
- ♦ **IM GLANZ DER WEISHEIT** Samarkand *um 1430*
Ulugh Beg macht Samarkand zur Hochburg der Astronomie 116
- ♦ **DIE EUROPÄER KOMMEN** Das Ende der alten Seidenstraße *1513*
Portugiesen erkunden den Seeweg nach China 128
- ♦ **IM AUFTRAG DES ZAREN** Russische Invasion *1873*
Russland greift nach den muslimischen Reichen im Süden 130
- ♦ **DURCH DIE WÜSTE** Sven Hedin *um 1900*
Seine Expeditionsberichte machen Zentralasien weltbekannt 142
- ♦ **DIE »NEUE SEIDENSTRASSE«** Chance oder Gefahr?
Was Chinas Initiative für den Rest der Welt bedeutet 156
- Werkstatt 62
- Die Welt von GEO* 63
- Impressum, Bildnachweise 66
- Lesezeichen 79
- Vorschau »Verschwörungsmythen« 162

Auf der Straße

IN DICHE FELLKLEIDUNG gehüllt, trotzen diese Frauen und Männer der winterlichen Kälte in der Mongolei. Das zweihöckrige Kamel, das ihnen als Last- und Reittier dient, ist perfekt an die extremen Bedingungen in den Weiten der asiatischen Landmasse angepasst, durch die die Routen der Seidenstraße führen



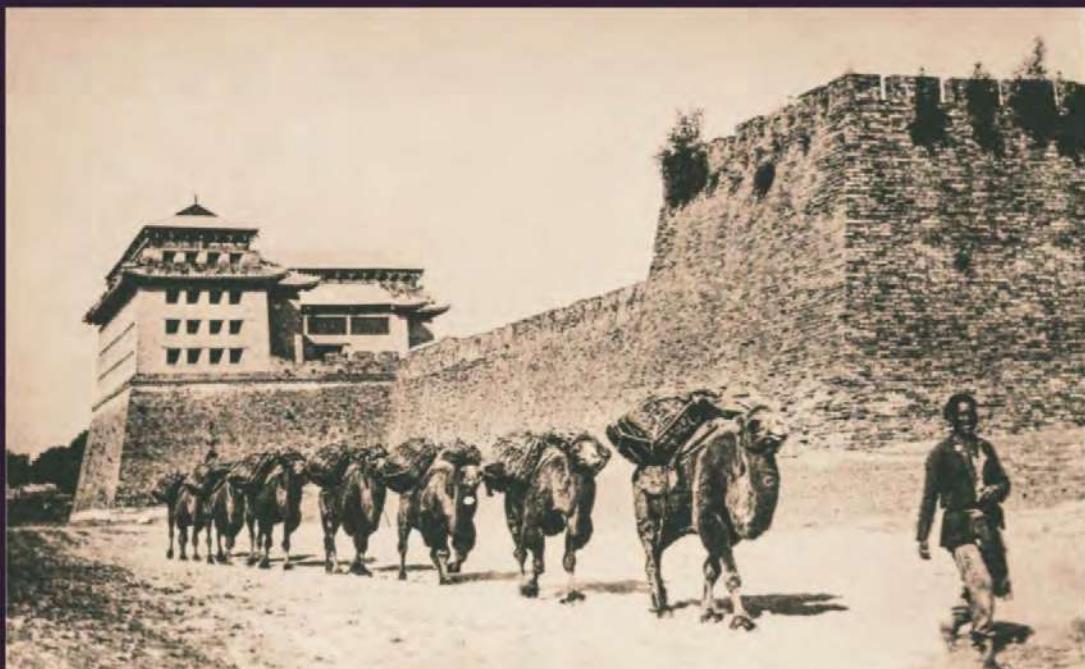
der S E I D E



Im 2. Jahrhundert vor Beginn der christlichen Zeitrechnung erkennt der Kaiser von China erstmals, welche Chancen sich ihm durch Allianzen und Austausch mit den Völkern westlich seines Reiches bieten. Die Menschen, die entlang der bald mehr und mehr begangenen Routen durch das Herz Asiens leben, nutzen das erwachende Interesse zu ihrem eigenen Vorteil. So entsteht mit der Zeit ein einzigartiges Geflecht aus Wegen, Umschlagplätzen und schillernden Städten zwischen China und dem Mittelmeer, das erst im 19. Jahrhundert den verheißungsvollen Namen »Seidenstraße« erhält, nach dem edlen Stoff aus Fernost, den die Schönen und Mächtigen des Westens lange begehrten. Ein Begriff, der indes verschleiert, dass die Seidenstraße viel mehr ist als nur ein Handelsnetz

BILDTEXTE: Insa Bethke, Anja Fries und Johannes Teschner

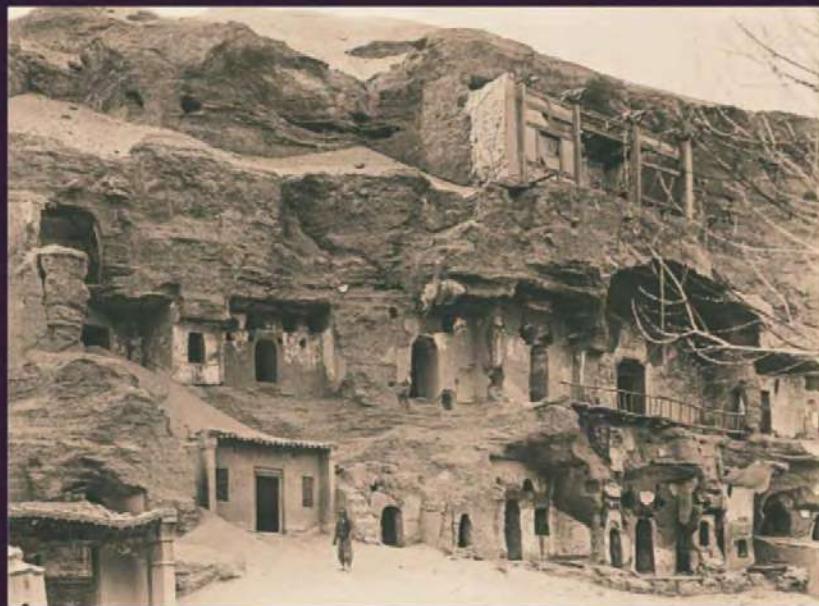
BEIJING



DER WEG DER WAREN und
Menschen auf der Seidenstraße
Richtung Westen beginnt in
China. Von Städten wie Chang'an,
Luoyang oder auch wie hier
Beijing aus starten die Karawanen.
Dabei transportieren sie nicht
nur Güter, auch Innovationen wie
etwa die Kenntnis der Papier-
herstellung finden so in die Welt
(Aufnahme um 1900)

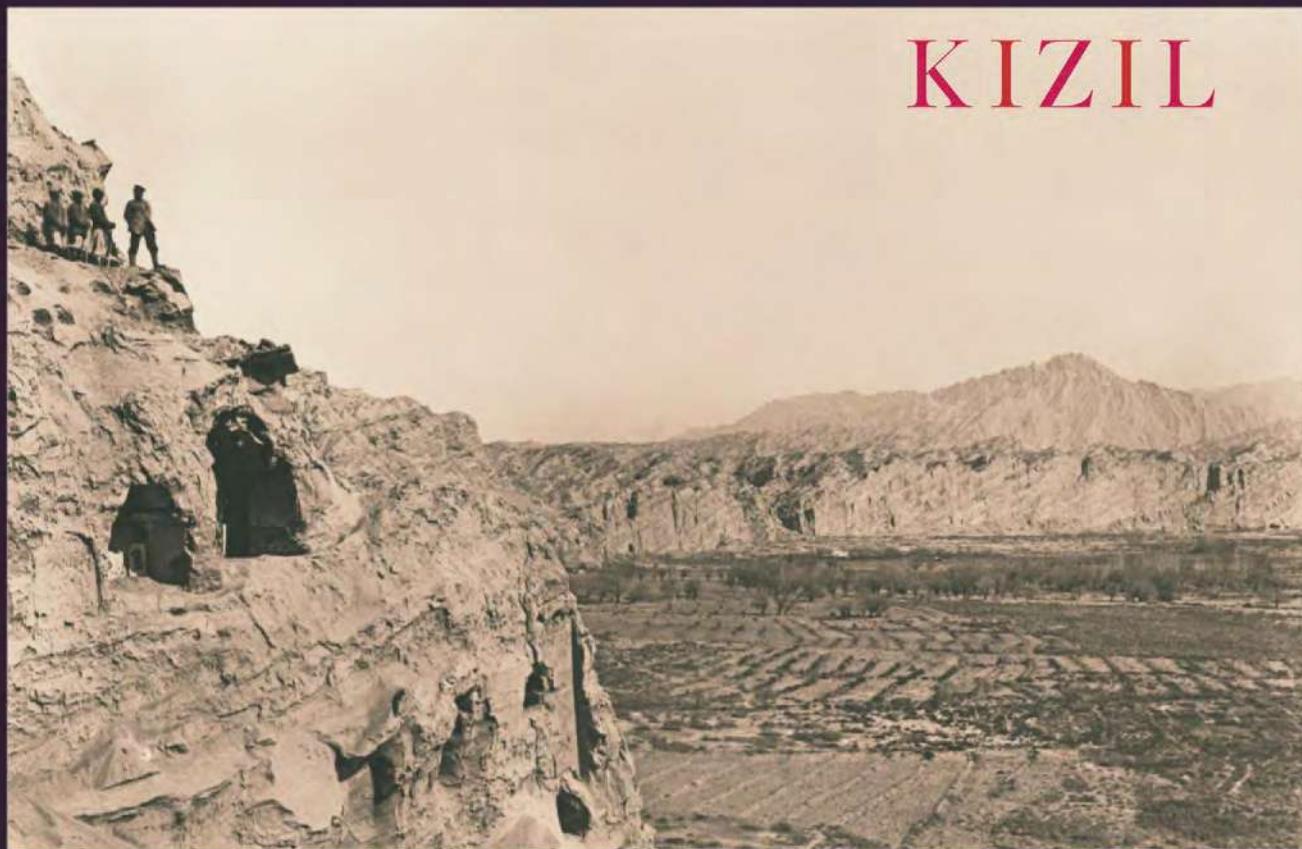
DUNHUANG

ÜBER DIE ROUTEN
der Händler reisen
zudem Mönche und
Missionare, bringen
Religionen wie
etwa den Buddhismus
aus Indien über
Zentralasien bis in
das Reich der Mitte
»Höhlen der tausend
Buddhas« nahe
Dunhuang, 1914)

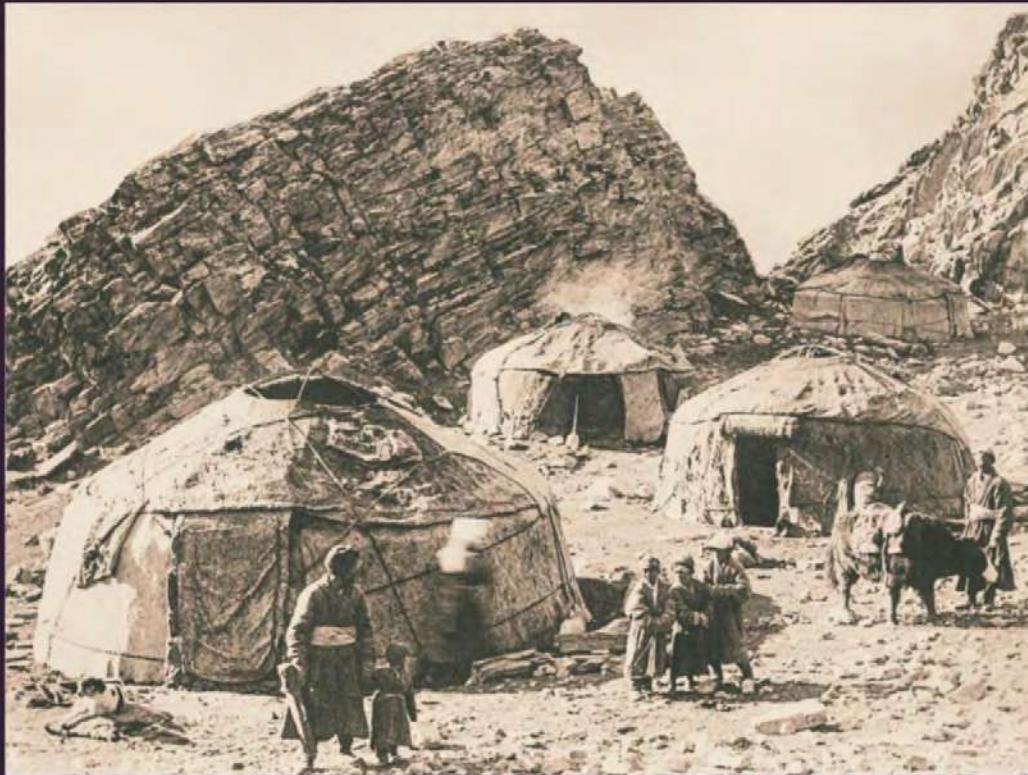


DIE BUDDHISTISCHEN
Höhlen von Kizil in
der heutigen autonomen
Region Xinjiang im Westen
Chinas sind ein weiteres
Zeugnis davon, wie sehr
die Seidenstraße zugleich
ein Pfad des Glaubens ist.
Verschiedene Religionen
verbreiten sich durch sie in
Zentral- und Ostasien,
neben dem Buddhismus
auch das Judentum und das
Christentum (1906)

KIZIL



PA MIR



DIE KARAWANEN der Händler treffen auf ihrem Weg immer wieder auf Nomadenvölker, die mit ihren Jurten und Herden von Weidegrund zu Weidegrund für ihr Vieh ziehen – hier im Osten des Pamir-Gebirges im heutigen Xinjiang (1913)

TASCHKENT

FEINE STOFFE, gefertigt etwa aus Baumwolle (hier das Abwickeln von Fäden vor dem Weben, um 1870), und natürlich Seide gehören zu den Luxusgütern, die die Karawanen befördern. Auch Pelze und Keramik transportieren sie, Bronzearbeiten und Waffen. Andere haben etwa Gold, Wolle, Elfenbein oder Bernstein geladen



SAMARKAND



DIE LAGE an einem Knotenpunkt von Routen der Seidenstraße und anderen wichtigen Handelswegen lässt die Oasenstadt Samarkand im heutigen Usbekistan früh zu Wohlstand und Bedeutung gelangen. Ihren Ruhm verdankt die Metropole indes der Herrschaft der Timuriden; einer mongolischstämmigen Dynastie, zu der neben dem Eroberer Timur auch dessen Enkel Ulugh Beg gehört. Dieser baut Samarkand um 1430 zu einer glänzenden Hochburg der Wissenschaften aus, die Gelehrte aus allen Himmelsrichtungen anzieht (Aufnahme der im 17. Jahrhundert errichteten Sher-Dor-Medrese)

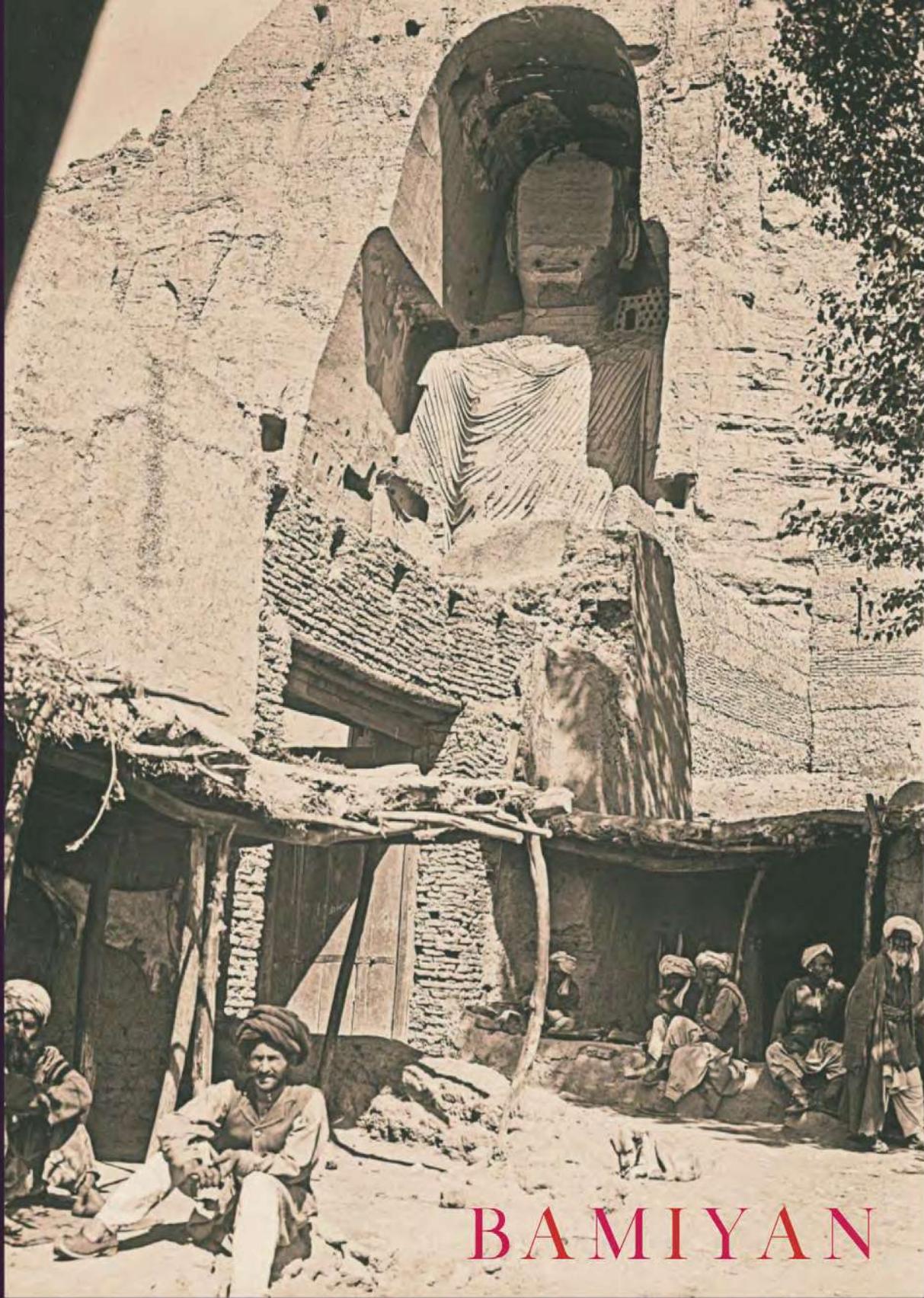
um 1900

BALA HISSAR





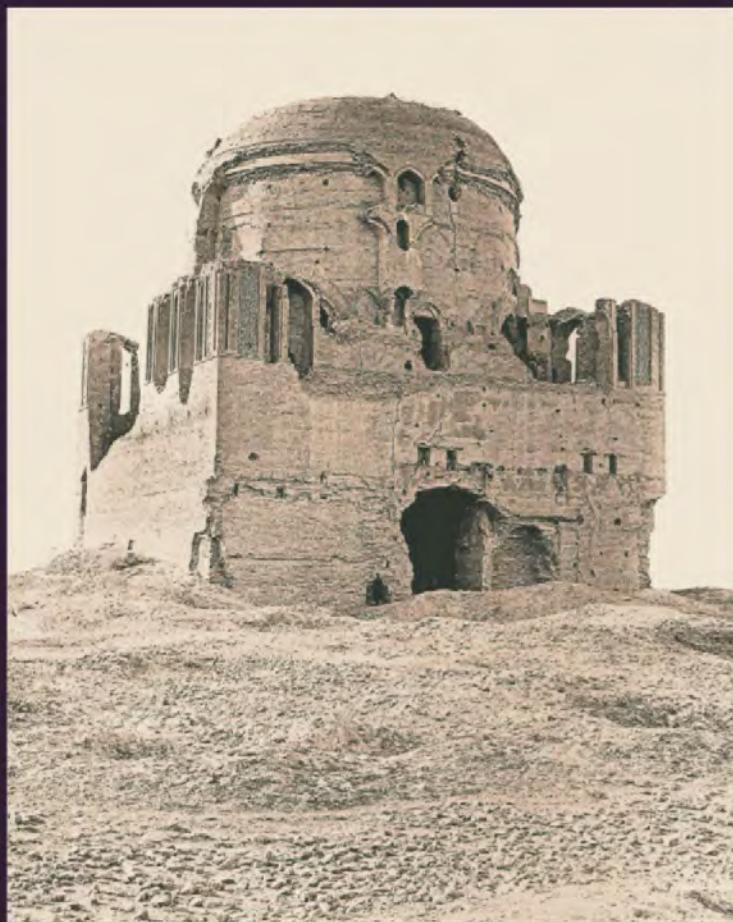
IMMER WIEDER wogen entlang der Seidenstraße und der von ihnen Wegen tangierten Regionen Kämpfe um Territorien, Macht und Einfluss. Die Festung Bala Hissar im Süden der heutigen afghanischen Hauptstadt Kabul dient bei Belagerungen als Rückzugsort – bis sie 1879 von den Briten im Zuge des »Great Game« erobert wird, des Machtkampfes mit dem russischen Zarenreich um die Vorherrschaft in Zentralasien



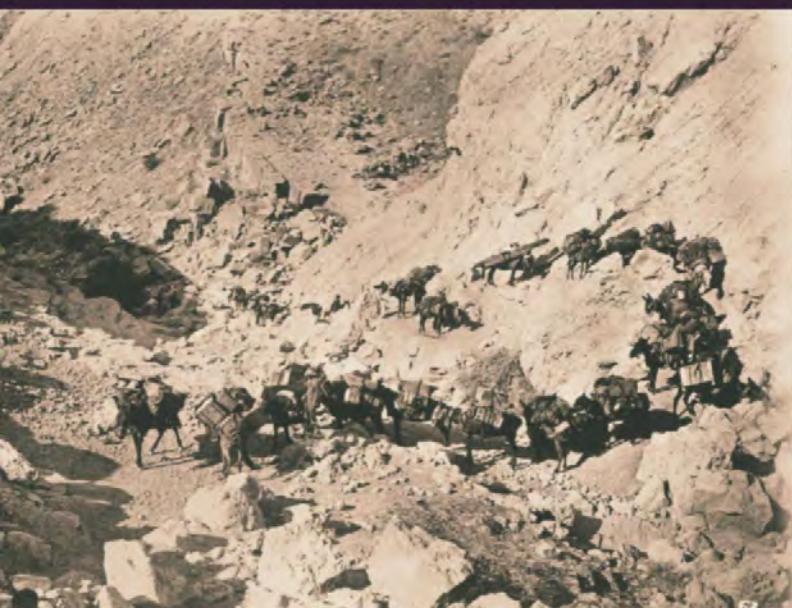
BAMIYAN

IN DEN BERGEN Afghanistans tut sich das Hochtal von Bamiyan auf, durch das eine wichtige Handelsroute zwischen Ost und West verläuft. Um 600 n. Chr. schlagen unbekannte Künstler hier zwei atemberaubende Statuen Buddhas aus dem Fels: Die größere ragt 53 Meter in die Höhe (Aufnahme von 1923) – bis Islamisten beide im Jahr 2001 sprengen

MERW



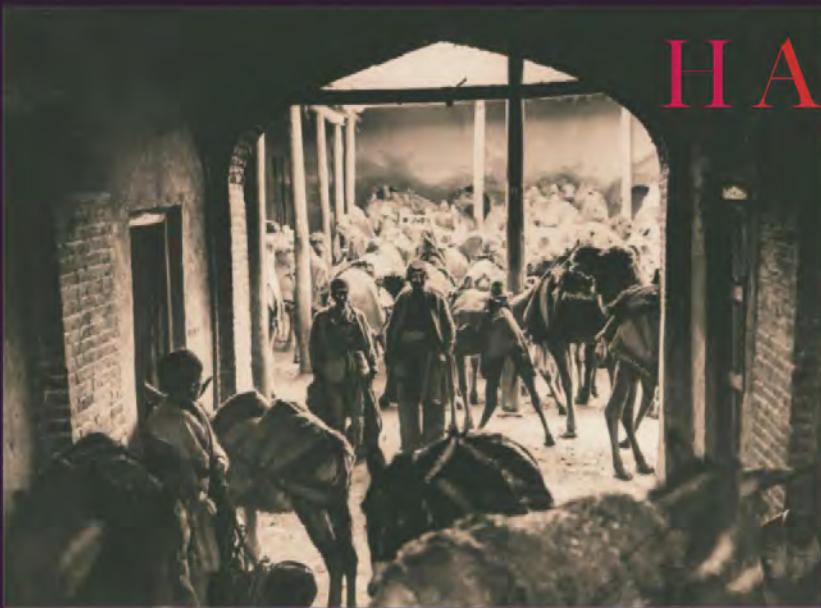
VON OASE ZU OASE ziehen die Karawanen, um dort Proviant und Wasser zu laden – und Geschäfte zu machen. Schon vor 4000 Jahren haben sich in Merw im heutigen Turkmenistan Menschen an dem Platz inmitten der Wüste Karakum niedergelassen. Durch die Seidenstraße erwächst der wasserreiche Ort zu einer strahlenden Kapitale in sandigen Weiten, deren Bewohner durch den Handel legendäre Reichstümer anhäufen (oben das Mausoleum von Sultan Sandschar aus dem 12. Jahrhundert)



IRAN

OFT EINE QUAL für Mensch und Tier sind die Wege quer durch die asiatische Landmasse. Kaufleute drohen mancherorts Sandstürme, an anderen Stellen Felsstürze, müssen sie doch – wie etwa hier auf dem Weg nach Teheran – immer wieder auch schroffe Berghänge überwinden. Einige Strecken der Seidenstraße streifen mit dem Karakorum sogar eines der höchsten Gebirge der Erde

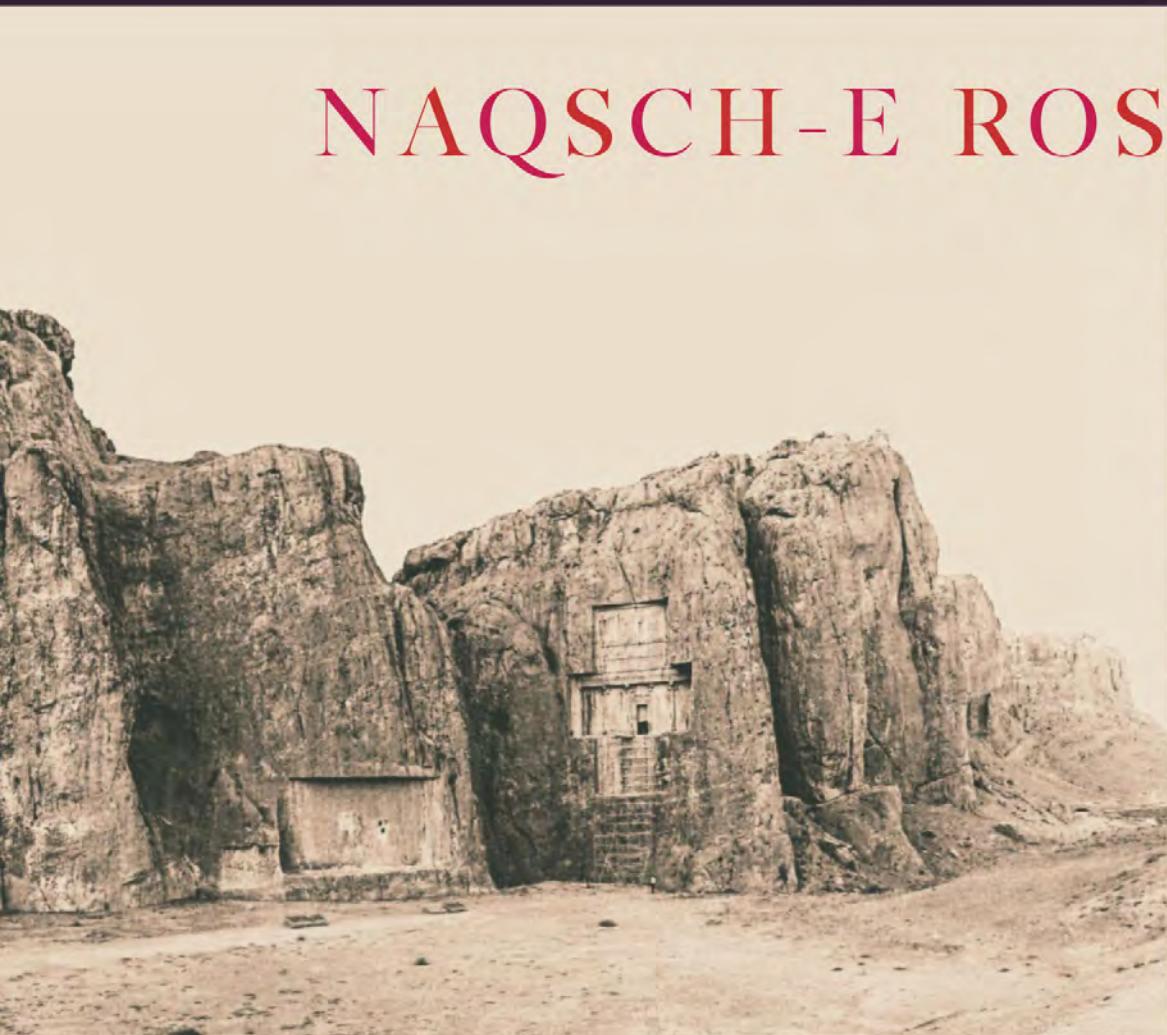




HAMADAN

KARAWANEREIEN in den Orten entlang der Routen dienen als Herberge, Stall und Umschlagplatz zugleich: In ihnen übernehmen häufig neue Kaufleute die unter Mühen herbeitransportierten Waren – und leiten sie weiter, meist in östliche oder westliche Richtung (Iran, um 1926)

NAQSCH-E ROSTAM



VIELERORTS am Rand des mehrere Tausend Kilometer langen Wegenetzes scheint der Glanz längst vergangener Kulturen auf. Diese Felsgräber im Süden des Iran beherbergten einst verstorbene Könige der Achaimeniden – Herrscher jener Dynastie, die um 500 v. Chr. in der Region das erste Imperium der persischen Geschichte regierten

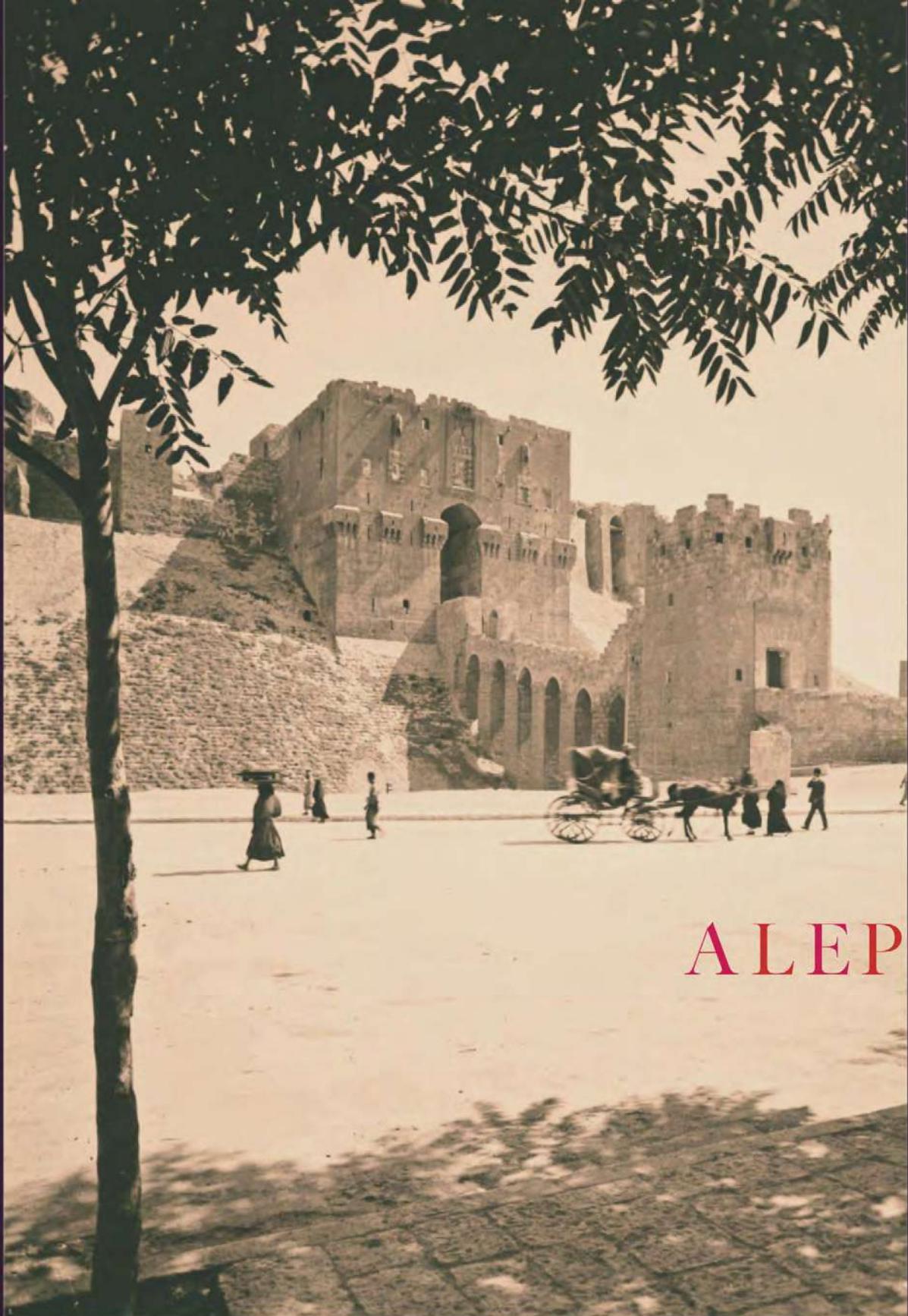


IN BAGDAD kreuzt die Seidenstraße den Tigris. Handel und Landwirtschaft lassen die durch ein ausgeklügeltes Bewässerungs- und Kanalsystem geprägte Kapitale des islamischen Abbasidenkalifats blühen – bis die Mongolen sie 1258 erobern und zerstören (Südtor, um 1910)

BAGDAD



SEIT JAHRTAUSENDEN nutzen Menschen am Tigris Rundboote aus Korbgeflecht. Ein gutes Stück des Weges weiter nach Westen, unweit des Euphrat, teilt sich die Seidenstraße, führt eine Route weiter gen Norden Richtung Aleppo und eine andere über Damaskus (beide in Syrien) in die einst phönizische Hafenstadt Tyros im heutigen Libanon



ALEPPO

EINE DER LETZTEN Etappen der Seidenstraße von Ost nach West passiert Aleppo, das wegen seiner günstigen Lage zwischen dem Euphrat und der Mittelmeerküste von Anfang an zu einer wichtigen Station des Handelsnetzes aufsteigt (1900)

PALMYRA



IN DER ANTIKE schwingt sich auch das an der Seidenstraße gelegene Palmyra zu einem wichtigen Umschlagplatz auf. Etliche Tempel schmücken die Oasenstadt, Statuen und Inschriften ehren die Kaufleute und Karawanenführer, denen der Reichtum zu verdanken ist. 273 n. Chr. aber wird der Ort nach einer gescheiterten Rebellion gegen Rom zerstört und erlangt nie wieder seine frühere Bedeutung (Ruine eines Triumphbogens, um 1900)



VON ALEPO aus ziehen Karawanen weiter in den Hafen von Antiochia (heute Antakya, Türkei). An den Gestaden des östlichen Mittelmeers findet diese Überlandroute der alten Seidenstraße ihren Abschluss. Der Zug der Waren, Nachrichten oder Erkenntnisse indes endet hier nicht. Manche etwa reisen mit dem Schiff weiter, nach Rom vielleicht oder nach Venedig – und setzen so ihren Weg fort, bis sie schließlich ihre Abnehmer erreichen ◇

Die ANFÄNGE

Das Handelsnetz der Seidenstraße entsteht im 2. Jahrhundert vor Christi Geburt. Doch schon lange zuvor haben Menschen Routen und Wege beschritten, die von West nach Ost oder umgekehrt durch den asiatischen Kontinent führen

TEXT: Anja Fries KARTE: Stefanie Peters



Keiner vermag zu sagen, wie alt die Wege wirklich sind, die den Mittelmeerraum mit dem Zentrum Asiens verbinden und sich dort nach Süden und Osten verzweigen. Als gesichert gilt, dass schon der vor vielleicht 200 000 Jahren in Europa aus dem *Homo heidelbergensis* hervorgegangene Neandertaler sein Verbreitungsgebiet bis nach Zentralasien – jener von Kaspischem Meer und Mongolischem Plateau begrenzten Weltgegend – und Sibirien ausdehnt. Auch hier folgt ihm der *Homo sapiens* nach, der vor ungefähr 130 000 Jahren beginnt, sich außerhalb Afrikas auszubreiten, und schließlich die ganze Welt besiedelt.

Im Gebiet des „Fruchtbaren Halbmonds“, der sich von der Levanteküste am östlichen Saum des Mittelmeers über das Zweistromland von Euphrat und Tigris bis an den Persischen Golf erstreckt, erfinden Menschen vor rund 11 000 Jahren die Landwirtschaft, gründen vor etwa 5300 Jahren mit Uruk die wohl erste Metropole der Geschichte und entfalten eine ungeheure zivilisatorische Kraft. Und vermutlich schon seit frühesten Zeit ist es vor allem das Verlangen nach edlen Rohstoffen und exquisiten Produkten, der zum Anlass wird, sich auszutauschen mit anderen Völkern und Kulturen, auch über längere Distanzen hinweg.

Dabei hilft unter anderem die Domestikation des Pferdes, das im Westen der gewaltigen Steppen Eurasiens seit rund 5000 Jahren als Reit- und Lasttier gebraucht wird. Es erhöht die Mobilität der Mensch-

Der Hunger nach

LUXUSGÜTERN

befeuert

den Handel

heit immens. Etwa zeitgleich wird wohl inmitten des asiatischen Kontinents auch das zweihöckrige Kamel gebändigt. Das Tier ist wie kein zweites geeignet für Reisen durch die ausgedehnten Steppen, glutheißen Wüsten, von Schnee und Eis bedeckten Gebirge, die Zentralasiens Landschaft prägen.

Frühe Kulturen im Tarimbecken, jener Region im Nordwesten des heutigen China, durch die dereinst wichtige Handelsrouten verlaufen werden, sind bereits vor 4000 Jahren eingewoben in ein weitreichendes Netz des Austausches, wie jüngste Untersuchungen an den dort gefundenen „Tarim-Mumien“ zeigen. Weizen etwa haben sie aus Westasien bezogen, Heilkräuter aus Zentral- und Hirse aus Ostasien.

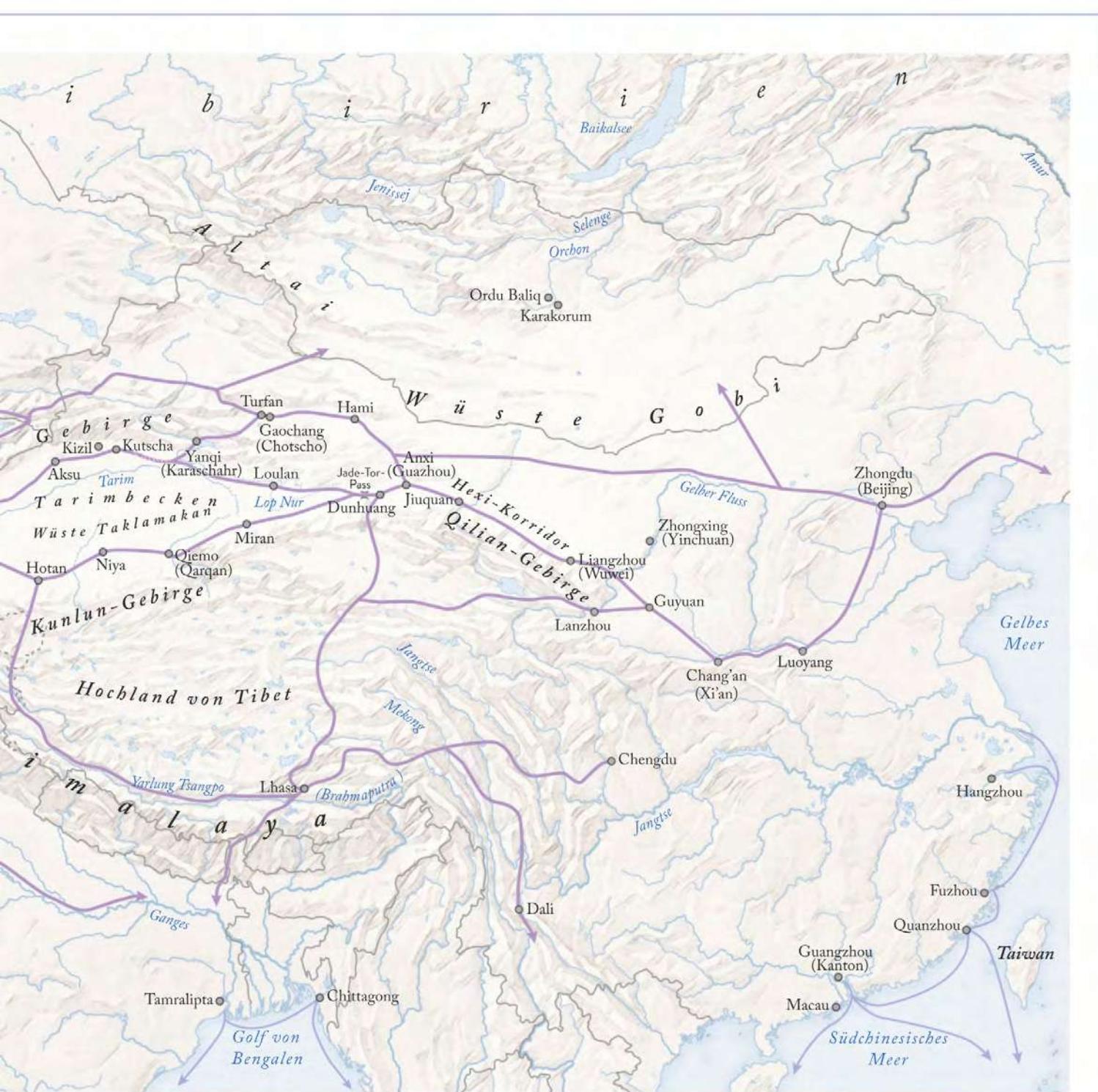
Immer schneller schreitet die Entwicklung voran auf dem Kontinent. Als der Makedone Alexander der Große um 330 v. Chr. Persien erobert, unterwirft er ein durch Straßen und Meldesysteme gut erschlossenes Imperium, das sich von Kleinasien im Westen bis an Indus und Syrdarja weit im Osten erstreckt. Im dortigen Samarkand heiratet der Eroberer 327 v. Chr. eine junge Adelige aus der Region. Ihren weiteren Aufstieg verdanken die Völker Zentralasiens dann vor allem China. Denn das Kaiserreich schickt sich im 2. Jahrhundert v. Chr. erstmals an, Allianzen mit den Reichen im Westen zu knüpfen. 115 v. Chr. etwa entsendet China Emissäre bis an den Hof des Partherkönigs in Persien, um Geschäfte anzubahnen. Damit intensivieren sich die Kontakte, tritt die Mobilität von Menschen und Dingen in eine neue Phase.

Über mehr als 15 Jahrhunderte wird der Hunger nach den Luxusgütern der jeweils anderen Weltregion fortan den Waren-, aber auch den Erkenntnis austausch zwischen Ost und West befeuern. Das wohl exklusivste Exportgut Chinas gibt dem legendären Handels- und Kommunikationsnetz durch das Herz Asiens schließlich seinen Namen: Im Jahr 1877 bezeichnet der deutsche Geograf Ferdinand von Richthofen in einer viel beachteten Publikation dessen Routen als „Seidenstraßen“. Ein Begriff, der sich in der Folge international verbreiten wird. ◇

WEGE DER WAREN UND MENSCHEN



ÜBER MEHR ALS 6500 Kilometer Luftlinie erstreckt sich das Routennetz der Seidenstraße, das Städte wie Tyros oder Antiochia am Mittelmeer mit Chang'an oder Luoyang in China verbindet. Kaum ein Kaufmann aber bereist die ganze Strecke durch Steppen, Wüsten und Gebirge. Die Waren werden vielmehr meist an verschiedenen Umschlagplätzen von Händler zu Händler weitergereicht – bis sie schließlich an ihrem Ziel ankommen: als Kostbarkeiten vom jeweils anderen Ende Asiens. Die eigentliche Seidenstraße ergänzen zudem Routen in nördlich und südlich gelegene Gebiete, die vor allem die Städte und Gegenden in Zentralasien zu Knotenpunkten des internationalen Handels werden lassen. (Die Karte zeigt Wege und Orte aus den Epochen vom 2. Jahrhundert v. Chr. bis zum 16. Jahrhundert n. Chr., die nicht unbedingt alle zur gleichen Zeit existiert haben)



139 v. Chr.

Xiongnu

DIE REISE DES GESANDTEN



Im Jahr 139 v. Chr. schickt Chinas Kaiser den Höfling Zhang Qian auf eine gewaltige Mission: Er soll mit fremden Völkern im Herzen Asiens Kontakt aufnehmen und Allianzen schmieden gegen die Xiongnu, die die Chinesen seit Langem das Fürchten lehren. Dabei gelangt Zhang weiter nach Westen als je zuvor ein Botschafter des Kaisers

TEXT: Svenja Muche GEMÄLDE: Tian Wei



BEGLEITET von mehr als 100 Männern bricht Zhang Qian, den man einmal den Vater der Seidenstraße nennen wird, gen Westen auf. In der Hand hält er das Zeichen eines kaiserlichen Gesandten: einen Bambusstab mit drei Büscheln aus dem Schweifhaar von Yaks

DIE XIONGNU sind ein kriegerisches Reitervolk, das immer wieder in China einfällt. In ihren Geschmeiden – hier eine goldene Gürtelschnalle mit Steinböcken und Raubkatzen von etwa 200 v. Chr. – zeigt sich, welch enorme Bedeutung die Natur und vor allem Tiere für das Leben der Nomaden haben

IHRE ATTACKEN SIND WIE BLITZ- SCHLÄGE



D

Die Expedition, zu der Zhang Qian im Jahr 139 v. Chr. von seiner Heimat aus aufbricht, ist epochal: Nie zuvor wohl ist ein chinesischer Gesandter so weit nach Westen vorgedrungen. Über Tausende Kilometer trägt Zhang das Zeichen eines kaiserlichen Botschafters, einen Bambusstab mit drei Büscheln aus dem langen Schweifhaar von Yaks, durch den asiatischen Kontinent und gelangt dabei tief hinein nach Zentralasien, jener vom Kaspischen Meer im Westen und dem Mongolischen Plateau im Osten begrenzten Weltgegend.

Auf seinem Weg sammelt er Informationen über fremde Länder, Sitten und Völker. Die Erkenntnisse, die er von seiner Reise mitbringt, werden den Vorstoß Chinas ins Zentrum des gewaltigen Erdeils entscheidend vorantreiben. Denn was er berichtet, führt dazu, dass immer mehr Menschen jene Routen begehen, die teils auch Zhang Qian genommen hat: um Beziehungen zu knüpfen, begehrte Rohstoffe, kostbare Waren und nicht zuletzt Ideen zu tauschen. So erwächst nach und nach ein weit gespanntes Handels- und Kommunikationsnetz aus Wegen, Karawansereien und Oasenstädten, das schließlich den Fernen Osten mit dem Vorderen Orient und auch mit Europa und Afrika verbindet. Und als dessen Vater Zhang Qian in die Geschichte Chinas eingehen wird: die „Seidenstraße“.

Dabei ist es kein Gewinnstreben, das den Gesandten nach Westen ziehen lässt. Sondern vielmehr das Ringen zweier Mächte, die um 140 v. Chr. das kontinentale Ostasien beherrschen: das von der Han-Dynastie regierte China im Süden und im Norden das Reich der

von den Rücken
ihrer Pferde aus jagen
die Xiongnu, den
Ackerbau verachten
sie. Vermutlich einen
von ihnen zeigt diese
Gürtelschnalle aus Gold
beim Erlegen eines
Wildschweins



DIE NOMADEN
leben in Zelt-
lagern, speisen
oft im Freien.
Die Feldfrüchte,
die sie genießen,
lassen sie teils
von unterworfe-
nen Völkern
anbauen

Xiongnu, Nomaden und Reiterkrieger aus den asiatischen Steppen. Die Xiongnu sind ein so rätselhafter wie wehrhafter Stammesverband, der die Chinesen das Fürchten lehrt und gegen das der amtierende Kaiser Verbündete sucht. So dringend, dass er Zhang Qian als Gesandten nach Westen ausschickt. Mitten hinein ins Ungewisse.

R

Rund 80 Jahre ist es da erst her, dass ein König des Reichs von Qin alle rivalisierenden Herrscherhäuser in China mitsamt ihren Gebieten unterworfen und sich zum Kaiser des gesamten Landes erhoben hat. Das Imperium, über das mittlerweile seine Nachfolger aus der Dynastie der Han regieren, erstreckt sich nun vom Mittellauf des Jangtse im Westen bis an die Ufer des Ostchinesischen Meeres. Im Norden jedoch, am Gelben Fluss, stoßen die Chinesen auf einen Gegner, dem sie lange wenig entgegenzusetzen haben: die Xiongnu.

Niemand weiß mit Sicherheit, woher die Steppenkrieger kommen, die über Jahrhunderte Chinas ärgster Gegner sind. Auch wie sie sich selbst nennen, ist unbekannt. Als Xiongnu, was etwa so viel wie „Unheil bringende Sklaven“ bedeutet, erscheinen sie im 3. Jahrhundert v. Chr. erstmals in chinesischen Chroniken. Hinter der Bezeichnung verbirgt sich wohl eine Konföderation verschiedener Stämme, die sich womöglich im Norden des heutigen China zusammengeschlossen haben – und aus deren Verbund das erste von Nomaden begründete Großreich Asiens entsteht.

Wohl im Jahr 209 v. Chr. schwingt sich der Xiongnu-Prinz Modu zum Chanyu auf, wie deren oberster Anführer in chinesischen Quellen genannt wird. Er unterwirft andere Nomadenvölker im Osten und Westen, dehnt seine Macht auf Gebiete in der nördlichen Mongolei sowie am heutigen Baikalsee aus, führt unter seinen Reiterkriegern eine strikte militärische Disziplin ein, formt sie zu einer noch schlagkräftigeren Truppe. Seine Nachfolger vergrößern das Reich weiter, gebieten schließlich über Völker und Länder vom kasachischen Balqaschsee und dem Tarimbecken im Westen bis zur Mandschurei im Osten.

Die Chinesen fürchten die Reiterattacken der mit Pfeil und Bogen bewaffneten Xiongnu. Die Krieger „stoßen herab wie ein Schwarm Vögel“ und „zerstreuen sich wieder und verschwinden wie Nebel“, beschreibt ein kaiserlicher Berater deren Taktik. Gegen diese Blitzangriffe hat die schwerfällige chinesische Infanterie kaum eine Chance. Chinas Herrscher stellen daher selbst Kavallerieeinheiten auf, bauen zudem Schutzwälle, um die Xiongnu von ihren Territorien fernzuhalten: Vorläufer der Chinesischen Mauer. Und sie versuchen, sich durch Tribute Frieden zu erkaufen.

Was die Xiongnu neben Gold, Juwelen, Reis und Wein besonders begehrten, ist Seide. Der Chanyu hüllt sich selbst in das schimmernde, aus dem Gespinstfaden der Seidenraupe gewebte Tuch oder gibt es weiter an die ihm untergebenen Stammesführer; denn die folgen ihm nur, solange er durch Tribute oder Raub genügend Luxusgüter heranschaffen kann. Ein Teil des edlen Stoffes wird verkauft und gelangt so auf andere asiatische Märkte weit außerhalb Chinas.

Doch weder Mauern noch Bestechung halten die Xiongnu von chinesischem Gebiet fern. Als im Jahr 141 v. Chr. Kaiser Wu den Thron besteigt, ist die Macht des Herrschers im Inneren weitgehend gefestigt. Einige Jahre später sehen Wu und seine Berater die Zeit gekommen, den äußeren Feind endgültig niederzuringen. Er lässt aufrüsten, Armbrüste und Panzerkleidung in Massen herstellen – und sucht nach Verbündeten. Angehörige der Xiongnu, die die Seiten gewechselt haben, berichten dem chinesischen Herrscher etwa vom Nomadenvolk der Yuezhi. Die sollen Groll gegen die Xiongnu hegen, seit sie von diesen besiegt und vertrieben wurden – der Chanyu soll ihren König getötet und dessen Schädel zu einem Trinkbecher verarbeitet haben.

SCHON BALD
nach seinem
Aufbruch gerät
Zhang in Gefan-
genschaft der
Xiongnu. Über
viele Jahre lebt
der Gesandte
bei ihnen, er
bekommt sogar
eine Xiongnu zur
Frau (im Bild:
Chinesinnen in
einem Lager der
Nomaden)



DIESE GOLD-PLAKETTE zeigt den Kampf zwischen Raub- und Beutetier, dessen Zeugen die Xiongnu auf ihren langen Zügen immer wieder werden



Kaiser Wu hofft nun, die Yuezhi als Mitstreiter gewinnen zu können und lässt einen entsprechenden Aufruf verbreiten: Gesucht werden Freiwillige für eine Mission zu den Yuezhi. Eine Reise, die viele Monate, gar Jahre dauern kann, zudem voller Gefahren ist, denn die Gesandtschaft muss neben schwierigem Terrain auch Feindesland passieren. Die Yuezhi leben Tausende Kilometer entfernt, zwischen dem Fluss Ili und dem See Yssykköl (im heutigen Kirgisistan). Der gangbarste Weg dorthin führt durch den Hexi-Korridor, eine lang gestreckte Passage zwischen dem Südrand der Wüste Gobi und dem Qilian-Gebirge, die ebenso wie das Gebiet dahinter unter Kontrolle der Xiongnu steht.

Aber das schreckt Zhang Qian, über dessen bisheriges Leben kaum etwas überliefert ist, offenbar nicht; der Höfling meldet sich und wird für die Mission ausgewählt. Vom Grenzbezirk Longxi aus macht der Mittfünfziger sich 139 v. Chr. auf, begleitet von mehr als 100 Mann, darunter ein Xiongnu namens Ganfu.

W

Weit kommen sie nicht. Nach nur wenigen Tagen oder Wochen greifen Xiongnu sie auf, nehmen sie fest und bringen sie zum Chanyu. Wo genau dieser Hof hält, ist ungewiss; möglich, dass es eine Art Kapitale der Steppenkrieger im Gebiet des nordmongolischen Flusses Selenge gibt, wo Archäologen später prächtig ausgestattete Gräber der Xiongnu finden werden. Vermutlich zieht der Hof aber ohne festen Hauptort umher.

Vielleicht empfängt Chanyu Junchen den chinesischen Gesandten in einer Jurte, dem traditionellen runden Zelt der Steppennomaden. Womöglich eröffnet er Zhang Qian dort, dass der Bote und seine Begleiter fortan als Gefangene bei den Xiongnu leben werden. Zhangs Mission scheint beendet, bevor sie richtig begonnen hat.

DIE MISSION WIRD ZUR TORTUR



EIN HIRSCH zierte diesen Aufsatz aus Bronze, der vermutlich einen hölzernen Wagen krönte. In solchen Gefährtten transportieren die Xiongnu ihr Hab und Gut

Unter strenger Beobachtung ziehen Zhang und wohl auch seine Begleiter fortan mit dem Chanyu durch das mongolische Kernland der Nomaden und das gesamte Reich der Xiongnu. Sie folgen Herden aus vielen Tausend Pferden oder Rindern, aus Schafen, Kamelen oder Ziegen zu ihren wechselnden Weidegründen, leben in den Zeltlagern, die die Hirten dort jeweils aufschlagen. Viele Winter und viele Sommer lang. Feldfrüchte erhalten die Xiongnu, deren Eliten die Arbeit auf dem Acker verachteten, als Tribut von sesshaften Völkern, tauschen sie gegen Vieh oder erbeuten sie bei Raubzügen. Zudem haben sich die Xiongnu im Zuge ihrer Eroberungen Gebiete angeeignet, in denen die Menschen Landwirtschaft betreiben. Der Chanyu lässt dort auch gefangene Chinesen ansiedeln, die Getreide für die Reiterkrieger anbauen müssen. Ein Schicksal, das dem Gesandten des Kaisers wohl erspart bleibt.

Zhang erhält eine Xiongnu zur Frau, zeugt mit ihr mindestens einen Sohn. All die Jahre aber wartet er insgeheim auf eine Gelegenheit, seine Mission fortzusetzen. Er sei ein Mann von „großer Stärke, Entschlossenheit und Großzügigkeit“ heißt es über ihn in einer chinesischen Chronik. Tatsächlich beweist er eine bewundernswerte Geduld, bis die Wachsamkeit der Xiongnu nachlässt. Erst nach mehr als zehn Jahren gelingt es Zhang und einigen Begleitern, zu entkommen. Wie genau, ist nicht überliefert, und auch sonst geben die erhaltenen Berichte nur wenige Details zu Zhangs Flucht preis.

Sein Ziel ist jedenfalls inzwischen noch weiter entfernt als zuvor, denn die Yuezhi, die Zhang als Verbündete für seinen Kaiser gewinnen soll, sind weitergezogen, in Gebiete am Nordufer des Flusses



NACH MEHR als zehn Jahren kann Zhang aus der Gefangenschaft fliehen. Er setzt seine Mission fort und knüpft Kontakte, die Ausgangspunkt späterer Allianzen werden (hier trifft um 40 v. Chr. der chinesische Kaiser, links, mit dem Herrscher der Xiongnu zusammen)

Amudarja. So hat Zhang es wohl bei den Xiongnu gehört. Welche Route dorthin er genau nimmt, ist umstritten. Die Überlieferung zu Zhang Qians Reise im Werk des wenige Jahre vor dem Expeditionsbeginn geborenen chinesischen Geschichtsschreibers Sima Qian lässt manche moderne Historiker jedoch vermuten, dass er dem Verlauf des Flusses Tarim nach Westen folgt.

Ein harter Weg steht ihnen bevor, denn kaum irgendwo fordert die Natur den Menschen derart heraus wie im Inneren der gewaltigen asiatischen Landmasse. Südlich des Tarim, im heute nach dem Fluss benannten Becken, breitet sich die gnadenlos dürre Taklamakan aus, eine der größten Sandwüsten der Erde. Tagsüber brennt die Sonne hier heiß vom Himmel, während die Temperaturen nachts oft unter den Gefrierpunkt sinken. Sandstürme peitschen Reisenden feine Körnchen ins Gesicht.

Der Tarim und seine Nebenflüsse nähren kleine Oasenreiche, in denen Zhang wohl rasten lässt. Die Flüsse werden von Schmelzwasser aus den Hochgebirgen gespeist, die am Rand des Tarimbeckens aufragen. Zhang und seine Begleiter klettern vermutlich in nordwestlicher Richtung über schneebedeckte Hänge, fröstelnd und in der Höhenluft schwer atmend. Erst nach Wochen öffnet sich vor ihnen das heute zu Kirgisistan, Tadschikistan und Usbekistan gehörende Ferghana-Tal.

H

Hier liegt das Reich von Dayuan. Dessen Bewohner, so berichtet Zhang es später, leben in befestigten Städten, bauen Reis, Weizen und Wein an. Besondere Beachtung schenkt Zhang den Pferden, die sie halten. Denn Chinas Kaiser sind stets auf der Suche nach edlen Rössern. Die Reittiere der Dayuan sind größer und muskulöser als jene der Xiongnu, was ein Vorteil für die bevorstehenden Kämpfe sein kann. Und sie „schwitzen Blut“, wie Zhang erstaunt bemerkt. Vermutlich vermischt sich Blut, das aus von Parasiten gebildeten Knötchen in der Haut austritt, mit dem Schweiß der Pferde.

Der König von Dayuan empfängt den chinesischen Gesandten freundlich. Er hat, so heißt es in der Chronik von Sima Qian, vom Reichtum des chinesischen

Kaiserreichs gehört. Zhang verspricht dem Herrscher „zahllose Geschenke“, wenn dieser ihm hilft. Und so stattet der König Zhangs Mission großzügig mit Dolmetschern und Führern für die Weiterreise in das benachbarte Nomadenreich Kangju aus. Von dort zieht Zhang weiter in westlicher Richtung, zum Amudarja, wo inzwischen der Großteil der Yuezhi lebt. Nach jahrelanger Gefangenschaft und Monaten beschwerlicher Wanderung ist er endlich am Ziel.

Wie die Xiongnu sind die Yuezhi ein kriegerisches Hirtenvolk, erst kürzlich haben sie die zwischen Amudarja und Hindukusch gelegene Region Baktrien unterworfen. Der Hof ihres Königs liegt nördlich des Flusses, dort präsentiert Zhang wohl sein Bündnisangebot. Doch was für eine Enttäuschung: Der Herrscher winkt ab. Das Land, über das er gebietet, ist reich und fruchtbar, warum sollte er es verlassen, um die einstige Vertreibung durch die Xiongnu zu rächen?

Rund ein Jahr bleibt Zhang Qian bei den Yuezhi. Er nutzt die Zeit, reist umher, besucht auch die Städte der Baktrer, wo er zu seinem eigenen Erstaunen Bambusstücke und Tuche aus Sichuan, einer Provinz im Süden Chinas, entdeckt. Die Einheimischen erklären ihm, ihre Händler würden die Waren südöstlich von Baktrien einkaufen, in Shendu (vermutlich ein Reich am Indus). Zhang schließt

ÜBER DIE
Götterwelt der
Xiongnu ist kaum
etwas bekannt.
Vermutlich aber
zelebrieren die
Steppenkrieger
von Schamanen
geleitete Feste
ähnlich dem hier
gezeigten



FRIEDLICH
GRAST dieser
Wildesel aus
Gold. Die Xiong-
nu ziehen mit
ihren Tieren –
neben Pferden
auch Kamele und
Rinder, Schafe
und Ziegen – zu
wechselnden
Weidegründen



daraus, dass es noch eine andere, viel weiter südlich gelegene Route nach Baktrien geben muss. Sie könnte China einen sicheren Weg nach Westen öffnen.

Zhang erfährt zudem von weiteren Reichen und Regionen, darunter Anxi (Parthien, am Kaspischen Meer) und Tiaozhi (wohl Mesopotamien). Gewissenhaft notiert er Größe, militärische Stärke und Wirtschaftsweise aller Völker, denen er begegnet oder von denen er hört.

Seinen eigentlichen Auftrag aber kann Zhang nicht erfüllen, der König der Yuezhi lässt sich nicht von einer Allianz überzeugen. Nach all den Mühen muss der Botschafter des Kaisers von China ohne die erhoffte Bündniszusage die Rückreise antreten.

Z

Zhang wählt dafür die Route am Saum des Kunlun-Gebirges, das den Südrand des Tarimbeckens und der Taklamakan bildet. Schließlich aber liegt wiederum von den Xiongnu kontrolliertes Gebiet vor ihm. Zhang setzt seinen Weg vermutlich durch die südlich davon gelegenen Berge fort. So hofft er wohl, einer erneuten Gefangennahme zu entgehen. Doch sein Plan geht nicht auf. Abermals gerät er in die Fänge der Steppenkrieger, die ihn erneut festsetzen. Dieses Mal jedoch entkommt er nach nur rund einem Jahr, denn der Tod des Chanyu Junchen löst Kämpfe um dessen Nachfolge aus, in den daraus folgenden Wirren kann Zhang fliehen.

Wohl 126 v. Chr., 13 Jahre nach seinem Aufbruch gen Westen, erreicht der kaiserliche Gesandte wieder den Hof in Chang'an. Nur Ganfu begleitet ihn noch, vielleicht auch seine Xiongnu-Frau sowie der gemeinsame Sohn und etwaige weitere Kinder der beiden. Darüber, was mit den anderen Mitgliedern der Gesandtschaft geschah, hat keine Nachricht die Jahrhunderte überdauert.



13 JAHRE nach seinem Aufbruch kehrt Zhang an den kaiserlichen Hof in der Stadt Chang'an zurück – und bringt seinem Herrscher unzählbare Erkenntnisse über die Völker Zentralasiens (Gemälde des chinesischen Künstlers Hong-nian Zhang, geb. 1947)

Verbündete bringt Zhang Qian seinem Kaiser zwar nicht, dafür aber unfassbar wertvolle Informationen. Er berichtet von Völkern, die in Städten wohnen und die in China weitgehend unbekannten Weintrauben anbauen, von den Baktrern, die geschickte Händler seien und auf dem Markt in ihrer wichtigsten Stadt Lanshi (Baktra, das heutige Balch in Afghanistan) alle möglichen Waren anbieten. Von den Rössern aus Dayuan, die, so erzähle man sich dort, Nachfahren „himmlischer Pferde“ seien. Von kampfstarken Nomaden, die Hunderttausende Reiterkrieger mobilisieren könnten. Mit kostbaren Gaben, so spekuliert Kaiser Wu nun, könnte er sich die Unterstützung der Reiche im Westen und ihre Ressourcen sichern. Seinen loyalen Botschafter ehrt der Herrscher mit dem Posten eines Palastberaters.

D

Doch unter so großen Anstrengungen Zhang seine Erkenntnisse gewonnen hat, so schwierig erweist es sich für das Kaiserreich, sie strategisch zu nutzen. Denn der Hexi-Korridor, der Hauptzugang nach Westen, steht noch immer unter Kontrolle der Xiongnu. Versuche, die von Zhang vermutete Südroute durch Indien zu finden, scheitern. Immerhin erweist sich Zhangs Zeit bei den Xiongnu als nützlich. Denn während seiner Abwesenheit hat China mit Angriffen gegen die Steppenkrieger begonnen. Zhang nimmt nun selbst als Offizier an den Kriegszügen teil und kann den chinesischen Soldaten zeigen, wo sie im Feindesland Wasser und Weiden finden. Für seine Verdienste erhält er den hohen Adelstitel eines *hou*, eines Markgrafen.

Um 121 v. Chr. soll er ihm zugeteilte Truppen in den Kampf gegen die Xiongnu führen. Aber er kommt zu spät zum vereinbarten Treffpunkt mit anderen Verbänden, die aufgrund der fehlenden Unterstützung von den feindlichen Kämpfern aufgerieben werden. Ein militärisches Versagen, das normalerweise die Todesstrafe nach sich zieht. Zhang kann ihr jedoch entgehen, indem er ein Bußgeld zahlt und seine Adelswürde aufgibt.

Erst im Jahr 119 v. Chr. sieht Zhang Qian die Gelegenheit, sich zu rehabilitieren. Die Xiongnu sind nach mehreren Niederlagen geschwächt, China konnte ihnen bereits die Kontrolle über den strategisch so bedeutenden Hexi-Korridor entreißen. Zhang, den der Kaiser noch immer als Experten für die „Westlichen Regionen“ schätzt, schlägt nun eine zweite Mission dorthin vor. Und so zieht er, seinem hohen Alter von mehr als 70 Jahren zum Trotz, erneut los. Dieses Mal mit einer Gesandtschaft von 300 Mann und Packtieren, die ein Vermögen an Gold und Seidenwaren tragen. Zhang Qian will die Völker des Westens mit dem Glanz des Kaiserreichs überwältigen, die Aussicht auf Reichtum soll deren Herrscher dazu bewegen, sich China freiwillig zu unterwerfen.

Um möglichst viele Verbündete zu gewinnen, sendet Zhang weitere Boten unter anderem nach Dayuan, nach Baktrien und zu noch entfernteren Reichen aus. Er selbst bleibt bei den Wusun südlich des Balqaschsees, die den Xiongnu feindlich gesonnen sind. Um 115 v. Chr. kehrt er mit Repräsentanten der Wusun zurück, die dem Kaiser für die erhaltene Seide und die anderen Geschenke prächtige Pferde bringen. Der begeisterte Herrscher ernennt Zhang Qian zu seinem Minister für staatliche Missionen, zuständig für die äußeren Belange Chinas.

Bald treffen auch die von Zhang ausgesandten Botschafter am Hof in Chang'an ein und mit ihnen Vertreter weiterer Reiche. Zwar unterwerfen die fernen Herrscher sich dem Kaiser nicht, aber dank Zhang Qian bestehen nun erstmals diplomatische Kontakte zwischen China und den Regionen Zentralasiens. Regelmäßig wandern fortan etliche Gesandtschaften entlang der Ost-West-Routen, die teils auch Zhang auf seinen Reisen genommen hat, bringen diplomatische Geschenke und tragen andere zurück in ihre Heimat. Nicht wenige nutzen ihre offiziellen Missionen und den damit verbundenen Warenaustausch lediglich als Vorwand für eigene Geschäfte, so entwickelt sich ein reger Handel.

Um die Reisenden vor Überfällen der Xiongnu zu schützen, lässt der chinesische Kaiser die von seinen Vorgängern erbauten Mauern nach Westen erweitern und ein System aus Signaltürmen errichten. Entlang der Verteidigungsanlagen entstehen zudem bewachte Speicher, aus denen die Gesandtschaften mit Proviant versorgt werden. Um 110 v. Chr. befiehlt Kaiser Wu den Bau von Festungen am westlichen Ausgang des Hexi-Korridors. Bald registrieren Beamte hier nicht nur, wer die Grenze nach China passiert, sondern auch Art und Wert der zu verzollenden Güter. Die Bastion am Jade-Tor-Pass – benannt nach den Steinen, die China aus dem Tarimbecken importiert – entwickelt sich zum wichtigsten chinesischen Grenzposten für Menschen und Waren. Ein bedeutender Knotenpunkt im Wegenetz der Seidenstraße.

Die Xiongnu indes werden zur scharfen Konkurrenz Chinas im Ringen um die Vorherrschaft über die Reiche und Handelsrouten im Westen. Doch bis etwa 50 v. Chr. gelingt es dem chinesischen Kaiserreich mit seinen Verbündeten, darunter den Wusun, die Xiongnu weitgehend aus Zentralasien zu verdrängen. Innere Machtkämpfe schwächen das Imperium der Xiongnu. Um 50 n. Chr. kommt es zur Spaltung: Die südlichen Xiongnu werden Teil des kaiserlichen Machtbereichs, die nördlichen hingegen bleiben einstweilen unabhängig. Im Jahr 93 n. Chr. schließlich tötet ein chinesischer General deren letzten Chanyu und bringt damit das erste Steppenreich Asiens endgültig zu Fall.

Zhang Qian, dessen Reisen den entscheidenden Anstoß für Chinas Vordringen nach Westen gegeben haben, stirbt im Jahr 113 v. Chr. als hoch angesehener Mann – und bis heute gilt er den Chinesen als „Vater der Seidenstraße“. ◇

LITERATURTIPPS

CHRISTOPH BAUMER

»The History of Central Asia Vol. 2: The Age of the Silk Roads«

Überblickswerk mit einem ausführlichen Kapitel zu den Xiongnu (I.B. Tauris).

THOMAS O. HÖLLMANN

»China und die Seidenstraße«

Anschauliche Darstellung (C. H. Beck).



Lesen Sie auch »Herrschaft der Parther: Im Reich der Karawanen« (aus GEOEPOCHE Nr. 99) über Persien und die Seidenstraße um 100 n. Chr. auf www.geo-epoche.de

IN KÜRZE

Mit einer Gesandtschaft will Chinas Kaiser 139 v. Chr. Kontakte knüpfen zu den Völkern westlich seines Reiches – und Verbündete gewinnen gegen den kriegerischen Stammesverband der Xiongnu. Die Mission des Höflings Zhang Qian begründet Chinas Engagement in einem einzigartigen Handels- und Kommunikationsnetz, das man dereinst Seidenstraße nennen wird.

um 550 n. Chr.

Das erste Reich der Türk

BUMIN muss ein
stolzer, energischer
und zugleich kluger
Kämpfer gewesen sein:

Im Jahr 551 n. Chr.
errichtet der Anführer
der Türk ein Imperium,
das sich bald von der

Mongolei bis an
das Kaspische Meer
erstrecken wird



Diese Schmach will er nicht hinnehmen. Der Anführer der Türk hat einen Sieg errungen. Dafür gebührt ihm Anerkennung. Doch als diese Bumin verwehrt wird, sinnt er auf Rache. Und entfesselt einen Sturm, der die Herrschaftsverhältnisse in Asien zerstören und zum Aufstieg eines neuen Imperiums führen wird: des ersten Reichs der Türk.

Dessen Anfänge liegen jedoch weitgehend im Dunkeln. Seit Jahrhunderten ziehen nomadische Reiterstämme über die Steppen rund um das Altai-Gebirge, heute eine Grenzregion zwischen China, Russland, Kasachstan und der Mongolei. Wohl ab der Mitte des 5. Jahrhunderts gelingt es dem Clan der Aschina, zu denen auch Bumin gehört, umliegende Stämme in einer Allianz zu vereinen. Die Aschina nennen sich selbst Türk, „die Starken“ – ein Begriff, der sich mit der Zeit auf alle Völker unter der Führung der Aschina überträgt; zudem nehmen viele von ihnen eine gemeinsame Sprache an.

Unabhängig indes sind die Türk nicht. Sie leben unter der Herrschaft einer weitaus größeren Stammeskoalition: der Rouran. Die Türk, wohl begnadete Metallhandwerker, dienen ihnen offenbar vor allem als Waffenschmiede.

Doch innerhalb der Rouran gärt es, Machtkämpfe erschüttern die Koalition. Im Jahr 546 schlagen die Türk unter Bumins Führung eine Rebellion gegen den Herrscher nieder. Für seinen Sieg fordert Bumin nun selbstbewusst eine Prinzessin zur Frau. Aber der Herrscher der Rouran denkt nicht daran, seine Tochter an einen untergebenen Stammesführer zu vergeben.

So greift Bumin mit Gewalt nach der Macht. Im Jahr 551 verbündet er sich mit dem Kaiser einer Dynastie, die den Westen des seit einigen Jahrzehnten zersplitterten Chinas regiert. Dieser gibt Bumin eine Tochter zur Frau und unterstützt ihn gegen die Rouran. In nur wenigen Monaten zertrümmert der Türk-Herrscher deren Reich.

Aber auch das genügt Bumin (über den nur noch bekannt ist, dass er im Jahr 552 stirbt) und seinen Nachfolgern nicht. Sie ziehen weiter, unterwerfen im Westen siedelnde Stämme und bringen benachbarte Nomadenvölker nördlich und östlich des Altai unter ihre Kontrolle. Auch gegen die mächtigen Sasaniden, deren Herrschaftsgebiet sich von Meso-

potamien bis nach Indien erstreckt, gelingen den Türk immer wieder erfolgreiche Vorstöße; nicht zuletzt durch Allianzen mit dem Reich von Byzanz. So dehnt sich das Imperium der Türk schließlich vom Kaspischen Meer im Westen bis kurz vor die Küste des Pazifischen Ozeans im Osten.

Ihre Lebensweise begünstigt die rasante Expansion: Die Reiterkrieger ziehen mit Pferd und Zelt über die Steppe. So können sie bei Angriffen schnell zurückweichen oder – wenn sich die Gelegenheit bietet – im Galopp Verwüstung und Tod ins Gebiet ihrer Feinde tragen.

Zudem erweisen sich die Khagane, wie die Türk ihre Herrscher nennen, als kluge Verwalter: Eng lassen sich die Nachfolger Bumins von den Sogdern, einem entlang der Seidenstraße siedelnden Volk von Händlern und Kaufleuten, beraten (siehe Seite 50). Mit ihrer Hilfe transportieren sie etwa große Mengen wertvoller Seidenstoffe aus China nach Westen. Die Handelsprofite füllen ihre Schatztruhen.

So ist es ein Bild des Überflusses, das sich Zemarchos, einem Diplomaten des byzantinischen Kaisers, knapp zwei Jahrzehnte nach Bumins Triumph über die Rouran bietet. Als der Gesandte 569 durch die seidenen Bahnen des Herrscherzels tritt, empfängt ihn der Khagan auf einem golde-

nen, links wie rechts mit Wagenräder bestückten Thron.

Neben Macht und Reichtum prägt indes auch ein schwelender Streit um Bumins Nachfolge die Geschicke der Türk. Schon 553 hat sich das Riesenreich in einen Ost- und einen Westteil aufgespalten, jeweils regiert von einem eigenen Khagan. Chinas Kaiser spielen die beiden Herrscher geschickt gegeneinander aus, paktieren mal mit dem einen, mal mit dem anderen. 630 stirbt der letzte Khagan des Ostreiches in einem chinesischen Kerker. 29 Jahre später muss sich auch das Westreich der Türk China unterwerfen.

Einzelne Stämme aber ziehen weiter als Nomaden und Reiterkrieger umher, mal unter eigenständiger, mal unter fremder Herrschaft. Einige, die im Westen des ehemaligen Großreichs leben, treten zum Islam über und dringen ab dem 11. Jahrhundert teils gewaltsam, teils friedlich nach Anatolien vor. Es ist die dortige Präsenz der aus den Steppen und Hochebenen im Herzen Asiens stammenden Turkyölker, die den Grundstein legt für die heutige Türkei. ☈

KRIEGER UND STAATSGRÜNDER

Um die Mitte des 5. Jahrhunderts n. Chr. schmiedet der Clan der Aschina, die sich selbst Türk, »die Starken«, nennen, eine Allianz unter den Nomaden rund um das Altai-Gebirge. Keine 100 Jahre später erhebt sich einer ihrer Anführer zu größter Macht: Bumin

TEXT: Jakob Bauer ILLUSTRATION: Timo Zett

630 n. Chr.

Buddhismus

BAMI

ZENTRUM DES GLAUBENS

Nicht nur Menschen und Waren wandern auf der Seidenstraße, auch Weltanschauungen und Religionen verbreiten sich über ihre Routen. Früh schon erreicht der Buddhismus Bamiyan im heutigen Afghanistan. Er lässt die Stadt erglänzen – und wird in der Region seinerseits verändert: Radikal anders schauen die Anhänger bald auf den »Erleuchteten«

IN EINEM
FRUCHTBAREN
Hochgebirgstal
in den Bergen
des Hindukusch
liegt Bamiyan,
gesäumt von
einer gewaltigen
Felswand



YAN



LANGE IST
die Gegend von
Gandhara, in
deren Nachbar-
schaft Bamiyan
liegt, hellenis-
tisch geprägt.
Unter diesem
Einfluss wagen
die dortigen
Künstler etwas
radikal Neues:
Sie stellen
Buddha – nach
westlicher
Manier – in
menschlicher
Gestalt dar



TEXT: Tobias Sauer

Ihre Erleichterung muss gewaltig sein, als die Pilger im Jahr 630 das Tal von Bamiyan erreichen. Frierend haben sie sich durch eine Hölle aus Eis und bis zu zehn Meter hohen Schneewehen gekämpft. „Wind und Schnee wechseln sich pausenlos ab“, berichtet Xuanzang, ein Mönch aus China, der zu der Gruppe gehört und seine Reise schriftlich festhalten wird. „Den Bergpfaden ist nur schwer zu folgen.“ Dabei sollte doch eigentlich Sommer sein. Aber dem Buddhisten ist, als hätten sich „Berggötter und Geister“ in ihrem Zorn gegen die Reisenden verschworen. Die Jahreszeiten scheinen aufgelöst. Und stets begleitet die kleine Karawane die Furcht vor Räubern, die es auf ihre Habe und womöglich auch ihr Leben abgesehen haben. Denn für Überfälle ist die Gegend in den Bergen des Hindukusch im heutigen Afghanistan in jenen Jahren berüchtigt.

Nun aber liegen all diese Gefahren endlich hinter ihnen. Vor der Gruppe öffnet sich ein blühendes Tal mit Weiden und friedlich grasenden Schafen und Pferden. Auf Feldern und in Gärten wachsen Weizen, Früchte, Blumen. Staunend mögen die Pilger unterhalb der gewaltigen, mehr als einen Kilometer langen Felsklippe entlangziehen, die das Tal säumt. Sie recken sicherlich die Köpfe empor zu den Hunderten von Höhleneingängen, deren Holzfassaden im unteren Teil der bis zu 150 Meter hohen Steinwand auszumachen sind. Gut möglich, dass von dem einen oder anderen Eingang auch farbige Stoffbahnen herunterhängen.

Schier den Atem dürften den Neuankömmlingen aber die beiden Statuen rauben, die hier aus dem Felsen geschlagen sind. Etwa 35 und 53 Meter hoch. Monumentale Bildnisse eines stehenden Buddha, die ein und dieselbe Geste zeigen: Sie haben eine Hand erhoben, die Innenfläche nach außen, als würden sie einen Gruß Richtung Stadt entbieten.

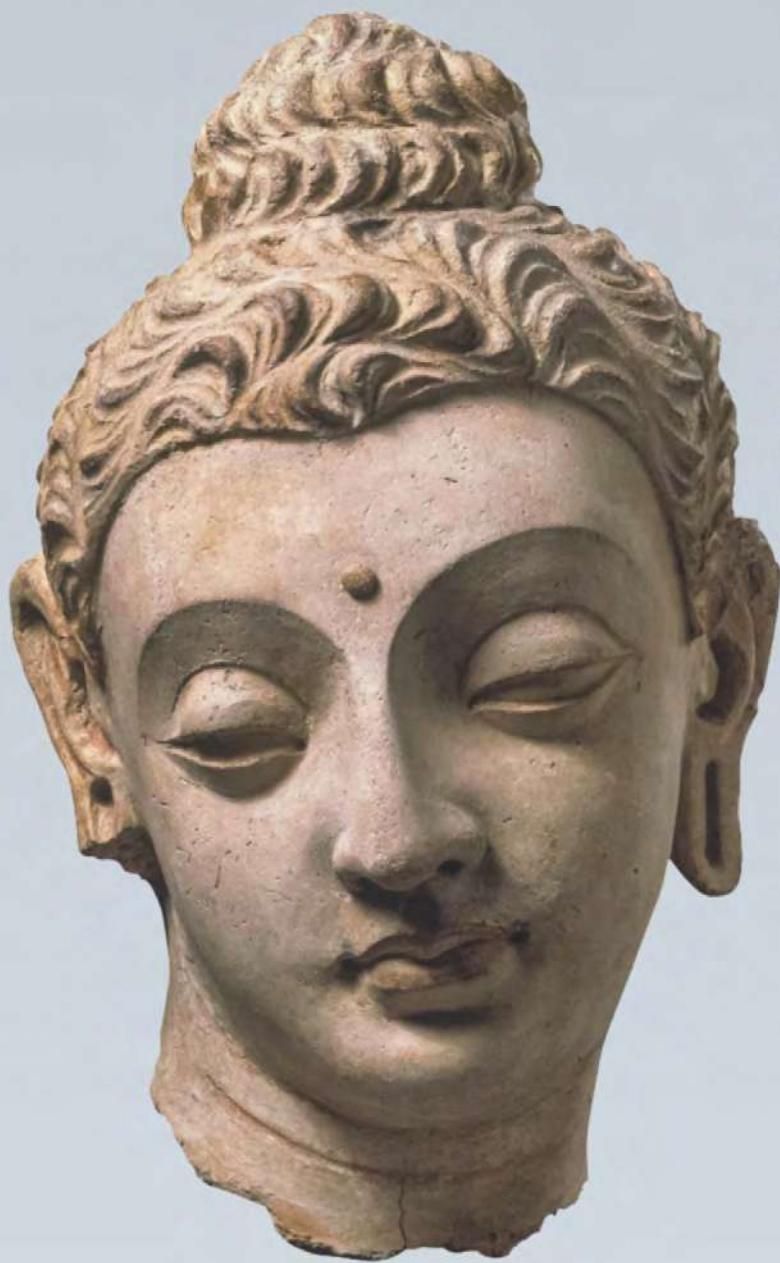
Die Stadt Bamiyan zu Füßen der Kolosse ist ein Zwischenziel der Pilger auf ihrer Reise nach Indien und das Ende ihrer Wanderung für den heutigen Tag. Als sie den Ort betreten, öffnet sich ihnen eine exotische Welt voll heiliger Betriebsamkeit. Die meisten Bewohner tragen Pelze und Kleidung aus grober Wolle, um sich vor der Kälte zu schützen, stellt Xuanzang fest. Wahrscheinlich ziehen vor seinen Augen buddhistische Mönche in gelben und orangefarbenen Roben ihres Weges, hin zu einer Prozession oder in eines der zahlreichen Klöster der Stadt. Unter den zahlreichen Stupas am Ort – runden, kuppelartigen Reliquienschreinen zur Verehrung Buddhas – ragt ein gewaltiger heraus: mit seiner Höhe von etwa 80 Metern, farbig bemalt und mit Bannern geschmückt, ist er schon von Weitem zu sehen gewesen.

Sicher sind Schlagzeuge zu hören, helle Becken und vor allem der Gong, mit dem die Mönche ihren Tagesablauf gliedern. Aus dem letzten Winkel Bamiyans

KUNSTVOLL präsentieren die Meister von Gandhara auch Szenen aus den zahlreichen Vorleben Buddhas: Der Asket, der sich in diesem Relief vor einem anderen Erleuchteten niederrichtet, wird dereinst als der Religionsstifter wiedergeboren

AUS INDIEN
gelangt der Buddhismus bereits um 250 v. Chr. nach Zentralasien. Entlang der Seidenstraße entstehen zahlreiche heilige Monamente wie dieser Stupa am Khyberpass





HAARKNOTEN,
und Stirnmal lassen
erkennen, dass dieser
Kopf Buddha dar-
stellen soll. Die durch
einstiges Tragen von
Schmuck verlängerten
Ohrläppchen verwei-
sen auf den früheren
Wohlstand, dem er
entsagt hat

HUNDERTE
Höhlen klaffen in
der Felswand
von Bamiyan, in
denen Buddhas
Anhänger täglich
meditieren, um
selbst Erleuchtung
zu erlangen

DAS NIRWANA IST DAS ZIEL ALLER MÜHEN

tönen wohl auch die Betgesänge, die sich zu einem einzigen Klangteppich verweben, sodass einzelne Stimmen kaum auszumachen sind. Und über allem weht, so steht zu vermuten, ein Dunst von Weihrauch, den die zahlreichen Pilger und Gläubigen zu Ehren Buddhas verbrennen.

Denn Bamiyan ist ein heiliger Ort an der Seidenstraße, fest eingebunden in die Handelsrouten, die von hier aus über die Gebirgspässe führen, von Zentralasien nach Indien im Süden und China im Osten, nach Persien und dem Mittelmeerraum im Westen. Nicht nur Waren transportieren die Kaufleute und andere Reisende auf diesen Strecken. Sie verbreiten Erfindungen und Neugkeiten, Weltanschauungen und Religionen.

Und manchmal inspiriert ein neuer Glaube die Menschen zu wahrhaftigen Großtaten. Zu Meisterwerken der Kunst, wie den Kolossen von Bamiyan, den damals größten stehenden buddhistischen Statuen der Welt.

D

Dabei hätte Siddhartha Gautama, der Religionsstifter, der von seinen Anhängern Buddha „der Erleuchtete“, genannt wird, an solchen materiellen Zeugnissen des Glaubens vermutlich kein Interesse gezeigt. Rund 1000 Jahre zuvor lebt er in Indien. Dem Sohn einer wohlhabenden adeligen Familie mangelt es an nichts – außer einem Sinn am Dasein. Heimlich verlässt er deshalb den elterlichen Palast, begibt sich auf Pilgerschaft, lebt zeitweilig in strenger Askese. Beim Meditieren unter einem riesigen Bodhi-Baum, einer Feige, findet er zu einem Zustand der Erleuchtung, frei von irdischen Sehnsüchten und Leidenschaften. Erst wenn dieses Stadium erreicht ist, so die Auffassung, die Buddha gewinnt, entkommen die Menschen dem von ihm angenommenen ewigen Kreislauf der Wiedergeburt und damit dem Leid, finden sie Ruhe im Nirwana, dem tiefsten Verständnis des Seins.

Das und mehr gibt Buddha als Prediger weiter. Schnell gewinnt er erste Anhänger, die seine Lehre zunächst in Indien verbreiten. Auch Könige bekennen sich bald dazu.

Zu ihnen zählt Ashoka, der um 250 v. Chr. lebt und regiert. Die Lehre Buddhas zeigt ihm auf, welches Grauen er mit seinen Eroberungskriegen über seine Mitmenschen gebracht hat. Schockiert wendet sich der zuvor skrupellose Feldherr dem Buddhismus zu. Von nun an schwört Ashoka der Gewalt ab und will nach buddhistischen Idealen wie Sittlichkeit und Mitgefühl regieren. Und er lässt überall im Land Stupas errichten. Die Monuments mit ihren runden Kuppeln sind die höchsten Heiligtümer des Buddhismus. Ihre einem Grabhügel ähnelnde Form erinnert an den Tod des Erleuchteten und dessen Ausstieg aus dem Kreislauf der Wiedergeburten. Oft befinden sich in ihrem Innern Reliquien, etwa, so heißt es, Teile der Asche Buddhas.

Ashoka schickt zudem Missionare in entlegenste Gegenden. Etwa in die Region Gandhara, die sich über Gebiete im heutigen Pakistan und Afghanistan erstreckt. Seit den Eroberungen Alexanders des Großen herrschten hier helle-



BUDDHISTEN
erhoffen sich bei
ihrem Streben
nach Erlösung
Hilfe durch heilige
Bildnisse. Diese
Figur etwa zeigt
einen Bodhisattva

BAMIYAN
WIRD REICH
UND FROMM.
UND SO
ENTSTEHEN
HIER DIE
KOLOSSALSTEN
STEHENDEN
BUDHAS
ÜBERHAUPT

nisch geprägte Machthaber, bevor Ashokas Großvater Gandhara seinem Reich einverleibte. Lange Zeit blieb es Grenzgebiet. Griechisch-römische Kunst und Kultur sind den Menschen hier daher vertraut.

Mehr noch: Durch das Aufeinandertreffen von indischer Religion und westlichen Idealen entstand eine künstlerische Tradition, die sich bald weit über die Grenzen Gandharas ausbreitete, auch in Bamiyan Fuß fasste – und im Lauf der Zeit den Buddhismus selbst veränderte. Denn von Beginn an hatten buddhistische Künstler mit einem Problem zu kämpfen. Sie scheuteten sich, Buddha als normalen Menschen darzustellen, wohl weil dieser durch sein Leben, seine Lehre und Erleuchtung als über alle anderen erhaben galt. Und so behelfen sie sich lange mit Symbolen, um die Anwesenheit des Religionsstifters zu zeigen: Ein leerer Thron steht für den sitzenden Buddha, der Bodhi-Baum für das Ereignis der Erleuchtung. Und in Fußabdrücken manifestiert sich Buddhas Gegenwart als Lehrer.

In der Tradition der griechisch-römischen Kunst wagen Bildhauer vermutlich in Gandhara um die Zeit von Christi Geburt erstmals die menschliche Darstellung Buddhas. In ihren Skulpturen betonen sie auf subtile Art die Einzigartigkeit des Erleuchteten, zeigen ihn etwa mit einem Glorienschein, verlängerten Ohrläppchen oder einer speziellen Kopfform. Gleichzeitig stellen sie Buddha allerdings auch glaubwürdig dar. Ihre Statuen deuten das Spiel der Muskeln unter der Haut an; die von schwingenden Locken gerahmten Gesichter scheinen Emotionen zu spiegeln; die Gewänder werfen realistisch wirkende Falten.

U

Und weil Gandhara eingesponnen ist in das gewaltige Netzwerk der Seidenstraße, verbreiten nun gläubige Kaufleute, Reisende, Mönche oder auch Missionare von hier aus die Lehre des Erleuchteten und auch sein Bildnis immer weiter nach Norden und Osten, erst nach Baktrien und Sogdien nördlich des Hindukusch, schließlich findet der Buddhismus sogar im fernen China Anhänger. Von dort aus nehmen buddhistische Pilger wie Xuanzang, der im Jahr 630 Bamiyan mit Mühen erreicht, den Weg in umgekehrter Richtung – auf der Wanderung nach Indien, dem Ursprungsland ihrer Religion.

Entlang der Handelsrouten auf der Seidenstraße gründen Mönche immer neue Klöster, die buddhistischen Kaufleuten, Reisenden und Pilgern spirituellen Halt geben. Viele von ihnen dienen auch als Gasthäuser, Herbergen, Krankenhäuser, sogar Banken. Um die Klöster herum entstehen bald Basare, auf denen die Händler ihre Güter tauschen und Geschäften nachgehen. Je nachdem welche der Routen der Seidenstraße gut passierbar ist, gedeihen oder vergehen die Städte und Klöster. Das einst kleine Bamiyan etwa wird im 6. Jahrhundert zu einem Zentrum des innerasiatischen Handels. Wie und warum, ist nicht überliefert.

In jedem Fall bricht damit für die Stadt in dem afghanischen Hochgebirgstal eine Ära des Wohlstands an. Denn der Handel lässt sich Besteuern und den so gewonnenen Reichtum wissen der Herrscher und wohl auch die Mönche zu nutzen.

ÜBER JAHR-
HUNDERTE prägt
der Buddhismus,
durch unterschied-
liche Einflüsse
geformt, Teile Zen-
tralasiens – hier
der Erleuchtete in
einem fein gearbei-
ten Gewand. Doch
dann erobern Mus-
lime die Region

ETWA 150 KILO-
METER nördlich von
Bamiyan schlagen
Baumeister ein kup-
pelförmiges, von
einem rechteckigen
Gebilde gekröntes
Heiligtum direkt aus
dem Gestein





Nun meißeln Arbeiter Höhlen in die riesige Felsklippe oberhalb der Stadt, etwa 1000 Refugien zur stillen Einkehr werden es am Ende sein. Manche davon sind vermutlich durch Treppen im Gestein zu erreichen, zu vielen anderen hingegen führt ein Gewirr hölzerner Zugangswege, die in schwindelnder Höhe außen im Fels verankert sind. Jeden Tag steigen die Mönche aus den Klöstern der Stadt das Kliff hinauf, um dort ungestört und isoliert durch Meditation und Andachten zur Erlösung zu finden. Hilfe erhoffen sie sich durch die an die Wände der Höhlen gemalten Figuren Buddhas, Stupas und andere religiöse Motive.

Aber alle noch so prächtigen Bildnisse in den Höhlen der Mönche werden übertroffen von den beiden riesenhaften Statuen, die Steinmetze hier aus dem Fels geschlagen haben. Niemand weiß, wer sie in Auftrag gegeben hat. Niemand kennt die Namen der Künstler und Kunsthändler, deren Meisterschaft und Mühe in die beiden Kolosse geflossen sind, von denen der kleinere, 35 Meter hohe in den Jahrzehnten um 570 erbaut wurde und der zweite, größere in der Zeit um 615. Bis zu einer Höhe von rund 60 Metern haben die Handwerker zunächst senkrechte Vertiefungen ins Gestein getrieben und Stück für Stück den Felsen dazwischen zu jeweils einer Statue zu Ehren ihres Lehrers und Meisters Buddha geformt. In Schwerstarbeit, denn das Kliff besteht aus verfestigtem Geröll. Weich und porös ist es und lässt sich kaum präzise meißeln.

Um die gewünschten Feinheiten der Gewänder des Erleuchteten auszuführen, erst recht, um die Statuen zu schmücken, benötigte es größtes Geschick. Die fehlenden Details modellierten Handwerker aus zwei bis drei Schichten Ton. Anschließend versahen sie die Bildnisse mit leuchtenden Farben: Mit welchen genau, lässt sich schwer sagen, denn im Lauf der Zeit wurden sie mehrmals übermalt.

In den Nischen, in denen die Statuen stehen, zeigen Wandbilder den Erleuchteten sowie Bodhisattvas: Wesen, die den Zustand eines Buddha anstreben, aber ihren Eingang ins Nirwana aus Mitgefühl mit anderen verschieben, um ihnen auf dem Heilsweg zu helfen. Für die Gesichter der Statuen haben die Bildhauer eine andere Lösung entwickelt. Statt sie in allen Details aus dem porösen

AUCH UNTER
muslimischer
Herrschaft zeugen
die gewaltigen
Buddha-Statuen
von Bamiyan
lange vom alten
religiösen Glanz

LITERATURTIPPS

LLEWELYN MORGAN

„The Buddhas of Bamiyan“
Beleuchtet das Schicksal
der Großstatuen – bis zu
ihrem Ende (Harvard
University Press).

SALLY HOVEY WRIGGINS

„The Silk Road Journey
with Xuanzang“
Packender Bericht über
die Reise im 7. Jahrhundert.
(Westview Press).



Lesen Sie auch »Ashoka:
König, Krieger, Missionar«
(aus GEOEPOCHE Nr. 26) auf
www.geo-epoche.de

D

Doch auf Dauer kann sich die Stadt nicht behaupten. Im 8. und 9. Jahrhundert erobern muslimische Heere mehrmals den Ort. Auch wenn nun einzelne Herrscher möglicherweise zum Islam konvertieren, so besteht doch immer noch eine aktive buddhistische Gemeinschaft in Bamiyan fort – zumindest bis zu einer weiteren Invasion im Jahr 977. Nichts Genaueres ist über diese Zeit bekannt. Nach und nach jedenfalls nimmt die Zahl der Muslime in Bamiyan zu, während die der Buddhisten schwindet. Immer seltener werden die Höhlen von Mönchen besucht, es entstehen kaum noch Gemälde an den Wänden.

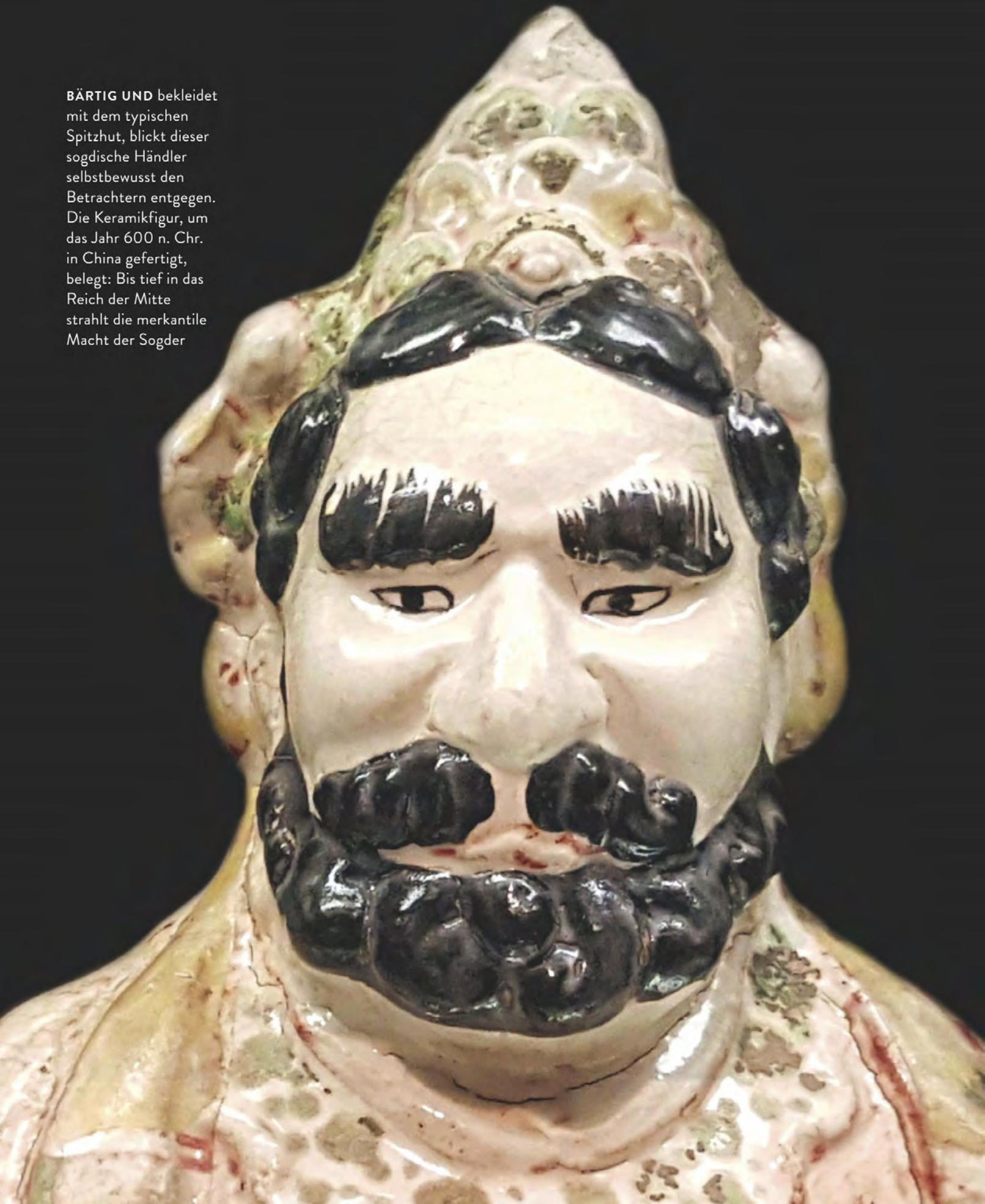
Die Buddha-Statuen aber künden weiterhin von der glänzenden Vergangenheit, als Bamiyan ein schillerndes Zentrum des Buddhismus an der Seidenstraße war. Auch muslimische Besucher zieht der Ort in den Bann. Sie berichten von einer Stadt, die mit Gebäuden und Kunstwerken begeistert, denen „kein Ruhm und keine Beschreibung Genugtuung bieten kann“, wie es im „Fihrist“ heißt, einer im 10. Jahrhundert in Bagdad erschienenen Enzyklopädie. Die beiden Kolossalstatuen des Erleuchteten tragen maßgeblich zu dieser ruhmvollen Aura bei.

Noch mehr als 1000 Jahre trotzen die Giganten von Bamiyan Wind und Wetter, Erdbeben und Kriegen. Erst der Fanatismus des 21. Jahrhunderts bringt sie zu Fall. Im März 2001 sprengen Islamisten die Weltwunder in die Luft. Zurück bleiben die beiden Nischen, in denen die Bamiyan-Buddhas einst standen – und die ergriffenen Beschreibungen derer, die sie einst selbst gesehen haben. ◇

IN KÜRZE

Von Indien aus gelangt der Buddhismus über das Geflecht der Seidenstraße gen Norden und Osten bis nach China. Im 6. Jahrhundert n. Chr. steigt Bamiyan im Hindukusch zu einem Zentrum des Handels wie auch jener Religion auf. Künstler und Handwerker erschaffen dort zu Ehren des Glaubensgründers die größten stehenden Buddha-Statuen ihrer Zeit. Meisterwerke, die 2001 von Islamisten zerstört werden.

BÄRTIG UND bekleidet
mit dem typischen
Spitzhut, blickt dieser
sogdische Händler
selbstbewusst den
Betrachtern entgegen.
Die Keramikfigur, um
das Jahr 600 n. Chr.
in China gefertigt,
belegt: Bis tief in das
Reich der Mitte
strahlt die merkantile
Macht der Sogder



um 720 n. Chr.

Sogder

DIE HERRREN DES HANDELS

Sie gründen nie einen großen Staat und stehen meist unter fremder Herrschaft. Sie verfügen kaum über militärische Stärke und haben nur begrenzten politischen Einfluss.

Und doch ist die Völkerschaft der Sogder eine Macht, die die Seidenstraße prägt wie wenige andere. Als talentierte Diplomaten, als kulturelle Vermittler und vor allem als geschickte Kaufleute knüpfen sie ein dichtes Netz zwischen Ost und West

S

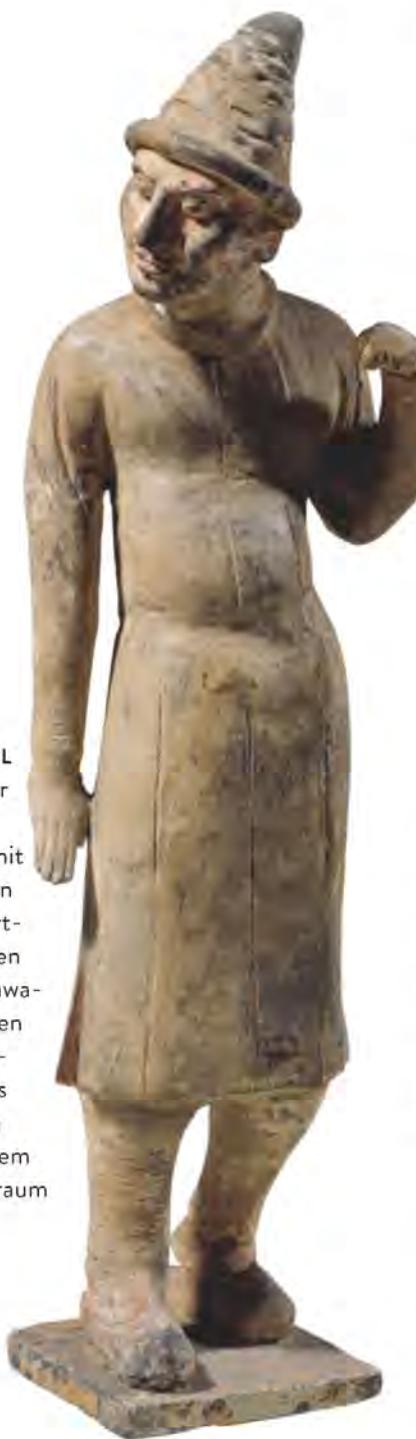
TEXT: Alexandra Gittermann

SIE SIND DIE HERREN der Seidenstraße. Wie kein Volk vor oder nach ihnen lenken sie über Jahrhunderte die Warenströme in dem gewaltigen Routennetz zwischen Ost und West, dominieren von einer kleinen Region in Zentralasien aus den Handel von der Krim bis nach Korea. Und all das ohne einen mächtigen Staat oder schlagkräftige Truppen, sondern allein durch diplomatisches und kaufmännisches Geschick.

Weit strahlt ihr Einfluss noch über das merkantile Gewerbe hinaus. Denn mit ihren Karawänen verbreiten sie auch Neuigkeiten, Gedanken und Bräuche, Kunstformen, Weltsichten und Religionen. Die Geschichte jener Sogder ist deshalb nicht nur die eines erfolgreichen Handelsimperiums, sondern auch die eines beweglichen, weltoffenen Volkes. Eines Volkes allerdings, das mit der islamischen Expansion ein dramatisches Ende finden wird.

Nachdem der einstige Kaufmann Mohammed um 610 die Religion des Islam begründet und in der Folge eine immer größere Anhängerschaft um sich versammelt hat, stoßen unter seinen

EINST WOHL
führte dieser
Sogder aus
Terrakotta mit
seiner Linken
ein Transport-
tier. Mit ihren
großen Karawa-
nen verbinden
die Handels-
experten aus
Zentralasien
China mit dem
Mittelmeerraum



Nachfolgern muslimische Truppen von der Arabischen Halbinsel aus in alle Richtungen vor. So überrennen sie um 640 das mächtige Sasanidenreich in Persien. Und schließlich fällt auch in Sogdien, auf dem Gebiet der heutigen Staaten Usbekistan und Tadschikistan, eine Stadt nach der nächsten, darunter die bedeutendste Metropole des Händlervolks, das prächtige Samarkand.

Verzweifelt setzen sich die Sogder zur Wehr, doch der Ansturm der feindlichen Truppen ist zu stark. Einer, der bis zuletzt versucht, den Widerstand aufrechtzuerhalten, ist Dwaschitsch, der Fürst der Stadt Pandschikent und des umliegenden Gebiets – der sich ab 721 „König von Sogdien, Herr von Samarkand“ nennt, obwohl die Metropole keineswegs unter seiner Kontrolle steht und nur wenige sogdische Regionalherrscher ihn unterstützen.

Emsig schreibt er Briefe an seine Anhänger in den noch nicht an die Muslime verlorenen Gebieten. Einen Gefolgsmann drängt er Anfang des Jahres 722 schriftlich, rasch einen Boten in das Lager eines Khagans zu senden, eines Türk-Herrschers, dessen Territorium sich bis in benachbarte Gegend erstreckt und der zuvor schon gemeinsam mit den Sogdern gegen die Muslime gekämpft hatte. „Sollte Hilfe benötigt werden, um uns zu retten, würden sie uns retten“, so Dwaschitsch in seinem Brief. Aber als mehr und mehr Nachrichten aus den umkämpften Gebieten bei ihm ein treffen, schwindet seine Hoffnung zusehends, sich noch behaupten zu können.

Eine Stadt, in die sich Tausende Sogder geflüchtet haben, ist gefallen. Ganze Landstriche wurden bereits verlassen. Der Khagan aber ist nirgendwo mehr zu fin-



den. Und dann hat sich auch noch der König von Ferghana, zuvor ein mächtiger Alliierter der Sogder, von ihnen abgewandt und zugelassen, dass muslimische Truppen unter den in seinem Land Schutz suchenden Angehörigen des Volkes ein Blutbad anrichten. Spätestens jetzt ist das Schicksal von Dwaschtitsch und seinen Anhängern besiegelt, jede Hoffnung auf einen Verbündeten, der ihnen zu Hilfe eilen könnte, zerschlagen.

Wenige Tagesmärsche nur sind feindliche Truppen vom Berg Mugh entfernt, einer felsigen Anhöhe im Tal des Flusses Serafschan, auf die sich Dwaschtitsch in einer kleinen Festung zurückgezogen hat. Zwar werfen sich seine verbliebenen Soldaten den Muslimen, die bald darauf das Tal erreichen, mutig entgegen, doch ihr Widerstand ist schnell gebrochen. Am Ende muss der letzte

Herrsscher der Sogder seine Niederlage anerkennen.

Seinen Leuten gewährt man freies Geleit. Doch an ihm, dem Fürsten, der es gewagt hat, sich den muslimischen Heeren zu widersetzen, statuiert der gegnerische Kommandeur ein grausames Exempel: Der Sieger lässt Dwaschtitsch kreuzigen, dessen Kopf sendet er in eines der neuen Zentren islamischer Macht im heutigen Irak. Ob als Trophäe oder Beweis für Dwaschtitschs Tod und wohin genau im südlichen Mesopotamien, vielleicht nach Basra oder Kufa, verraten die Berichte über den Fall der Festung auf dem Berg Mugh nicht.

Bald schon geraten die Sogder danach weitgehend in Vergessenheit. Mehr als 1000 Jahre werden vergehen, bis Archäologen

KAMELE,
hier bei einer
religiösen Pro-
zession, sind
die wichtigsten
Begleiter der
Kaufleute. Die
Tiere tragen
Luxuswaren
wie Seide, aber
auch Proviant
und Zelte
(Wandbild aus
einem Fres-
kenzyklus in
Samarkand, um
650 n. Chr.
möglichweise
für den sogdi-
schen Fürsten
Varchuman
angefertigt)

vom Ende des 19. Jahrhunderts an zumindest einige ihrer Spuren wieder ans Licht bringen. Die Quellen sind rar, und doch eröffnet jeder Fund einen neuen Blick auf ein Volk, das wie kein zweites das Bild der Seidenstraße als Verbindung zwischen der schillernden Vielfalt Asiens und den Märkten und Kulturen des Mittelmeerraumes verkörpert.

•

WENIG WEIST ZUNÄCHST darauf hin, dass die Sogder dereinst große Bedeutung erlangen werden. Erstmaals tauchen sie in persischen Quellen aus dem 6. Jahrhundert v. Chr. auf, finden Erwähnung als Bewohner des Landes, das von den großen Flüssen Amudarja und Syrdarja gesäumt sowie vom Serafschan durchzogen wird. Fruchtbare Böden und auf Bewässerung

gründende Landwirtschaft prägen das Gebiet der Sogder, das politisch wohl schon in früher Zeit nur aus einem losen Verbund einzelner Stadtstaaten mit jeweils einem Fürsten an der Spitze besteht.

Wirklich eigenständig sind sie nie, zumindest nicht seit ihrer ersten schriftlichen Erwähnung. Von da an leben sie stets unter fremden Herren. Aber gleich ob es sich dabei um die persischen Achaimeniden, den Makedonenkönig Alexander den Großen und seine hellenischen Nachfolger oder asiatische Nomadenvölker handelt: Die Sogder verstehen es, die Möglichkeiten zu nutzen, die sich ihnen in den jeweiligen Machtbereichen bieten.

DIE SOGDER
beherrschen
viele Sprachen
und pflegen
Kontakte über
Tausende von
Kilometern.
Immer wieder
kommen des-
halb fremde
Gesandte in
die Heimat-
region um die
Stadt Samar-
kand, wie in
dieser Szene
aus dem
Freskenzyk-
lus von um
650 n. Chr.

Im 2. Jahrhundert v. Chr. ist es die Expansion Chinas, die die Geschichte der Sogder fortan maßgeblich beeinflussen wird. Das Kaiserreich leidet unter Einfällen von Nomaden und sucht Verbündete weit im Westen, um die Gefahr zu bannen (siehe Seite 26). Bald werben kaiserliche Gesandte in Gegenden, die zuvor noch kaum ein Chinesen betreten hat, mit reichen Gaben um Bündnisse und Handelspartnerschaften: mitunter mit Rindern oder Gold. Vor allem aber mit Seide.

China hütet das Geheimnis der Herstellung des kostbaren schimmernden Stoffes aus den Kokonfäden der Seidenraupe streng, exportiert nur das fertige Produkt als Tuch oder Garn. Je

bekannter das luxuriöse Gut wird, umso stärker steigt die Nachfrage danach. Immer gewaltigere Mengen des glänzenden Gewebes geraten über die Bündnispartner Chinas in den Handel Zentralasiens und von dort weiter nach Westen, bis ins Römische Reich. Die Chinesen wiederum finden Geschmack an den Waren, die ihnen die zentralasiatischen Händler präsentieren. So beginnt die Blütezeit der Seidenstraße.

•

DOCH ZUNÄCHST verlaufen die wichtigsten Routen, die Osten und Westen verbinden, nicht durch die Heimat der Sogder, sondern über das südlich benachbarte



Baktrien. So schenken ihnen auch die Chinesen anfangs eher wenig Beachtung. Zhang Qian, der erste chinesische Gesandte, der die Region erreicht, berichtet um das Jahr 125 v. Chr. über die Männer der Gegend nur so viel: „Sie sind geschickt im Handel und schachern stets noch um den Bruchteil einer Münze.“ Und meint damit wahrscheinlich die Sogder.

Ihre Geschäftstüchtigkeit wird dereinst ganze Familien in die Ferne führen, wie einige Briefe belegen, die wohl aus dem Jahr 313 n. Chr. stammen und auf wundersame Weise die Zeiten überdauert haben. Offenbar ist es sogdischen Kaufleuten bis dahin gelungen, ein Handelsnetz aufzubauen, das bis weit ins Innere Chinas reicht. Die Schreiben sind in verschiedenen chinesischen Städten abgefasst worden, in denen sich Sogder – so scheint es – längst dauerhaft niedergelassen haben.

Die Briefe erzählen von dunklen Zeiten, von Krieg, Zerstörung und Mangel. Ein Sogder berichtet von einem Ort im Westen Chinas aus, man höre seit Jahren nur katastrophale Nachrichten aus dem Landesinneren. Die Hauptstadt sei niedergebrannt worden, schon vor Längerem wären alle dortigen Sogder einer Hungersnot zum Opfer gefallen.



chinesischen Aufenthaltsort um Hilfe, jedoch ohne Erfolg. Und der Mann selbst lässt nichts von sich hören. In ihrem Brief an den Gatten bricht es daher aus ihr heraus: „Ich wäre lieber die Frau eines Hundes oder eines Schweines als die deine!“

Trotz aller Schwierigkeiten gelingt es den Sogdern in jener Zeit offensichtlich besser als anderen Kaufleuten, sich zu behaupten. Wie genau, ist unbekannt. Aber wohl ab Ende des 4. Jahrhunderts sind sie es, die die Handelsrouten zwischen China und Zentralasien dominieren.

Diese Stellung behalten sie auch bei und können sie sogar noch ausbauen, als ihr Kernland nacheinander mehrfach unter die Herrschaft neuer, fremder Mäch-

MIT SIEGELN, hier ein aus Karneol gefertigtes Exemplar mit sogdischer Inschrift aus der Zeit um 500 n. Chr., stempeln die Händler Dokumente und Güter, um ihre Waren eindeutig zu markieren

der Mongolei bis an das Kaspische Meer erstreckt (siehe Seite 38).

Sowohl Hephthaliten als auch Türk fördern die sogdischen Kaufleute. Denn diese meistern durch ihr weitreichendes, meist auf Familienbanden beruhendes Netzwerk den Warenaustausch über Tausende von Kilometern hinweg wie niemand sonst in der damaligen Zeit. Im Gegenzug sichern die Hephthaliten-Herrscher, die Türk-Khagane und wohl auch die Kaiser Chinas den Sogdern den Schutz der Handelsrouten zu.

Die Kaufleute treffen zudem selbst Vorkehrungen für die gefährliche Reise über Land. Oft machen sie sich wohl in Gruppen von 20 bis 40 Männern auf den Weg, die sich zuweilen aber mit anderen zu Gesellschaften von einigen Hundert zusammenschließen. Zu ihnen gesellen sich andere Reisende, etwa Handwerker oder Künstler, die in der Ferne ihr Glück versuchen wollen. Nicht selten werden auch Menschen mitgeführt, die ihre Heimat nicht freiwillig verlassen, denn die Sogder sind weithin auch als Sklavenhändler bekannt.

An der Spitze der Züge reitet meist ein erfahrener Kaufmann, der die Risiken der Routen durch das oft unwegsame, menschenleere Gebiet gut kennt. Je nach Größe der Karawane schreiten

GEMEINSAM ÜBERWINDEN SIE TÖDLICHE PÄSSE UND WÜSTEN

Zwei der Briefe sind von einer Frau verfasst, die von ihrem Mann wohl samt der gemeinsamen Tochter allein in der Fremde zurückgelassen worden ist. Ohne männliche Begleitung kann sie aber unmöglich nach Sogdien zurückkehren. Verzweifelt bittet sie die Anführer sowie andere männliche Mitglieder der sogdischen Gemeinde in ihrem derzeitigen

te gerät; so etwa unter die Oberhoheit der Hephthaliten, Nomaden, deren Machtbereich sich eine Zeit lang von Zentralasien bis in den Norden Indiens ausdehnt, dann unter den Einfluss des ersten Großreichs der Türk, das sich von

womöglich Hunderte von Kamelen einher, nicht selten aber auch Pferde, Esel, Maultiere und Ochsen. Sie transportieren Zelte, Proviant und je nach Marschrichtung unterschiedlichste Waren: aus China Seide in allen erdenklichen Farben, dorthin dagegen Teppiche, Gewürze, Heilpflanzen,

Edelmetalle, Glas, Perlen aus Indien, Moschus aus Tibet, Pelze und Bernstein aus dem Wolgagebiet, und in beide Richtungen weitere Textilien, von einfachen Wollstoffen bis zu teurem Damast.

D

DIE SOGDER SIND dafür bekannt, dass sie mit allem handeln, was Profit verspricht. In China gelten sie vielen als verschlagen und raffgierig: „Wenn sie einen Sohn zur Welt bringen, geben sie Honig in seinen Mund und Leim auf seine Handflächen, damit er, wenn er älter wird, süße Worte spricht und Münzen mit der Hand erfasst, als wären sie dort festgeklebt“, heißt es in einer chinesischen Chronik.

Wegen des Wertes der Güter, die sie mit sich führen, begleiten bewaffnete Wachen die sogdischen Karawanen. Jeden Abend, wenn die Tiere von ihrer Last befreit und die Zelte aufgestellt sind, postieren sich die Wächter am Rand des Lagers. Denn die Karawanen sind ein beliebtes Angriffsziel für Banditen ebenso wie für Truppen feindlicher Mächte, denen die Reichtümer der Sogder eine willkommene Beute sind.

Der Weg ist aber auch jenseits von Überfällen gefährlich. Auf der Route etwa, die wohl die meisten Sogder von ihrer Heimat Richtung China nehmen, gilt es zunächst, Pässe in einer Region zu überwinden, wo gleich mehrere der höchsten Bergzüge der Welt zusammentreffen. Nur um dann auf die wohl größte Herausforderung auf den Wegen der Seidenstraße zu treffen: die Wüste Taklamakan, in der die Temperaturen zwischen Tag und Nacht

von extremer Hitze zu schlimmster Kälte wechseln und heftige Sandstürme wüten können.

Es ist ratsam, die Taklamakan am nördlichen oder am südlichen Rand zu umgehen, wo sie von einer Reihe von Oasenstädten gesäumt wird. Die Sogder wählen offenbar meist eine nördlich verlaufende Strecke, die sie ins Gebiet der heutigen Stadt Turfan führt, wo sich eine große sogdische Gemeinde angesiedelt hat.

Die fruchtbaren Zonen inmitten der trockenen Einöde ermöglichen es den Karawanen, sich mit Proviant und Wasser zu versorgen. Die Oase von Turfan ist seit dem 2. Jahrhundert v. Chr. Schmelziegel unterschiedlichster Völker und Kulturen und vor allem Warenumschlagplatz. Die wichtigste Währung ist wohl Seide; wird in Münzen gezahlt, dann oft in persischem Silber. Kleinere Beträge können auch in Getreide oder vergleichbaren Gütern von Wert beglichen werden.

Schließlich vereinigt sich die durch Turfan verlaufende Route wieder mit anderen Wegen entlang der Taklamakan. Die Karawanen auf dieser Strecke haben zuvor die strategisch bedeutsame

Oasenstadt Dunhuang passiert, in der ebenfalls viele sogdische Kaufleute leben und

arbeiten. Zudem ist ein ursprünglich aus Indien stammender Einfluss spürbar: Hunderte von Höhlen mit buddhistischen Malereien werden dort über die Jahrhunderte in die Felsen geschlagen.

An vielen wichtigen Handelsplätzen entlang der Routen ins Landesinnere Chinas treffen die Sogder auf Landsleute. Der Handel mit Luxusgütern über die Seidenstraße liegt fest in ihrer Hand. Und auch in weiten Teilen des Kaiserreichs selbst spielen sie eine gewichtige Rolle im Warenaustausch, vor allem am Gelben Fluss und in den nördlichen Regionen.

Dabei sind die in China niedergelassenen Sogder nicht nur Kaufleute: Sie betreiben Lokale, verleihen Geld, arbeiten als Handwerker und Kunstschafter oder begeistern die Chinesen mit Darbietungen von Musik und Tänzen aus ihrer Heimat. Der „Sogdische Wirbeltanz“ ist berühmt bis hin zum Kaiserhof.

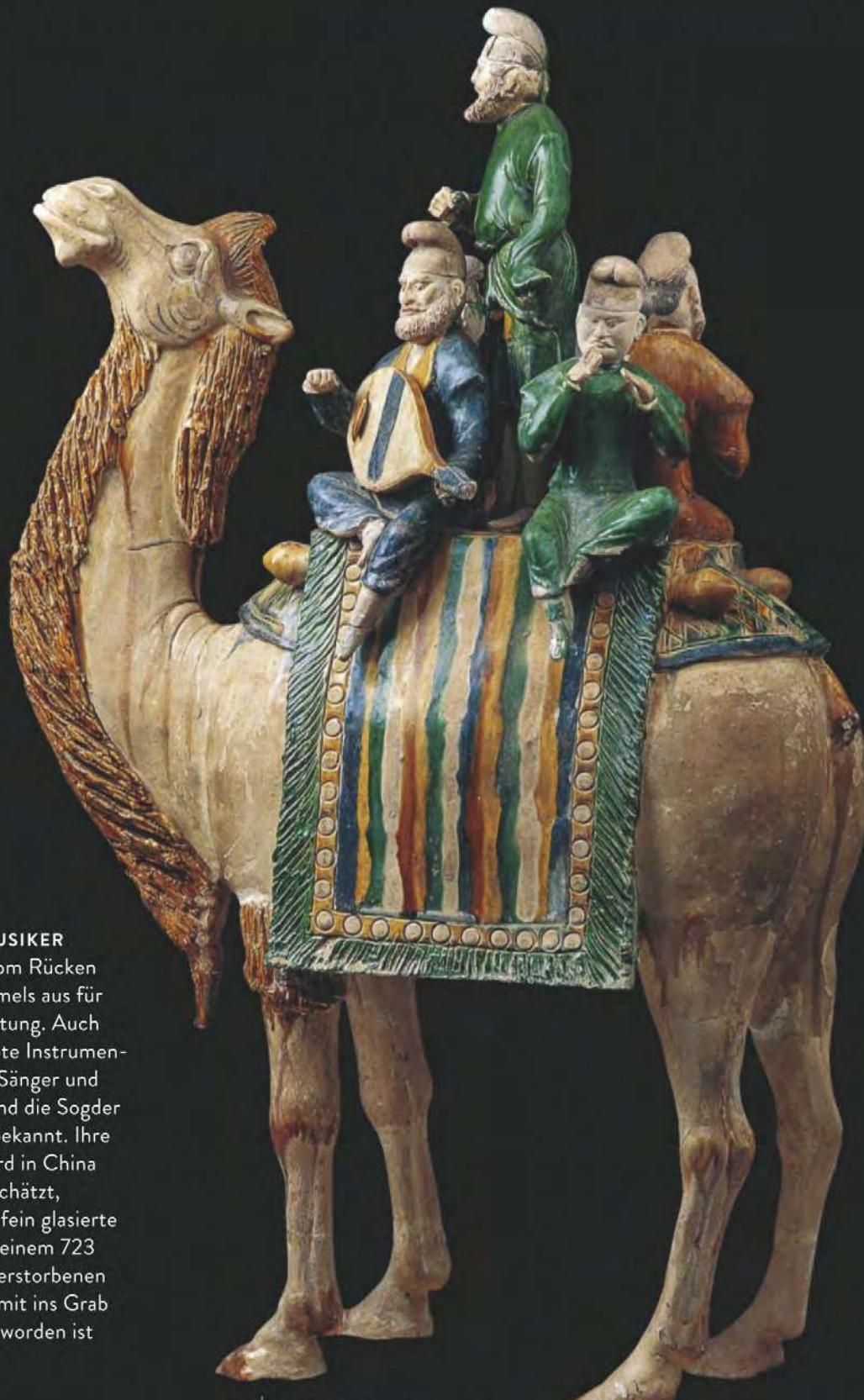
Für die Behörden in China ist es unerlässlich, die Kontakte mit den sogdischen Gemeinden im Land und ihren einflussreichen Kaufleuten zu pflegen. Wichtigster Ansprechpartner ist der *sabao* – dessen Titel vermutlich auf eine Bezeichnung für die Anführer von Karawanen zurückgeht. Als sich Sogder fern der Heimat niedergelassen, übernahmen die Anführer möglicherweise die Funktion eines Gemeindevorstehers – und mit der Zeit ist dieses Amt dann zu einem Teil der chinesischen Verwaltungshierarchie geworden.

Manchen, die mit sogdischen Wurzeln in China leben, gelingt sogar der Aufstieg in noch höhere Ämter. Wie der Familie Shi, deren Erfolg indirekt mit einem weiteren typischen Geschäftszweig ihrer Völkerschaft verknüpft ist: dem Pferdehandel. Denn die starken Rösser Zentralasiens sind seit

GEMÄSS DEM
zoroastrischen
Glauben der
Sogder lassen
sie die Gebeine
ihrer Toten von
Tieren sauber
nagen. An-
schließend
verwahren sie
die Knochen
oft in solchen
mit Gottheiten
verzierten
Tongefäßen



MANCHE LEIDEN IN DER FREMDE, ANDERE MACHEN KARRIERE



FÜNF MUSIKER

sorgen vom Rücken eines Kamels aus für Unterhaltung. Auch als begabte Instrumentalisten, Sänger und Tänzer sind die Sogder weithin bekannt. Ihre Kunst wird in China hoch geschätzt, wo diese fein glasierte Keramik einem 723 n. Chr. verstorbenen General mit ins Grab gegeben worden ist



IN STILVOLL

langer Zeit sehr begehrte am Hof und im chinesischen Militär, werden zu Tausenden importiert. Mehrere Mitglieder der Familie Shi helfen beim Ausbau der kaiserlichen Kavallerie, steigen dabei in höchste militärische Ränge auf.

Auch im Großreich der Türk, das sich zeitweise von der heutigen Mongolei bis zum Kaspiischen Meer erstreckt, bekleiden Sogder bald nach dessen Errichtung wichtige Ämter in Militär und Diplomatie, führen etwa Gesandtschaften im Namen des Türk-Herrschers nach Persien und ins Oströmische Reich, um Handelskontakte zu knüpfen. So werden sie, meist vieler Sprachen mächtig, zu wichtigen Mittlern zwischen den Kulturen, nehmen selbst Inspirationen aus anderen Regionen und Religionen auf.

Traditionell hängen die Sogder einer Variante des Zoroastris-

mus an, einer im iranischen Raum entstandenen Religion, in der die vier Elemente Wasser, Erde, Luft und Feuer eine zentrale Rolle spielen. Vor allem dem Licht der Flammen wird als Sinnbild der Wahrheit und der Weisheit besondere Verehrung zuteil. So lodern in sogdischen Städten unzählige Feueraltäre, in Tempeln, aber auch in Wohnhäusern.

Um das Feuer, aber auch die Erde nicht zu verunreinigen, dürfen menschliche Überreste weder verbrannt noch begraben werden. Die Sogder bringen daher ihre Verstorbenen an eigens dafür vorgesehene Orte; oft zu sogenannten „Türmen des Schweigens“, ummauerten Erhöhungen in einsamen Gegenden, wo sie es Greifvögeln oder Hunden überlassen, das Fleisch von den Knochen der

Toten zu trennen. Die auf diese Art gesäuberten Gebeine sammeln sie später ein und verwahren sie in besonderen, meist reich verzierten Behältnissen.

Ganz Kosmopoliten, bereichern die Sogder ihre eigene Götterwelt durch symbolträchtige Elemente, die ihnen durch Kontakte nach Indien geläufig sind, versehen ihre Götterbilder etwa mit einem dritten Auge oder mehreren Armen. Zuweilen stellen sie überirdische Wesen – beeinflusst durch hellenistische Kunst – aber auch in griechischer Tracht dar.

Sogder gehören zudem zu den frühesten Übersetzern buddhistischer Schriften ins Chinesische. Und nicht zuletzt sind es auch ihre Karawanen, in deren Schutz Mönche und Missionare reisen, die den aus Indien stammenden Buddhismus nach China tragen.

Je erfolgreicher die vielfältigen Netzwerke der Sogder sind, desto wohlhabender wird auch ihre Heimat. Die Bevölkerung im Land zwischen den beiden großen Flüssen südlich und südöstlich des Aralsees wächst, und mit ihr pulsierende, weltoffene Städte wie Samarkand, Buchara oder Pandschikent. Reiche Bürger errichten sich dort luxuriöse Wohnhäuser. Die Wandmalereien der großen Empfangshallen zeigen etwa elegant gekleidete Menschen, die von kostbarem Geschirr speisen. Aber auch: Szenen aus Äsops Fabeln, heroische Schlachten aus iranischen Heldenepen und märchenhafte indische Göttergeschichten – Zeichen der sogdischen Begeisterung für das Neue, Fremdartige, Vielfältige, das ihnen auf den Reisen so oft begegnet.

In einem Haus – möglicherweise ein Palast Varchumans, des Herrn von Samarkand, der zugleich als König von Sogdien gilt – prangen auf einer der Wände zahlreiche Gesandte. Ihre Kleidung verrät ihre Herkunft: Emisäre der Türk-Herrschere sind darunter, aber auch Vertreter von Nachbarn der Sogder und Chinesen, Tibeter, sogar zwei Männer aus dem fernen Korea. Sie alle haben sich offenbar an Varchumans Hof versammelt. Welche Bedeutung genau die nur in Teilen erhaltenen Wandgemälde haben, lässt sich heute nicht mehr sagen. Aber sie lassen erahnen, welch weitreichende Verbindungen die Sogder besitzen.

*

DOCH DIE SCHILLERNDE Gemeinschaft der sogdischen Staaten, deren Kaufleute mit ihrem Handelsimperium zwischenzeitlich ganz Asien von Ost nach West überspannen, ist im

8. Jahrhundert dem Untergang geweiht – als die muslimischen Krieger von Westen heranstürmen. Duraschitschs Scheitern im Jahr 722, die Niederlage im letzten Kampf gegen die Krieger im Namen Allahs, bedeutet faktisch das Ende eines der bedeutendsten Völker Zentralasiens.

Zwar gelingt es auch diesmal etlichen Sogdern, unter den neuen Herren Karriere zu machen und sich hohe Posten in Militär und Verwaltung der Muslime zu sichern. Aber viele Adelige wandern nach Westen in die Zentren des neuen Großreichs ab. Nach und nach werden auch all jene, die bleiben, islamisiert, geht die sogdische Identität verloren.

Ähnlich ergeht es den Sogdern in China. Dort fühlt sich im Jahr 755 der General An Lushan, Sohn eines Sogders und einer Türk, so stark, dass er glaubt, den Kaiser verdrängen und sich selbst zum Herrscher aufschwingen zu können. Die von ihm entfachte Rebellion aber stürzt China für sieben Jahre in blutiges Chaos. Als die kaiserlichen Truppen sie schließlich niederschlagen, ist es für die sogdischen Familien Chinas ratsam, alles zu verbergen, was ihre ursprüngliche Herkunft erkennen lassen könnte.

In China wie im muslimischen Machtbereich mögen sich einzelne Sogder auch danach noch behaupten. Doch die gesamte Völkerschaft – mit ihrer Sprache, ihrer Religion und ihrer reichen Kultur – geht schließlich vollständig auf in den Gesellschaften, die sie umgeben.

So weit, bis kaum noch etwas erinnert an jenes Volk, das einmal die unangefochtene Herrschaft innehatte über den Handel auf der Seidenstraße.

LITERATURTIPPS

ÉTIENNE DE LA VAISSIÈRE

»Sogdian Traders – A History«

Grundlagenwerk über die Sogder (Brill).

WWW.SOGLIANS.SI.EDU

»The Sogdians – Influencers on the Silk Roads«

Sehr gute Internet-Ressource zur sogdischen Kultur (Smithsonian Institution).



Lesen Sie auch »Muslimische Eroberung: Im Namen Allahs« (aus GEOEPOCHE Nr. 99) auf www.geo-epoche.de

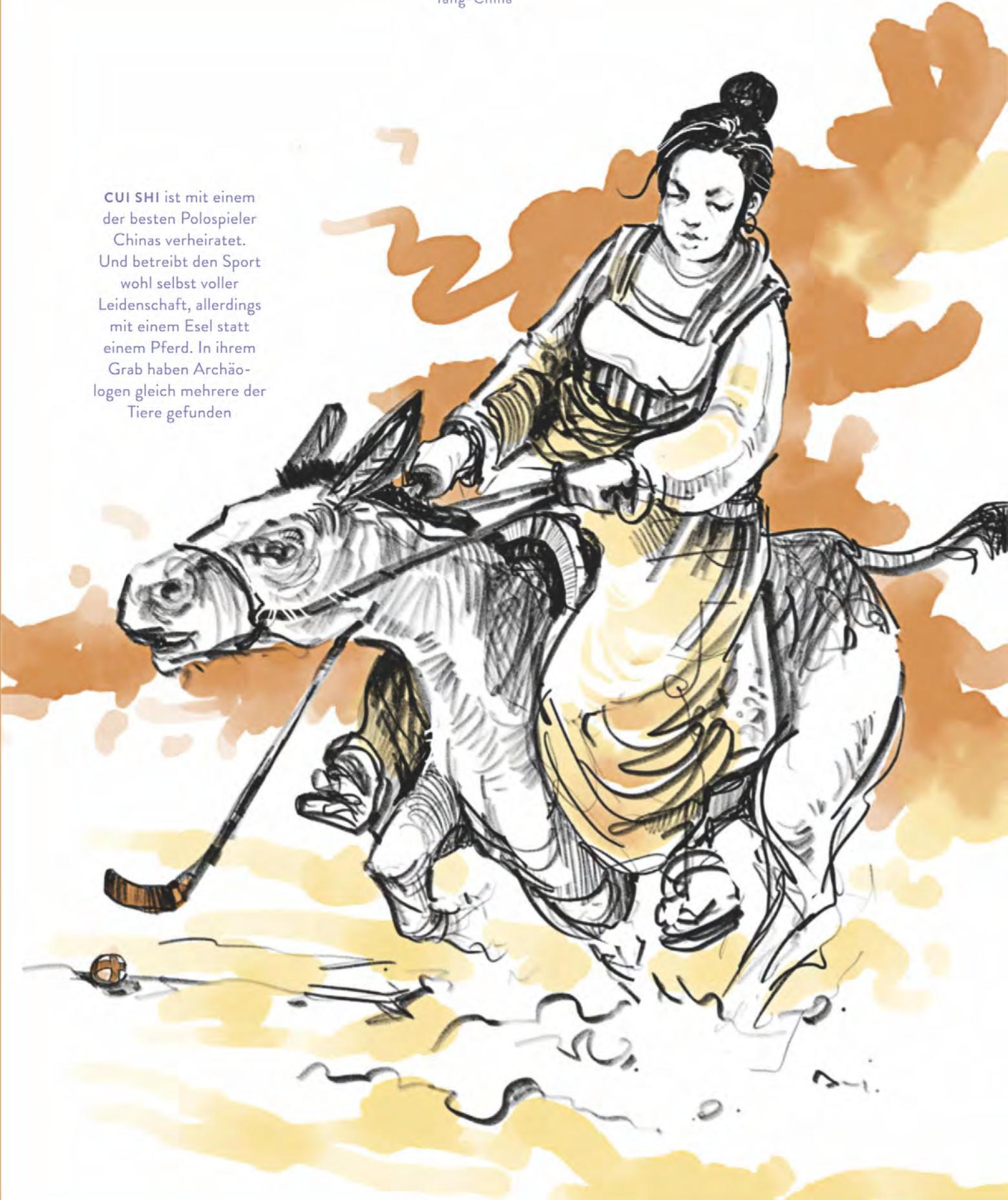
IN KÜRZE

Wohl ab dem 4. Jahrhundert n. Chr. steuern die Sogder von ihrem Kernland im heutigen Usbekistan und Tadschikistan aus die Warenströme auf der Seidenstraße. Durch kaufmännischen Verstand, Weltoffenheit und große Mobilität gelingt es ihnen, ein weitgespanntes Handelsimperium aus Stützpunkten und Exilgemeinden zu erschaffen. Bis der Vormarsch der Muslime diese Hochphase beendet.

um 870 n. Chr.

Tang-China

CUI SHI ist mit einem der besten Polospieder Chinas verheiratet. Und betreibt den Sport wohl selbst voller Leidenschaft, allerdings mit einem Esel statt einem Pferd. In ihrem Grab haben Archäologen gleich mehrere der Tiere gefunden



Cui Shi liebt das Spiel. Nicht irgendeines. Sondern das edelste, elitärste. Und eines der gefährlichsten Chinas: Polo. Das Spiel einer Ära, in der das Reich der Mitte weltoffener ist als je zuvor. So kosmopolitisch, dass eine Frau wie Cui Shi die sportliche Leidenschaft ihres Mannes Gao Bao nicht nur teilen, sondern auch ausleben kann: Der Beamte gilt im 9. Jahrhundert als einer der besten Spieler in der Millionenmetropole Chang'an.

Wegen seiner sportlichen Verdienste hat ihn Kaiser Xizong, selbst polobegeistert, bereits in den Stand eines Generals erhoben. Allerdings hat Gao Bao bei einem der hitzigen Wettkämpfe zu Pferd auch schon ein Auge verloren. Die Verletzungsgefahr ist hoch, Stürze enden mit Brüchen oder Kopfwunden, manchmal sogar tödlich. Doch das alles schreckt Poloanhänger wie ihn und seine Gattin nicht.

Etwa 250 Jahre zuvor, zu Beginn der Tang-Dynastie, hat sich das Reich der Mitte kulturell und politisch geöffnet. Ab 626 schafft Taizong, der zweite Kaiser des Herrscherhauses, inneren Frieden durch eine geordnete Verwaltung, reformiert das Steuersystem, fördert Beamte, die er durch Prüfungen auswählen lässt und die – wie später auch Cui Shis Mann Gao Bao – hohes Prestige genießen.

Gleichzeitig bringen Händler und Gesandte aus Byzanz, Korea, Japan und Indien über die verschiedenen Handelswege neue Moden, Musik und Dichtung in die kosmopolitische Kapitale Chang'an, die sich wie auf einem gigantischen Schachbrett mit elf Straßen von Nord nach Süd und 14 Straßen von Ost nach West erstreckt. In keiner anderen Stadt des Kaiserreichs leben so viele fremdländische Menschen, werden so viele Sprachen gesprochen und Religionen gelebt. In Chang'an gibt es Heiligtümer des Daoismus, Tempel des Buddhismus, selbst christliche Kultstätten. Über die Seidenstraße bringen Kaufleute exotische Tiere und Gewürze mit, in der Stadt sind bald Straße, Nashörner und „tanzende“ Elefanten zu bewundern.

Hochstehende Frauen profitieren von der Lebensart der Reiterröpfer aus den Weiten Asiens, die vermutlich durch das Leben und Reisen auf dem Rücken der Pferde auf mehr Gleichberechtigung gegründet war und sich kontinuierlich ab dem 6. Jahrhundert auch in China verbreitet: Die Damen

tragen nun tief ausgeschnittene Gewänder, zeitweise sogar Männerkleidung. Sie schreiben, dichten, musizieren mehr als je zuvor, engagieren sich politisch, gehen mit dem Bogen auf die Jagd. Oder messen sich wie Cui Shi im Polosport, der wohl ursprünglich aus dem heutigen Iran stammt und spätestens seit dem 3. Jahrhundert in China betrieben wird.

Vor allem der Adel frönt dem Sport als luxuriösem Zeitvertreib, außerdem gilt er als gutes Training für den Krieg. Und als überaus unterhaltsam. Nicht wenige Zuschauer und

Zuschauerinnen ergötzen sich an den Stürzen ungeschickter Reiterinnen oder schwacher Reiter.

Jede Partie gleicht einem Fest. Man spielt prächtig gewandet, die Reittiere sind mit Federn, roten Troddeln, klingenden Glöckchen und blitzenden Metallspiegeln geschmückt. Musik und Trommelwirbel begleiten das Match, bei dem die Mannschaften den Ball mit einem Holzschläger in das nur 40 Zentimeter breite Tor des anderen Teams treiben müssen.

Anders als ihr Mann sitzt Cui Shi wohl nicht auf einem Pferd, sondern auf einem Esel: Dieser ist kleiner – und steht im Ruf, Gefahren besser einzuschätzen als das nervöse Fluchttier Pferd. Selbst ein Kaiser hat unlängst den zuverlässigen Maulesel, eine Kreuzung aus Pferdehengst und Eselstute, beim

Polo bevorzugt, wie Zeichnungen beweisen.

Frauen spielen in weiten Gewändern und im Reitersitz gegeneinander und wohl auch gegen Männer. Erhaltene Tonfiguren zeigen äußerst dynamische Damen auf galoppierenden Tieren, die Haare straff nach oben aus dem Gesicht gebunden, den Oberkörper gebeugt, wie sie mit der erhobenen rechten Hand kräftig ausholen zum Schlag.

Die Polospielerin Cui Shi stirbt, hochgeehrt, am 6. Oktober 878 mit 59 Jahren. Sie wird, wie andere Adelige der Zeit, in einer gemauerten Grabkammer beerdigt.

Erst im Jahr 2012 entdecken chinesische Archäologen ihre letzte Ruhestätte in Xi'an, dem einstigen Chang'an. Sie bergen unter anderem einen Gedenkstein mit ihrem Namen, die Reste eines Steigbügels. Und die Knochen von mindestens drei gut gepflegten und gefütterten Eseln, die nach Ausweis ihrer Gebeine wohl einst geritten worden sind.

Das Grab einer Frau, die den Polosport so sehr liebte, dass sie ihn auch im Jenseits nicht missen wollte. ☺

DIE DAME CUI SHI UND DAS POLO SPIEL

Der Handel über die Seidenstraße macht das von der Tang-Dynastie beherrschte China so reich und offen wie nie. Dem wohl ursprünglich aus dem Iran stammenden Polo frönt vor allem der Adel, als luxuriösem Zeitvertreib für Männer und Frauen

TEXT: Tanja Beuthien ILLUSTRATION: Timo Zett

MENSCHEN DAHINTER



FACHBERATUNG

Dr. Patrick Wertmann

Der Sinologe und Kunsthistoriker, der derzeit am Asien-Orient-Institut der Universität Zürich arbeitet, hat für seine Dissertation über das Volk der Sogder (siehe Seite 50) weite Teile der Seidenstraße bereist. Er besichtigte und untersuchte unter anderem sogdische Ruinenstädte im heutigen Usbekistan und Tadschikistan – eine Erfahrung, die ihm die einst enorme Bedeutung der geschickten sogdischen Händler eindrücklich vor Augen führte.



UNSER TEAM IN CHINA

Anna Dai und Bruno Gargerle

Normalerweise spielt es für das Gelingen eines *GEOEPOCHE*-Hefts keine Rolle, wo die Angehörigen der beteiligten Redaktionsmitglieder wohnen.

Bei dieser Ausgabe aber erwies es sich als Glücksfall, dass der Sohn des Bildredakteurs Christian Gargerle mit seiner chinesischen Freundin in Hongkong lebt.

Als alle Anfragen von Hamburg aus an die chinesischen Kunstschaaffenden, deren Werke für die Bebilderung der Geschichte über die Hafenstadt Quanzhou (siehe Seite 80) angedacht waren, ins Leere liefen, konnten Anna Dai und Bruno Gargerle weiterhelfen: Über den chinesischen Messaging-Dienst WeChat kontaktierten sie die Verantwortlichen, übermittelten das redaktionelle Anliegen – und sorgten so dafür, dass die detailreichen Darstellungen des mittelalterlichen Quanzhou in diesem Heft zu sehen sind.



ILLUSTRATIONEN

Timo Zett

Der Zeichner und Grafiker stimmt sich bei seinen Arbeiten für *GEOEPOCHE* stets eng mit Fachberatung und Verifikations- team ab, um historisch möglichst korrekte Bilder zu erschaffen. So veränderte er etwa mehrmals den Schläger der chinesischen Polospielerin (Seite 60) – seine erste Version hatte dem Vergleich mit zeitgenössischen Originalen nicht standgehalten.

GESCHICHTE AUS DEM QUALITY BOARD

In diesem Heft berichtet *GEOEPOCHE* über die Seidenstraße – und über die Geschichte Zentralasiens. Was aber ist das eigentlich, Zentralasien? Natürlich hat sich das Verifikations- team mit der Frage befasst – und schnell festgestellt, dass eine Definition, die sich streng an heutigen Staatsgrenzen orientiert, nicht sinnvoll ist. Als hilfreich erwies sich vielmehr eine Publikation der UNESCO zum Thema: Demnach ist Zentralasien im Westen vom Kaspischen Meer begrenzt und im Osten vom Mongolischen Plateau, konkret vom Altai-Gebirge und der Wüste Gobi, die selbst aber nicht dazu zählen. So ergibt sich ein in etwa zwischen 36. und 48. Breitengrad verlaufender Streifen, der die Staaten Turkmenistan, Usbekistan, Tadschikistan und Kirgisistan umfasst, ein Stück des Iran, die Südhälfte Kasachstans und die zu China gehörende Region Xinjiang, nicht hingegen Tibet und die Mongolei. Nur im Süden haben wir diese Begrenzung etwas ausgeweitet: Um den historischen Verbindungen gerecht zu werden, rechnen wir auch den Großteil Afghanistans und den Norden von Pakistan zu Zentralasien.

Das tatsächliche „Zentrum“ des Kontinents liegt jedoch nicht darin: Der geografische Mittelpunkt Asiens befindet sich viel weiter östlich – im südsibirischen Tuwa.

Alle Texte in *GEOEPOCHE* werden vom GEO-eigenen Quality Board einem Faktencheck unterzogen

GEOEPOCHE PODCAST



AB SOFORT bietet »Verbrechen der Vergangenheit« alle zwei Wochen eine neue Folge – zu hören auf RTL+ Musik und weiter auf GEO EPOCHE plus

NEUE ADRESSE

Seit drei Jahren berichtet der True-Crime-Podcast von GEOEPOCHE über die dunklen Seiten des Menschen und der Macht, über alle Zeiten und Kontinente hinweg und in einer einzigartigen Kombination aus einordnendem Gespräch und atmosphärischer Zeitreise. Nun zieht „Verbrechen der Vergangenheit“ um – mitsamt der beliebten Stimme von Erzähler Peter Kaempfe: Sie finden das Angebot ab sofort auf RTL+ Musik.

Die App für Podcasts und Musik ist kostenlos verfügbar und bietet neben allen bisherigen Folgen von „Verbrechen der Vergangenheit“ alle zwei Wochen exklusiv eine neue Episode. In nächster Zeit geht es etwa um die berüchtigten Piraten der Karibik, den gewaltsamen Tod des kongolesischen Politikers Patrice Lumumba und die „Spanische Verschwörung“, die einst Venedig erschütterte.

Übrigens: Neben RTL+ Musik bietet auch GEO EPOCHE plus weiter Zugang zu allen Folgen von „Verbrechen der Vergangenheit“.

GEOEPOCHE PANORAMA

DER BLICK ZURÜCK

edenktagen können Gesellschaften helfen, sich ihrer Geschichte zu vergewissern. Die neue Ausgabe von GEOEPOCHE PANORAMA widmet sich dieser Erinnerungskultur und berichtet in starken Bildern über Ereignisse, die 2023 ein rundes Jubiläum haben. Sie erzählt von Krisen, Umstürzen und Kriegen, aber auch von hellen Momenten – und ergründet in Interviews mit Expertinnen und Experten die Spuren der Vergangenheit im Heute.



GEOEPOCHE PANORAMA

»Jahrestage – 2023«, Einige Themen: NS-Diktatur 1933: Aufbruch ins Dunkel • Sophie Scholl 1943: Mensch und Mythos • Martin Luther King jr. 1963: »I Have a Dream« • Ölkrise 1973 • Irakkrieg 2003

GEOEPOCHE KOLLEKTION

WEIBLICHE MACHT

Mögen Frauen bis heute in Führungsetagen unterrepräsentiert sein, die Vergangenheit hat gezeigt, dass sie genauso gut führen können wie Männer – oder auch genauso schlecht. Die nächste Ausgabe von GEOEPOCHE KOLLEKTION erzählt davon: Sie porträtiert beeindruckende Frauen, die die Geschichte geprägt haben. Im Großen wie im Kleinen.



GEOEPOCHE KOLLEKTION

»Frauen, die Geschichte machten«, 176 Seiten, 13,50 Euro. Einige Themen: Kleopatra; Die letzte der Pharaonen • Mathilde von Canossa • Jeanne d'Arc • Maria Theresia • First Lady Jackie Kennedy

NIE WAR GESCHICHTE LEBENDIGER

1 Jahr GEO EPOCHE für nur 84,- € lesen
oder verschenken und Wunsch-Prämie sichern!



GEO EPOCHE PANORAMA „Der Zweite Weltkrieg“

- Aktualisierte Neuauflagen des Bestsellers
- Ein globaler Konflikt in historischen Aufnahmen
- Vorgeschichte - 1939-1945 - Nachkriegszeit

Ohne Zuzahlung

Prämie
zur Wahl!



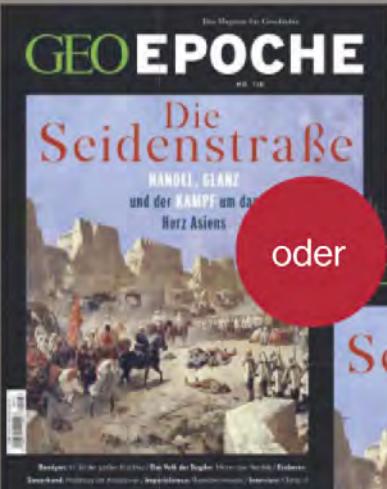
10,- € Amazon.de-Gutschein

- Für Ihre nächste Online-Shopping-Tour
- Riesige Auswahl, täglich neue Angebote
- Technik, Bücher, DVDs, CDs u.v.m.

Ohne Zuzahlung

Gleich Prämie wählen und bestellen:

6 Ausgaben GEO EPOCHE plus 1 Sonderausgabe GEO EPOCHE PANORAMA inkl. digitaler Ausgaben für zzt. nur 84,- € oder 6 Ausgaben GEO EPOCHE mit DVD plus 1 Sonderausgabe GEO EPOCHE PANORAMA inkl. digitaler Ausgaben für zzt. nur 129,- € - ggf. zzgl. einmaliger Zuzahlung für die Prämie. Studierende lesen mit 40 % Rabatt (ohne Prämie). Es besteht ein 14-tägiges Widerrufsrecht. Zahlungsziel: 14 Tage nach Rechnungserhalt. Alle Preisangaben inklusive MwSt. und Versand. Anbieter des Abonnements ist Gruner + Jahr Deutschland GmbH. Belieferung, Betreuung und Abrechnung erfolgen durch DPV Deutscher Pressevertrieb GmbH als leistenden Unternehmer.



oder



6x **GEO EPOCHE** +
1 Sonderausgabe
GEO EPOCHE PANORAMA
portofrei nach Hause

- **DVD auf Wunsch**
zu jedem Heft
- **Inkl. digitaler Ausgabe**

Zum Lesen auf Tablet,
Smartphone oder PC



GEO SAISON-Kalender „Traumziele“ 2023

- Wie ein ganzes Jahr auf Weltreise
- Monat für Monat ein neues Sehnsuchtsziel
- Format: 50 x 45 cm

Zuzahlung: nur 5,- €



ABUS Kettenschloss „Tresor“

- Diebstahlschutz für Ihr Fahrrad
- 6 mm starke Vierkantkette
- Textilschlauch gegen Lackschäden
- Individuell einstellbarer Zahlencode

Zuzahlung: nur 1,- €

www.geo-epoch.de/abo

+49 (0) 40 / 55 55 89 90

Bitte Bestell-Nr. angeben:

ohne DVD selbst lesen
mit DVD selbst lesen

183 3806
183 3845

ohne DVD verschenken
mit DVD verschenken

183 3807
183 3846

ohne DVD als Student lesen
mit DVD als Student lesen

183 3808

183 3847

IMPRESSUM

CHEFREDAKTEURE: Jens Schröder, Markus Wolff

REDAKTIONSLITIGUNG: Joachim Telgenbüscher

MANAGING DESIGNERIN: Tatjana Lorenz

TEXTREDAKTION: Dr. Anja Fries (Konzept dieser Ausgabe),

Jens-Rainer Berg, Kirsten Bertrandi, Insa Bethke,

Samuel Rieh, Johannes Teschner

AUTOREN: Jörg-Uwe Albig, Dr. Matthias Mesenhöller

BILDREDAKTION: Camilla Ackermann, Julia Franz,

Christian Gärgerle, Anja Jöckel

LAYOUT: Dennis Guskos, Michèle Hofmann, Frank Strauß

KARTOGRAFIE: Stefanie Peters

WISSENSCHAFTLICHE BERATUNG: Dr. Patrick Wertmann

QUALITY BOARD – VERIFIKATION, RECHERCHE,

SCHLÜSSREDAKTION:

Leitung: Tobias Hamelmann, Norbert Höfler,

Melanie Moenig (Stellvertreterin);

Elke von Berkholz, Lenka Brandt, Regina Franke,

Hildegard Frilling, Dr. Götz Froeschke, Thomas Gebauer,

Susanne Gilges, Cornelia Haller, Sandra Kathöfer,

Judith Ketelsen, Petra Kirchner, Dirk Krömer,

Michael Lehmann-Morgenthal, Dirk Liedtke, Kirsten Maack,

Jörg Melander, Andreas Mönnich, Susanna Molkenbuhr,

Alice Passfeld, Christian Schwan, Andreas Sedlmair,

Stefan Sedlmair, Bettina Süssmilch, Torsten Terraschke

REDAKTIONSSISTENZ: Ümmük Arslan

CHEF VOM DIENST/KOORDINATION: Ralf Schulte

GESCHÄFTSFÜHRENDE REDAKTEURE:

Maike Köhler, Bernd Moeller

Verantwortlich für den redaktionellen Inhalt:

Jens Schröder, Markus Wolff

Litho: Mohn Media, Gütersloh

Druck: Quad/Graphics, Wyszków

Gruner + Jahr Deutschland GmbH

Sitz von Verlag und Redaktion:

Am Baumwall 11, 20459 Hamburg

Postanschrift der Redaktion:

Brieffach 24, 20444 Hamburg

Telefon: 040 / 37 03-0

Internet: www.geo.de/epoche

VICE PRESIDENTS NEWS, WIRTSCHAFT & WISSEN

(PRINT/DIGITAL): Julian Kösters, Bianca Wannemacher

PUBLISHING MANAGEMENT: Patricia Hildebrand,

Svenja Urbach, Eva Zaher

SALES DIRECTION: Franziska Bauske,

Betsy Edakkamannil, Maren Falke,

DPV Deutscher Pressevertrieb

Verantwortlich für den Inhalt der Anzeigen:

Petra Küsel – Head of Brand Print + Direct Sales,

Ad Alliance GmbH, Am Baumwall 11, 20459 Hamburg.

Es gilt die jeweils aktuelle Preisliste

unter www.ad-alliance.de

MARKETING DIRECTION: Stefan Bromberg

PRESSE- UND ÖFFENTLICHKEITSARBEIT:

Xenia El Mourabit

HERSTELLUNG: G + J Herstellung,

Heiko Belitz (Ltg.), Oliver Fehling

Heftpreis: 12,00 Euro (mit DVD: 19,50 Euro)

ISBN: 978-3-652-01216-4;

978-3-652-01222-5 (Heft mit DVD)

ISSN: 1861-6097

© 2022 Gruner + Jahr Deutschland GmbH, Hamburg

Bankverbindung: Deutsche Bank AG Hamburg,

IBAN: DE 30 2007 0000 0032 2800 00,

BIC: DEUTDEHH

GEOL-LESERSERVICE

FRAGEN AN DIE REDAKTION

Telefon: 040 / 37 03 20 84

E-Mail: briefe@geo-epoche.de

BESTELLADRESSE FÜR GEO-BÜCHER,

GEO-KALENDER, SCHUBER ETC.

Anschrift: GEO-Versand-Service,

74569 Blaufen

Telefon: +49 / 40 / 4223 64 27

Telefax: +49 / 40 / 4223 66 63

E-Mail: guj@sigloch.de

ABONNEMENT- UND

EINZELHEFTBESTELLUNG

Online-Kundenservice: www.geo.de/kundenservice

Telefon: 0049 / 40 / 5555 89 90

Service-Zeiten: Mo–Fr 7,30 bis 20,00 Uhr,

Sa 9,00 bis 14,00 Uhr

Postanschrift: GEOEPOCHE Kundenservice,

20080 Hamburg

Preise Jahresabonnement:

84,00 € (D), 94,50 € (A), 133,00 sfr (CH)

mit DVD:

129,00 € (D), 145,00 € (A), 231,00 sfr (CH)

Studentenabonnement:

50,40 € (D), 56,70 € (A), 79,80 sfr (CH)

mit DVD:

81,20 € (D), 94,50 € (A), 79,80 sfr (CH)

Preise für weitere Länder auf Anfrage erhältlich

USA: GEOEPOCHE is published by Gruner + Jahr Deutschland GmbH

K.O.P.: German Language Pub.,

153 S Dean St, Englewood NJ 07652.

Periodicals Postage is paid at Paramus NJ 07652.

Postmaster: Send address changes to

GEOEPOCHE, GLP, PO Box 9868,

Englewood NJ 07631.

KANADA: Sunrise News,

47 Silver Shadow Path, Toronto, ON, M9C 4Y2,

Tel.: +1 647-219-5205,

E-Mail: sunriseorders@post.com

FOTOVERMERK NACH SEITEN

Anordnung im Layout: l.= links, r.= rechts, o.= oben, m.= Mitte, u.= unten

Titelbild: Gemälde »Einzug der russischen Truppen in Samarkand am 8. Juni 1868« von Nikolaj Karasin (1888)
Rückseite: Händler aus Zentralasien, möglicherweise ein Sogder, auf einem Kamel; Grabbeigabe aus Terrakotta, China zur Zeit der Tang-Dynastie (618–907 n. Chr.)

TITEL: Pictures from History/Bridgeman Images

EDITORIAL: Malte Joost für GEOEPOCHE

INHALT: Kharbine-Tapabor/Imago images: 4 l. o.; Erich Lessing/akg-images: 4 l. m.; Quanzhou Saixiong Culture Development Co. Ltd: 4 l. u.; Tian Wei: 4 r. o.; Timo Zett für GEOEPOCHE: 4 r. m.; Pictorial Press Ltd/Alamy: 4 r. u.; Stéphane Piera/Roger-Viollet/ullstein bild: 5 o.; imago images: 5 m.; Royal Geographical Society/Getty Images: 5 u.

AUF DER STRASSE DER SEIDE: Bridgeman Images: 6/7; New York Public Library/Alamy/mauritius images: 8; British Library/Bridgeman Images: 9 o.; Museum für Asiatische Kunst, SMB/bpk-images: 9 u.; Aurel Stein/Royal Geographical Society/Getty Images: 10 o.; Turkestan album/Library of Congress: 10 u.; Kharbine-Tapabor/Imago images: 11; Turkestan album/Library of Congress: 12/13; RMN – Grand Palais/bpk-images: 14; Paul Nadar/Roger-Viollet/ullstein bild: 15; Percy Cox/Royal Geographical Society/Getty Images: 16 o.; imago images: 16/17 u.; Mirrorpix/Alamy/mauritius images: 17 o.; Branger/Roger Viollet/Getty Images: 18; Lebrecht History/Bridgeman Images: 19; Artokoloro/Imago images: 20, 21 (2)

DIE ANFÄNGE: Stefanie Peters für GEOEPOCHE: 22/23, 24/25

DIE REISE DES GESENDTEN: Tian Wei: 26, 29, 30, 33, 34; Metropolitan Museum, New York: 27; National Museum of Antiquities of Tadzhikistan, Dushanbe/Alamy: 28; Värlskulturmuseet, Göteborg: 31, 32; Historical Views/Imago images: 35; Hongnian Zhang: 36

KRIEGER UND STAATSGRÜNDER: Timo Zett für GEOEPOCHE: 38

BAMIYAN – ZENTRUM DES GLAUBENS: Françoise Foliot/Creative Commons: 40/41; Erich Lessing/akg-images: 41; Metropolitan Museum, New York: 43 o.; Design Pics/Imago images: 43 u., 44 u.; Victoria & Albert Museum, London/bpk-images: 44 o.; Musée Guimet/RMN-Grand Palais: 45; Robert Harding/dpa picture-alliance: 47 l.; imago images: 47 r.; Pictures From History/akg-images: 48

DIE HERREN DES HANDELS: imago images: 50, 53; Photo Josse/Bridgeman Images: 52; Afrasiab Museum, Samarkand/Alamy: 54, 58; British Museum, London: 55; Staatliches Museum für Orientalische Kunst, Moskau: 56; Chinesisches Nationalmuseum, Peking: 57

DIE DAME CUI SHI UND DAS POLOSPIEL: Timo Zett für GEOEPOCHE: 38

MENSCHEN DAHINTER: Privat: 62 l. o., 62 r. o.; Timo Zett: 62 l. u.

ZEITLESTE: Turkestan Album/Library of Congress: 67–78

LESEZEICHEN: Sergei Michailowitsch Prokudin-Gorskij/Library of Congress: 79

DIE ANDERE SEIDENSTRASSE: Quanzhou Saixiong Culture Development Co. Ltd: 80/81–86/87

DSCHINGIS KAHN: Pictorial Press Ltd/Alamy: 90; Roland und Sabrina Michaud/akg-images: 91, 93, 94, 98, 101; Stefanie Peters für GEOEPOCHE: 97

DER WEG DER PEST: Timo Zett für GEOEPOCHE: 104

KALEIDOSKOP DER KULTUREN: Stefano Baldini/Bridgeman Images: 106/107; Stéphane Piera/Roger-Viollet/ullstein bild: 108; British Museum/bpk-images: 109, 111 l.; Fine Art Images/Interfoto: 110; Metropolitan Museum, New York: 111 r., 112; Petra Stüning/Museum für Islamische Kunst, SMB/bpk-images: 113; Saint Louis Art Museum, Missouri/Bridgeman Images: 114; British Library/Bridgeman Images: 115

IM GLANZ DER WEISHEIT: Ekrem Canlı/Creative Commons: 116/117; Mel Longhurst/VWPics/Redux/laif: 118/119 o.; imagebroker/dpa picture-alliance: 118 u.; CIPA Media Co. Ltd/dpa picture-alliance: 119 u.; Roland und Sabrina Michaud/akg-images: 120, 123 u.; UIC/Imago images: 121; Bibliothèque Nationale de France: 122; Daniel Mennerich: 123 o.; British Library/akg-images: 124; Stefanie Peters für GEOEPOCHE: 125; Gerard Degeorge/akg-images: 127

DIE EUROPÄER KOMMEN: Timo Zett für GEOEPOCHE: 128

IM AUFTRAG DES ZAREN: Pictures from History/Bridgeman Images: 130/131; Library of Congress: 131 o.; Bridgeman Images: 133; Artepics/Prisma: 134; imago images: 137 u.; Stefanie Peters für GEOEPOCHE: 137 o.; akg images: 138; SuperStock/mauritius images: 140

DURCH DIE WÜSTE: aus: Sven Hedin, Durch Asiens Wüsten, Leipzig 1911: 142 o., 145 u., 149 (2), 151 (2); Sven Hedin Foundation, Museum of Ethnography, Stockholm: 142/143, 150/151; Royal Geographical Society/Getty Images: 143; aus: Sven Hedin, „som tecknare“, Stockholm 1964: 144, 146 o., 148, 150 o.; Mary Evans Picture Library/adobeStock: 145 o.; Värlskulturmuseet, Göteborg: 146/147; Sven Hedin Foundation/Imago images: 147 o.; Stefanie Peters für GEOEPOCHE: 152; brandstaetter images/Austrian Archives/dpa picture-alliance: 153; Popperfoto/Getty Images: 154

INTERVIEW: Universität Trier: 156; Stefanie Peters für GEOEPOCHE: 159

VORSCHAU: Roberto A. Sanchez/Getty Images: 162/163; The Print Collector/Heritage Images/Science Photo Library: 162 o. r.; akg-images: 162 u. l., 163 o. r.; Bridgeman Images: 162 u. r.; Heritage Images/ullstein bild: 163 o. l.; Ansgar Hoffmann 2018/Kloster Dalheim: 163 m. l.; The New York Times/Redux/laif: 163 u. r.

RÜCKSEITE: Galerie Golconda, Saint-Paul de Vence

Alle Fakten, Daten und Karten in dieser Ausgabe sind vom Verifikations- und Recherche-Team im Quality Board auf ihre Richtigkeit überprüft worden.

Die GESCHICHTE der Seidenstraße



Wasserträger im
Norden des heutigen
Tadschikistan,
um 1870

Über mehr als anderthalb Jahrtausende entfaltet sich die Historie des größten Handelsnetzes seiner Zeit. Es bringt Wohlstand, verbindet die Kulturen Asiens, befeuert aber auch tödliche Konflikte

TEXT: Svenja Muche

Ural sind die Routen durch das Herz Asiens. Und so geht das weitgespannte Netz der Seidenstraße aus der allmählichen Verknüpfung von Wegen hervor, über die Menschen teils schon im 3. Jahrtausend v. Chr. Güter transportiert haben: Lapislazuli aus dem Hindukusch nach Ägypten etwa, Karneolperlen vom Indus zu den Eliten stadtähnlicher Siedlungen wie Sarasm (im heutigen Tadschikistan) und Schortugai (Nord-Afghanistan), oder Jade aus dem Tarimbecken, östlich des Pamir, ins Kernland Chinas. Auch Metalle wie Zinn sowie Lebensmittel befördern die Menschen über weite Strecken. So werden im Tarimbecken um 2000 v. Chr. Frauen und Männer bestattet, die sich von Hirse aus Ostasien sowie Weizen und Milchprodukten aus Westasien ernährt hatten. Spätestens seit der Bronzezeit also betreiben die Menschen im Gebiet der Seidenstraße Fernhandel über Land.

Die Haupttrassen, über den dieser Austausch geschieht, ziehen sich durch eine Region, für die im 19. Jahrhundert der Begriff „Zentralasien“ aufkommt. Sie erstreckt sich vom Ufer des Kaspischen Meeres im Westen bis heran an das Altai-Gebirge und die Wüste Gobi, die bereits zum Mongolischen Plateau zählen, im Osten, vom Hindukusch im Süden bis zu den Steppen des heutigen Kasachstan im Norden. Wer diese Weltgegend durchquert, muss Hochgebirge überwinden und sich schier endlos ausbreitende Wüsten. Erleichtert wird dies durch die



Domestizierung von Tieren wie Esel, Pferd und Kamel (das zweihöckrige Trampeltier und ebenso das einhöckrige Dromedar): Im Zuge eines Jahrtausende währenden Prozesses werden diese schließlich in weiten Teilen Asiens auch als Last- und Reittiere genutzt. Schneller als je zuvor gelangen durch sie Güter, Ideen und Menschen vom

IM 19. JAHRHUNDERT
erobert und annektiert das Zarenreich große Teile Zentralasiens. Um 1870 erstellen russische Beamte ein gewaltiges landeskundliches Album über die geschichtsträchtige Region, aus dem die Fotos auf diesen Seiten stammen, so auch diese Aufnahme einer tadschikischen Frau in traditioneller Kleidung (oben)

einen Ende des Kontinents zum anderen.

139 v. Chr.

China.* Auf Geheiß von Kaiser Wu, siebter Herrscher der Han-Dynastie, bricht der Höfling Zhang Qian zu einer Mission nach Zentralasien auf. Er soll dort Verbündete gegen die Xiongnu gewinnen, einen Ver-



DIE LANDE entlang der Seidenstraße sind geprägt durch klimatische Extreme. Große Hit zu deren Abhilfe dieser Händler in Samarkand Woll- und Pelzmützen anbietet

bund von Nomadenstämmen, der nördlich von China ein Großreich errichtet hat und das Kaiserreich beständig bedroht. Als wohl erster chinesischer Gesandter kommt Zhang bis an den Oberlauf des Amudarja nördlich des Hindukusch. Seine Reise führt erstmals zu diplomatischen Kontakten zwischen China und den Reichen Zentralasiens und leitet die Ära der eigentlichen Seidenstraße ein. Denn immer öfter ziehen in der Folge Gesandtschaften und auch Händler über die Ost-West-Routen. Im Gepäck haben sie häufig die als diplo-

matisches Geschenk und Handelsware überaus beliebte chinesische Seide.

53 v. Chr.

Türkei. Nahe dem Ort Carrhae, im Süden der heutigen Türkei, fügen die berittenen Bogenschützen der Parther dem Heer des römischen Feldherrn Marcus Licinius Crassus eine schwere Niederlage zu. Das Partherreich, dessen Territorium etwa dem heutigen Staatsgebiet des Iran entspricht, kontrolliert den Zugang der Mittelmeearainer zu den

Reichtümern Asiens. Auf diese Weise hat es großen Wohlstand erlangt, den Crassus mit Gewalt für das Römische Reich – aber auch für sich selbst – sichern wollte. Mit der Schlacht bei Carrhae beginnt das Jahrhunderte währende Ringen zwischen Rom und den Parthern, den beiden bestimmenden Großmächten am westlichen Abschnitt der Seidenstraße.

um 150 n. Chr.

Unter König Kanischka I. erblüht das Kuschan-Reich im südlichen Zentralasien und im heutigen Nordindien, vor allem dank seiner Rolle im Handel zwischen China und Rom: Die Zwischenhändler von Kuschan kontrollieren die Routen, auf denen die aus dem Osten kommenden Güter wie etwa chinesische Seide und Lackwaren zu den Häfen am Indischen Ozean gelangen. Von dort können die Waren dann – unter Umgehung der von den Parthern bei der Durchreise durch ihr Reich verlangten Zölle – nach Westen verschifft werden und erreichen über das Arabische und das Rote Meer etwa das römisch beherrschte Ägypten.

um 220

China. Drei Generäle rufen jeweils eigene Reiche aus, nachdem das Imperium der Han-Kaiser in einem jahrelangen Bürgerkrieg zerbrochen ist. In den folgenden rund 360 Jahren ist China meist in sich bekämpfende Staaten geteilt. Am westlichen Ende der Seidenstraße erschüttern

indes interne Machtkämpfe und Konflikte mit äußeren Gegnern das Römische Reich. Die Unruhen in West und Ost beeinträchtigen den Überlandhandel, viele Händler weichen daher auf den Seeweg entlang der Küsten Südost- und Südasiens aus. Auf dem mittleren Abschnitt der Seidenstraße floriert der Handel dagegen weiter.

224

Iran. Der Partherkönig Artabanos IV. fällt in der entscheidenden Schlacht gegen Ardaschir I., Fürst der Provinz Persis im Süden des Partherreichs. Ardaschir hatte sich gegen die Oberherrschaft der durch römische Angriffe geschwächten Parther erhoben. Nach seinem Sieg zieht er in die parthische Hauptstadt Seleukia-Ktesiphon an den Ufern des Tigris ein, lässt sich dort zum „König der Könige“ krönen und begründet damit das persische Reich der Sasaniden.

383

China. Lü Guang, General in Diensten eines chinesischen Fürsten, unterwirft das Oasenreich Kutscha im Norden des Tarimbeckens. Er folgt damit einem Beistandsgesuch der nahe gelegenen Reiche Shanshan und Jushi, Rivalen Kutschas im lukrativen Karawanengeschäft. Die Oasen an den nördlich und südlich des Beckens mit der darin gelegenen Wüste Taklamakan verlaufenden Haupttrouten der Seidenstraße sind wichtige

* Ein Ländername zu Beginn eines Eintrags benennt den modernen Staat, auf dessen Territorium die beschriebenen Ereignisse stattgefunden haben

Umschlag- und Rastplätze für Händler. Die jeweils mehrere Oasen umfassenden Staaten konkurrieren daher nicht nur untereinander, sondern sind über die Jahrhunderte auch immer wieder begehrte Trophäen im Ringen verschiedener Großreiche in der Region.

um 400

Usbekistan/Tadschikistan.

Die Händler aus dem Volk der Sogder, ansässig im Gebiet zwischen Amudarja und Syrdarja um die Metropole Samarkand, bauen ein Handelsimperium auf, das zeitweise von der Krim bis nach Korea reichen wird. Bereits in den vorausgehenden Jahrhunderten haben Sogder Niederlassungen an den wichtigen Handelswegen bis ins Innere Chinas unterhalten, nun aber gelingt es ihnen, Konkurrenten aus anderen Völkern zunehmend zu verdrängen und den Warenaustausch auf der Seidenstraße zu dominieren – auch weil sie sich erfolgreich den Mächtigen Asiens als Übersetzer, Berater und Diplomaten andienen. Sogdisch wird über Jahrhunderte zur Verkehrssprache entlang der Seidenstraße, zahlreiche Sogder siedeln sich an wichtigen Stationen der Routen und vor allem in China an, wo sie selbst organisierte Gemeinden gründen und später auch hohe Posten in Militär und Verwaltung einnehmen.

498

Ein Heer des Stammesverbandes der Hephthaliten verhilft dem durch eine Adelsver-

schwörung gestürzten Sasaniden Kavadh I. zurück auf den Thron. Als Gegenleistung muss Kavadh seinen Unterstützern fortan Tribut zahlen. Die Hephthaliten, deren Herkunft ungewiss ist, hatten sich wohl wenige Jahrzehnte zuvor in Baktrien, der Region zwischen Hindukusch und Amudarja, sowie im jenseits des Flusses gelegenen Transoxanien niedergelassen. In den folgenden Jahren erweitern sie ihren Machtbereich bis in das östliche Tarimbecken. Mit den Zahlungen der Sasaniden fördern die Hephthaliten die Wirtschaft in ihrem Reich, den lukrativen Seidenhandel erledigen sogdische Kaufleute für sie.

551

Die in der Altai-Region lebenden Türk, ein turksprachiger Stammesverband, rebellieren unter ihrem Anführer Bumin gegen die Oberherrschaft der Rouran unter dem Khagan Anagui. Die nomadischen Rouran beherrschen ein Territorium, das sich von der Mandschurei im Osten bis zur Turfan-Senke im heutigen Nordwestchina erstreckt. Nach einem Sieg gegen Anagui ruft Bumin sein eigenes Khaganat aus. Doch das erste Großreich der Türk spaltet sich schon bald in einen westlichen und einen östlichen Teil auf.

um 560

Usbekistan. Nahe Buchara besiegt der mit dem Herrscher der westlichen Türk verbündete Sasanidenkönig Husrav I. das Heer der Hephthaliten. Deren

Reich zerbricht kurz nach der Niederlage. Die Alliierten teilen es entlang des Amudarja untereinander auf. Doch nur wenige Jahre darauf kommt es zum Bruch, als die Sasaniden den Türk, vertreten durch sogdische Kaufleute, den freien Handel in ihrem Reich verweigern. Die Sogder nehmen daraufhin im Namen der Türk direkte Handelsbeziehungen zum Oströmischen Reich auf. Unter dem Einfluss und Schutz der Türk, deren Machtbereich inzwischen die mittleren Trassen der Seidenstraße umfasst, wandern mehr Karawanen als je zuvor entlang der Seidenstraße.

um 600

Afghanistan. Im Hochtal von Bamiyan inmitten des Hindukusch schlagen Steinmetze im Abstand von wenigen Jahrzehnten zwei 35 und 53 Meter hohe Buddha-Figuren aus einer Felswand. Die gigantischen Statuen überragen eine Stadt mit zahlreichen buddhistischen Klöstern. Durch das Tal verläuft eine Handelsroute, über die der Buddhismus bereits im 3. Jahrhundert v. Chr. durch wandernde Mönche von Nordindien nach Zentralasien gelangt ist. Auch Missionare anderer Religionen, etwa des Christentums oder des Manichäismus, verbreiten über das Netz der Seidenstraße ihre Botschaft.

618

China. Nach jahrelangen Aufständen gegen die Herrscherfamilie der Sui, die 581 die zerstrittenen Teilstaaten

EIN KASACHISCHER STIEFELVERKÄUFER Stiefelverkäufer präsentiert sein Angebot. Zu fast allen Zeiten werden auf der Seidenstraße nicht nur ausgefeilte Luxuswaren sondern auch Güter des täglichen Gebrauchs transportiert, existiert der Fernhandel oft direkt neben der unmittelbaren Versorgung der Region



Chinas wieder zu einem Reich vereint hatte, setzt sich der Rebellenführer Li Yuan als neuer Kaiser durch und gründet die Dynastie der Tang. Li dankt seinen Sieg auch der Unterstützung des östlichen Türk-Khagans, der ihm Pferde und Kämpfer gesandt hatte. Der Eroberungsdrang der Türk und der Tang lässt die Partner jedoch schon bald zu Gegnern werden. Bis 659 zerschlagen die Tang das östliche und das westliche Türk-Khaganat und nehmen große Teile von deren Gebiet ein.

642

Iran. Nahe der Stadt Nihavand stellt sich der Sasanidenherrscher Yazdgird III. mit seiner Armee den schnell von Westen vorrückenden Truppen der muslimischen Araber zur entscheidenden Schlacht. Aber dem Eroberungshunger der Anhänger Mohammeds sind die Sasaniden nicht gewachsen. In den folgenden Jahren schlagen die Sieger auch den restlichen persischen Widerstand nieder und bemächtigen sich vollständig des Sasanidenreiches. Das von den Arabern bereits 632 errichtete muslimische Kalifat etabliert sich nun als neue Großmacht am westlichen Ende der Seidenstraße.

682

Mongolei/China. In der mongolischen Steppe rebelliert Qutlugh, ein Nachfahre des letzten Herrschers der östlichen Türk, erfolgreich gegen die chinesische Oberherrschaft. Zuvor hatte er die nach mehreren gescheiterten Aufständen zerstreuten Truppen



ÜBER DIE WEGE des Handels wandern zugleich Weltsichten, Werte, Stile. So beeinflussen sich die unzähligen Kulturen an der Seidenstraße mitunter stark – behalten aber dennoch ihre unverwechselbaren Eigenheiten (kirgisische Frau in Tracht)

der Türk unter seinem Banner vereint und sich weitere Steppestämmen unterworfen. Unter Qutlugh entsteht das zweite Türk-Khaganat, von dessen Geschichte Inschriften auf Steinsteilen im Tal des mongolischen Flusses Orchon berichten: die ältesten bekannten Schriftzeugnisse einer Turksprache.

712

Usbekistan/Tadschikistan. Muslimische Truppen nehmen die sogdische Metropole Samarkand ein, bis 722 erobern sie auch alle anderen Stadtstaaten der Sogder, deren letzter Fürst wird hingerichtet. In ihrer nun zunehmend islamisierten Heimat, aber auch unter den in China lebenden Sogdern verliert sich bald ihre Identität als Volk – und die sogdische Kultur, die die Seidenstraße über Jahrhunderte geprägt hat, verschwindet.

742

Mongolei. Nach dem Tod des letzten bedeutenden Türk-Khagans erobert ein Dreierbündnis aus Uiguren, Basmilen und Karluken – wie die Türk alleamt Stammesföderationen turksprachiger Völker – das Reich. Nach dem gemeinsamen Sieg bricht ein Machtkampf zwischen den Koalitionären aus, den die Uiguren 744 für sich entscheiden. Als neue Herren der mongolischen Steppe errichten sie eine prächtige Hauptstadt am Orchon: Ordu Balaq. Die meisten Uiguren bleiben jedoch vor allem Viehzüchter und ziehen mit ihren Herden über Land.

751

Kirgisistan. Nahe dem Fluss Talas triumphieren Truppen des Kalifats über die Soldaten des Kaisers von China. Es ist die erste und letzte große Schlacht zwischen den beiden Kontrahenten. Einer Überlieferung nach gelangt das Geheimnis der Papierherstellung durch von den Siegern verschleppte chinesische Kriegsgefangene in das mittlerweile von Arabern beherrschte Samarkand. Das dort produzierte Papier wird bald zu einer begehrten Handelsware. Über die islamische Welt verbreitet sich das Wissen um seine Produktion in Westeuropa. Durch die bisweilen kriegerische Begegnung der Kulturen in Zentralasien entlang der Seidenstraße gelangen aber auch noch weitere Innovationen von Ost nach West, etwa die Drucktechnik und das Schwarzpulver.

755

China. An Lushan, ein General türk-sogdischer Herkunft in chinesischen Diensten, erhebt sich gegen die Herrschaft der Tang. Nur mit militärischer Unterstützung der Uiguren gelingt es dem chinesischen Kaiser, den Kern seines Reichs von den Rebellen zurückzuerobern. Um seine Kräfte zu bündeln, musste China jedoch seine Stützpunkte im Tarimbecken räumen, in das nun Uiguren und Tibeter vordringen. Die Uiguren nutzen zudem den Einfluss, den sie in China gewonnen haben, und zwingen die Tang, Pferde – oft über deren Wert – gegen Seide zu tau-

schen, die sie größtenteils weiter veräußern.

840

Mongolei. Kämpfer der Kirgisen, eines turksprachigen Volks vom Oberlauf des Jenissej, fallen in die uigurische Kapitale Ordu Balaq ein und töten den

AN EINEM FEIERTAG

besucht dieser Junge eine Moschee zum Gebet. Auch die Anzahl der Religionen, die in der Geschichte Zentralasiens ihre Spuren hinterlassen, ist groß. Als letzte kommt der Islam im 7. und 8. Jahrhundert von Westen aus und verbreitet sich bis in die mongolische Steppe

Khagan. Nach der Einnahme ihrer Hauptstadt zerstreuen sich die Uiguren. Eine größere Gruppe erreicht die Oase Turfan nordöstlich des Tarimbeckens und gründet ein neues Königreich, Chotscho, das auch mehrere Oasenstädte im Osten und Norden des Beckens umfasst. Rund vier Jahr-





CHINESISCHE SEIDE ist die berühmteste Ware, doch andere Textilien werden ebenfalls transportiert: Baumwollstoffe aus Indien etwa oder Brokat aus Persien. So sind auch die Kleidungshändler (oben) auf den Basaren an den Routen stets bestens ausgestattet

hunderte wird das uigurische Reich von Chotscho in dieser für den Karawanenhandel so bedeutenden Region bestehen.

878

China. In Chang'an (heute Xi'an) wird die Edeldame Cui Shi beigesetzt, die wie ihr Ehemann, der hochrangige Amtsträger Gao Bao, den Polosport liebt und vermutlich auch selbst betreibt; allerdings – wie sogar ein Kaiser – eher mit einem Esel statt einem Pferd. In ihrem Grab werden Archäologen später die Kno-

chen mehrerer gut gepflegter Esel finden, wahrscheinlich die Reittiere Cui Shis. Das auch Frauen den kämpferischen Sport ausüben können, verdanken sie wohl auch der durch die Einflüsse der Kulturen entlang der Seidenstraße geradezu kosmopolitischen Atmosphäre im Tang-zeitlichen China.

892

Usbekistan. Ismail I. aus der persischstämmigen Dynastie der Samaniden beert seinen Bruder als Statthalter von Transoxanien. Zwar herrscht

Ismail offiziell im Namen des Kalifen in Bagdad, doch der ist schwach. Ismail kann weitgehend unabhängig walten und dehnt seinen Machtbereich bis jenseits des Hindukusch aus. Die Hauptstadt seines Reiches verlegt er von Samarkand nach Buchara, das zum kulturellen Zentrum der Region aufsteigt: Am Hof der Samaniden wirken bedeutende Dichter wie etwa Rudaki, der als Begründer der neopersischen Poesie gilt. In Buchara entsteht mit dem Samaniden-Mausoleum ein Meisterwerk islamischer Backsteinarchitektur.

916

China. Abaoji, Stammesführer der halbnomadischen Kitan, erhebt sich im Norden Chinas selbst zum Kaiser. Die Herrschaft der Tang ist 907 in Anarchie versunken, das Kaiserreich zerfällt erneut in mehrere Territorien. Abaoji begründet die Dynastie der Liao und dehnt seine Macht bis in die mongolische Steppe aus. Die Organisation des Reiches folgt der jeweiligen Bevölkerung: Im Norden basiert sie auf dem Stammessystem der dort lebenden Nomaden, im von sesshaften Völkern besiedelten Süden übernehmen die Kitan die zentralisierte Verwaltung der Tang. Im chinesischen Kernland etabliert sich im Jahr 960 die Song-Dynastie.

999

Usbekistan. Truppen der Karachaniden, eines Verbands von Turkstämmen aus dem Gebiet südlich des Balqaschsees,

dringen von Nordosten nach Buchara vor und besetzen die Hauptstadt des Samanidenreichs. Der Karachanidenführer Arslan Ilek Nasr hatte sich zuvor mit Mahmud, dem abtrünnigen Samanidengouverneur von Ghazni im heutigen Afghanistan, verbündet, der zugleich von Süden vorrückt. Das Samanidenreich fällt an die Alliierten, die sich 1001 auf den Amudarja als Grenzfluss zwischen ihren neuen Territorien einigen. Mahmud unternimmt später Plünderungszüge bis nach Indien und nutzt die Beute, um Ghazni zur zeitweise bedeutendsten Kulturmétropole Zentralasiens aufzubauen.

1040

Turkmenistan. Südwestlich der Oasenstadt Merw an der Seidenstraße prallen die Infanterietruppen und Kriegselefanten Masuds I. von Ghazni auf die Reiterkrieger der Seldschuken, zum Islam übergetretener Turkstämme, und erleiden eine schwere Niederlage. Die Korruption und die Gier der Ghaznawiden hat viele Städte zwischen Kaspischem Meer und den Ausläufern des Hindukusch bereits zuvor dazu getrieben, sich den Seldschuken zu unterstellen, die nun die gesamte Region einnehmen. Im Jahr 1055 erobern die Seldschuken schließlich Bagdad und schwingen sich zu den neuen Herren im Kalifat auf.

um 1124

China. Dschurdschen, Nomaden aus der Mandschurei, stürzen die Liao-Dynastie und

vertreiben die Kitan aus China. Yelü Dashi, ein Mitglied der alten Liao-Elite, flieht in die mongolische Steppe und versammelt dort in der Nähe des Orchon rund 40000 Reiterkämpfer. Mit dieser Armee unterwirft er die Oasenstaaten im Westen und Norden des Tarimbeckens und nimmt das Reich der Karachaniden südlich des Balqaschsees ein. Die Dschurdschen indes verdrängen nach den Liao auch die Song aus dem Norden von deren Reich und begründen die Dynastie der Jin. Zu ihrer Hauptstadt machen sie 1153 Zhongdu, das spätere Beijing.

1141

Usbekistan. Der 1124 vor den Dschurdschen aus China geflohene Kitan-Anführer Yelü Dashi erobert Transoxanien von den Seldschuken. Als er zwei Jahre darauf stirbt, reicht seine Herrschaft vom Tarimbecken bis zum Amudarja. Die Oberhäupter der von ihm begründeten Dynastie der Kara-Kitai üben jedoch kaum direkte Macht aus, sondern begnügen sich, wie auch andere Steppendynastien, weitgehend damit, Steuern von ihren Vasallen einzuziehen. Für die Seldschuken indes leitet die demütigende Niederlage gegen die „Ungläubigen“ den Untergang ein: Bis Ende des Jahrhunderts zerfällt ihr ohnehin zerrüttetes Reich vollends.

1206

Mongolei. Die versammelten Stammesführer der Mongolen erheben mit Temüdschin einen

der ihnen zum Dschingis Khan, zum „Weltbeherrschер“. Temüdschin hat das durch den Abzug der Kitan aus der östlichen Steppe hinterlassene Machtvakuum genutzt, um mit List und Gewalt die Stämme dort unter seiner Herrschaft zu vereinen. Nun wendet er sich nach Westen und Süden, wo er mit seinen Reiterkriegern die chinesischen Reiche der Xi Xia und Jin angreift und besiegt. Der Norden Chinas steht damit bei seinem Tod 1227 unter der Herrschaft der Mongolen, als deren Reichsgründer Dschingis Khan in die Geschichte eingehen wird.

1210

Usbekistan. Der muslimische Fürst Muhammad II. von Choresmien, der Region südlich des Aralsees, erobert Samarkand von den Kara-Kitai. Schon sein Vater und Vorgänger hatte sich als Vasall von den Kara-Kitai losgesagt und den Norden des Iran unterworfen. Muhammad führt die Eroberungspolitik fort und befiehlt schließlich 1215 von seiner Hauptstadt Samarkand aus über den Iran und einen Großteil des westlichen und südlichen Zentralasiens. Für wenige Jahre ist Muhammad II. der mächtigste Alleinherrscher der islamischen Welt.

1218

Kasachstan. In der zum Reich Muhammads II. gehörenden Stadt Otrar, im Süden des heutigen Kasachstan, trifft eine unter dem Schutz des Mongolenherrschers Dschingis Khan stehende Handelskarawane ein.



VIELE VÖLKERSCHAFTEN
entlang der Seidenstraße,
vor allem in den großen
Steppen, leben ursprünglich
nomadisch. Wie diese
kirghische Familie in ihrer
Jurte errichten sie ihre
Behausungen nie fest,
sondern ziehen umher, etwa
zu neuen Weidegründen
für ihr Vieh

Der Gouverneur der Stadt will sich deren kostbare Fracht aneignen und lässt, mit Zustimmung Muhammads, fast alle Händler hinrichten. Auch die Gesandtschaft, die Dschingis Khan daraufhin mit der Forderung nach Auslieferung des Gouverneurs ausschickt, lässt er ermorden. Derart provoziert, sendet der Mongolenherrschер eine Streitmacht nach Westen, die Muhammads Reich überrennt. Es ist nur einer der zahlreichen Eroberungszüge der

Mongolen, mit denen Dschingis Khan und seine Nachfolger ihr Machtgebiet erweitern. Am Ende reicht es vom Osten Europas bis zum Chinesischen Meer und von Sibirien bis zum Persischen Golf – und damit auch über nahezu das gesamte Netz der Seidenstraße.

1224

China. Der aus kaiserlicher Familie stammende Beamte Zhao Rugua wird Handels-

inspektor in der pulsierenden Hafenstadt Quanzhou im Südosten Chinas. Der Ort ist das Ostende der „maritimen Seidenstraße“, die sich in den letzten Jahrhunderten als Alternative zum Landweg zwischen Arabien im Westen und China im Osten entwickelt hat. 1225 erscheint Zhaos zweibändiges „Verzeichnis fremder Länder“, eine in vielen Details außergewöhnlich akkurate Weltbeschreibung mit Warenkatalog, zusammengetragen aus älteren Schriften sowie den Berichten von Kaufleuten und Seefahrern, die Quanzhou anlaufen.

1274

China. Der Venezianer Marco Polo erreicht mit seinem Vater und seinem Onkel Shangdu, die Sommerresidenz Kublai Khans, eines Enkels Dschingis Khans, der seit einigen Jahren Kaiser von China ist. Unter anderem ist es der später veröffentlichte Bericht dieser Reise, der europäische Schiffsführer dazu inspirieren wird, einen direkten Seeweg zu den Reichtümern des Ostens zu suchen. Die weitgehende Handelsfreiheit im Mongolenreich und die von späteren

EIN FALKNER
präsentiert sein Tier auf einer Straße von Taschkent. Die Jagd von Kleinwild mit Greifvögeln hat in Zentralasien eine lange Tradition



Historikern „Pax Mongolica“ genannte innere politische Stabilität wecken das Geschäftsinteresse auswärtiger Kaufleute wie der Polos. Einheimische Händler finanzieren ihre Karawanen in dieser Zeit über das sogenannte *ortaq*-System (türkisch „Partner“): einen Zusammenschluss von Kaufleuten, die Geld in Handelsreisen investieren und zugleich im Auftrag der Mongolenherrschern Steuern einziehen.

1294

China. Kublai Khan stirbt im heutigen Beijing. Der Großkhan herrschte kaum mehr als nominell über das gesamte Mongolenreich, das bereits 1264 nach Kämpfen unter den Nachfahren Dschingis Khans in vier Teilreiche zerfallen war. In den Jahrzehnten nach dem Tod des fähigen Staatsmannes entwickeln sich die einzelnen Herrschaftsgebiete, darunter das zentralasiatische Tschagatai-Khanat, vollends zu unabhängigen Territorien.

1338

Kirgisistan. Im Tal des Flusses Tschu wird ein Toter bestattet, dessen Grabstein die Inschrift

trägt: „Dies ist die Grabstätte des Gläubigen Sanmaq. Starb an einer Pestilenz.“ Spätere Analysen werden belegen, dass Sanmaq eines der ersten Opfer jener Pestpandemie ist, die schließlich in Europa schätzungsweise ein Drittel der Bevölkerung dahinraffen wird. Der Pesterreger verbreitet sich wohl auch über die Routen der Seidenstraße von Zentralasien nach Westen. Zusätzlich zur Seuche plagen die Reiche entlang der Handelswege in jenen Jahren Naturkatastrophen und Hungersnöte. Sie beschleunigen den Untergang der Mongolenherrschaft im Iran und in China. Angesichts von Unruhen und Seuchengefahr weichen viele Kaufleute erneut auf den Küstenhandel aus.

1370

Usbekistan. Der Söldnerführer Timur erhebt sich in Samarkand selbst zum Emir, nachdem er die Stadt im Jahr zuvor besetzt hatte. In den Folgejahren terrorisiert Timur das westliche Asien mit zahlreichen Kriegszügen, zwingt Fürsten und Städte von Anatolien bis zum Pamir, vom Indusdal bis zum Aralsee zu Tribut. Grausam lässt er die Bevölkerung



DER HANDEL bringt der Region Wohlstand, manchen Völkern sogar Reichtum, mit dem auch feinster Schmuck erschwinglich wird. Viele Zierden haben eine zeremonielle Bedeutung und werden, wie bei dieser Kirgisin, nur zu besonderen Anlässen getragen

ganzer Städte massakrieren und die Schädel der Toten zu Türmen aufschichten.

1404

Usbekistan. Ruy González de Clavijo, Botschafter König Heinrichs III. von Kastilien und León, erreicht den Hof Timurs in Samarkand. González de Clavijo soll Timur als Verbündeten gegen die Osmanen gewinnen, die inzwischen zur neuen Großmacht im östlichen Mittelmeerraum aufgestiegen sind. Die Reiseaufzeichnungen des Botschafters liefern ein eindrückliches Bild vom Glanz Samarkands unter Timur. Der am Staatsaufbau wenig interessierte Kriegsherr widmet sich vor allem der Verschönerung seiner Metropole und lässt dafür Zehntausende Handwerker, Künstler und Architekten dorthin verschleppen.

1405

Kasachstan. Reichsgründer Timur erliegt auf einem Kriegszug in Otrar einer Krankheit. Unter seinen Söhnen bricht ein Kampf um die Nachfolge aus.



EINE HOLZKONSTRUKTION
dient am Neujahrsfest als Karussell. Im 19. Jahrhundert, nach dem Niedergang des lukrativen Handelssystems, hat Zentralasien viel von seiner einstigen Wirtschafts- und Strahlkraft eingebüßt

Viele der von Timur einst unterworfenen Regionen nutzen den Streit jedoch, um ihre Unabhängigkeit zurückzuerlangen. Dem letzten überlebenden Sohn, Schah Ruch, bleiben nur Transoxanien und wenige angrenzende Gebiete.

1428

Usbekistan. Ulugh Beg lässt in Samarkand ein Observatorium errichten. Der Enkel Timurs ist ein fähiger Astronom und

Mathematiker. Er herrscht als Statthalter seines Vaters Schah Ruch, der Herat zu seiner Residenzstadt erkoren hat, über das Kernland der von Timur begründeten Dynastie. Nach dem Tod Schah Ruchs spaltet sich jedoch auch der Rest des Timuridenreichs in mehrere Kleinstaaten auf. Diese fallen schließlich bis 1512 an Mohammed Scheibani und dessen Nachfolger, Anführer der Usbeken, Bewohner der Steppe östlich des Flusses Ural.

1513

China. Als erste Europäer erreichen der Portugiese Jorge Álvares, sein Sohn und ein weiterer Gefährte auf dem Seeweg China. Bereits 1511 haben Portugiesen Malakka an der Küste der Malaiischen Halbinsel erobert, 1557 errichten sie in Macau am Mündungsdelta des südchinesischen Perlflusses ihren Hauptumschlagplatz für den Handel mit Waren aus China. Spanier, Niederländer, Franzosen und Briten folgen den Portugiesen und gründen Niederlassungen an Asiens Südküsten. Der lukrative Handel mit den Fremden zieht auch einheimische Kaufleute ans Meer. War der Seeweg zwischen Ost und West lange nur eine Alternative für jene Zeiten, in denen die Landroute schwierig zu passieren war, entwickelt er sich nun nach und nach zum Haupthandelsweg. Die alte Seidenstraße durch das Herz Asiens verliert entsprechend an Bedeutung.

1750

China. Eine Karawane der Dsungaren passiert mit Gütern im Wert von rund 7000 Kilogramm Silber die Grenze nach China. Unter dem Einfluss der aus der Region südlich des Altai stammenden Dsungaren, deren Khanat auch die Oasenstädte des Tarimbeckens umfasst, blüht der Handel über die mittleren Trassen der Seidenstraße für kurze Zeit wieder auf. Doch ein blutiger Machtkampf zerrüttet deren Reich. Der chinesische Kaiser Qianlong ergreift die Gelegenheit und zerschlägt bis 1757 dieses

letzte bedeutende Steppenimperium. Große Teile der Bevölkerung sterben durch Krieg, Hunger und Krankheit. Das bald von den Chinesen Xinjiang („neue Grenze“) genannte Gebiet zwischen Altai und Kunlun-Gebirge unterstellt der Kaiser einem Militärgouverneur und lässt dort Truppen stationieren. Ohne Förderung durch lokale Herrscher und erstickt durch strenge Regulierung verliert die einst so florierende Region vollends an wirtschaftlicher Kraft. Chinas Herrscher konzentrieren sich vor allem auf das Geschäft mit den Europäern über die Seehäfen, die zu Metropolen anwachsen. Die alten Handelszentren dagegen verfallen: Mit dem Niedergang des Überlandhandels durch Zentralasien kollabiert das jahrhundertealte System der Seidenstraße schließlich völlig.

1865

Usbekistan. Soldaten des Zaren von Russland greifen Taschkent an, die reichste und größte Stadt des Khanats Kokand nordwestlich des Pamir. Der modernen Artillerie der Russen hat die Stadt wenig entgegenzusetzen, sie fällt nach kurzem Gefecht. Russland macht Taschkent zum Verwaltungssitz seines 1867 gegründeten Generalgouvernements Turkestan, dessen Generalgouverneur Konstantin Petrowitsch von Kaufmann in den folgenden Jahren mit dem Emirat von Buchara und dem Khanat von Chiwa weitere Oasenstaaten in der Region unterwirft. Bis zum Ende des Jahrhunderts nehmen die

EINST VERMUTLICH in Mesopotamien entstanden, halten Lauteninstrumente auch Einzug in Zentralasien, etwa in Form der mit Tierhaut bespannten Rubab, die dieser Musiker spielt. Denn die vielleicht größte Errungenschaft der Seidenstraße ist die Verbindung der Welten

Truppen des Zaren das gesamte Gebiet vom Kaspischen Meer bis zum Pamir ein. Zentralasien, das einstige Herz der Seidenstraße, steht damit weitgehend unter russischer beziehungsweise chinesischer Kontrolle. Afghanistan hingegen bleibt souverän, als Pufferstaat zwischen China, Russland und dem von London beherrschten Britisch-Indien im Süden.

1877

Deutschland. Ferdinand Freiherr von Richthofen, Präsident der Gesellschaft für Erdkunde zu Berlin, spricht während einer Veranstaltung der Gesellschaft über „die zentralasiatischen Seidenstraßen“. Sein Vortrag und dessen wenige Monate darauf erfolgte Veröffentlichung verbreiten den bis heute gebräuchlichen Namen des Kommunikations- und Handelsnetzes.

1893

Usbekistan. Der Schwede Sven Hedin tritt seine erste eigene Expeditionsreise in das Innere Zentralasiens an, die ihn über den Pamir und durch die Wüste Taklamakan führen wird. Hedin folgt dabei unter anderem den Berichten Einheimischer von im Sand versunkenen Orten. Tatsächlich entdeckt er Ruinen, die vom vergangenen Reichtum der Oasenstädte zeugen. Weitere Abenteurer und Forscher wie Aurel Stein, Albert Grünwedel und Albert von Le Coq folgen Hedin in die entlegene Weltgegend und beginnen mit der Erkundung der Landschaft und deren glanzvoller Vergan-

genheit. Einige der westlichen Expeditionsleiter schrecken indes nicht davor zurück, Kunstgegenstände und ganze Bibliotheken zu rauben.

Erst als Revolutionen die Monarchien in China (1912) und Russland (1917) stürzen, wächst in der Region, etwa im Emirat Buchara, die Hoffnung auf erneute Unabhängigkeit. Doch diese wird von den kommunistischen Regimen unterdrückt, die sich schließlich in Moskau und Beijing durchsetzen. Das Gebiet vom Kaspischen Meer bis zum Pamir zwingt Moskau in die 1922 gegründete Sowjetunion, zu deren Machtbereich auch die nun formal unabhängige Mongolei gehört. Beijing stationiert seine Truppen in der zeitweise eigenständigen Region Xinjiang und unterdrückt dort bis heute die Autonomiebestrebungen der einheimischen Uiguren. Durch den Zerfall der Sowjetunion 1991 jedoch entstehen mit Tadschikistan, Usbekistan, Turkmenistan, Kirgisistan und Kasachstan wieder souveräne zentralasiatische Staaten, die eigene wirtschaftliche Interessen verfolgen können – auch wenn China und Russland weiter großen Einfluss ausüben.

Der Aufstieg Chinas zur globalen Wirtschaftsmacht eröffnet den Ländern entlang der alten Seidenstraße jedoch auch Möglichkeiten: Turkmenistan und Kasachstan etwa mit ihren reichen Öl- und Gasvorkommen werden zu wichtigen Rohstofflieferanten für Chinas Industrie. Im Jahr 2013 verkündet Chinas Präsi-



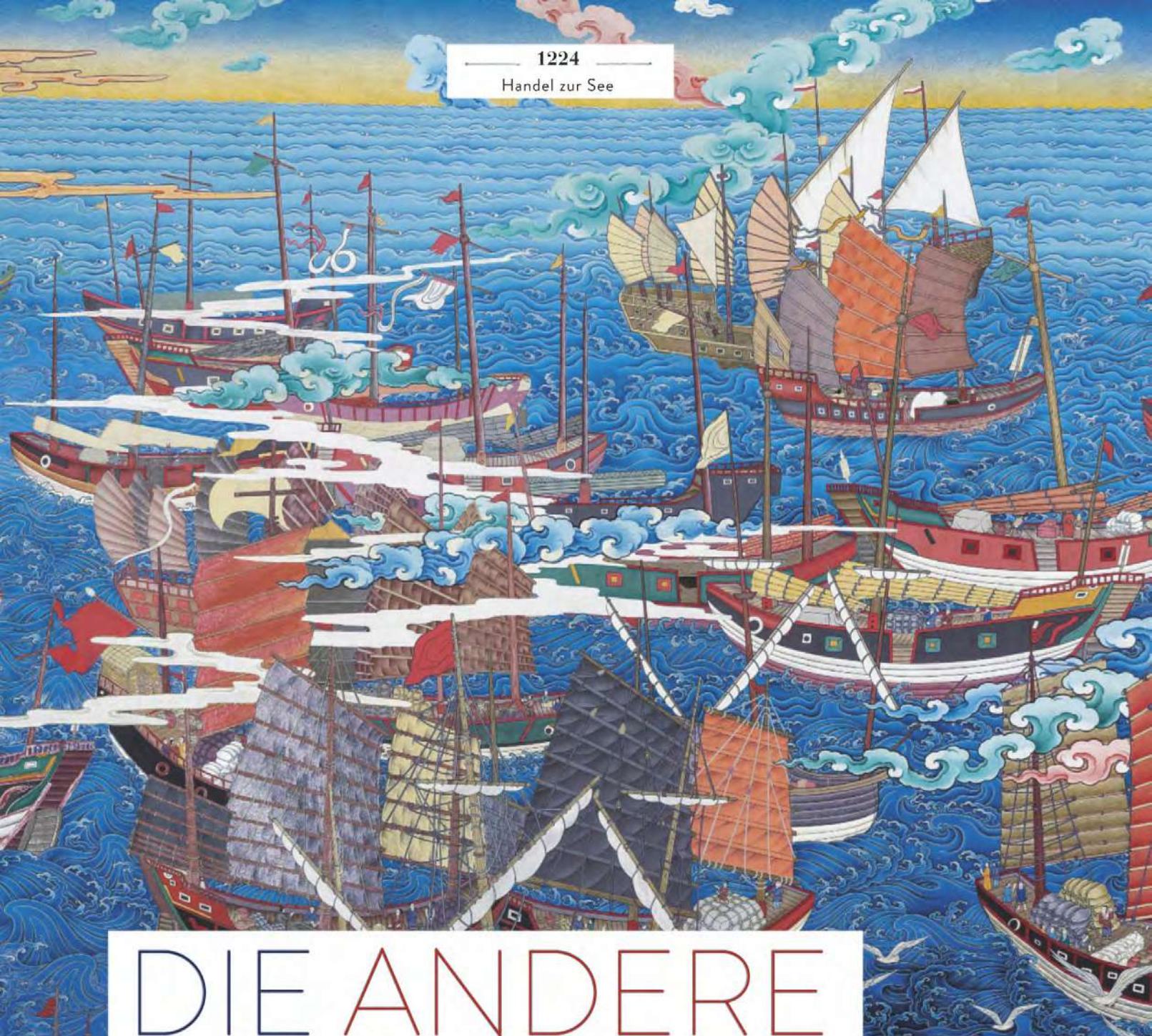
dent Xi Jinping in Kasachstan zudem die Erschaffung einer „Neuen Seidenstraße“: Mit Hilfe chinesischer Investitionen entstehen unter anderem Hafenanlagen in Süd- und neue Eisenbahnverbindungen durch Zentralasien. Unter chinesischer Ägide sollen so Europa und Asien wirtschaftlich stärker zusammenwachsen. Kritiker warnen allerdings vor dem politischen Einfluss, den

Beijing durch seine Initiative erlangt. Dass Xi für das Projekt ganz bewusst einen Mythos beschwört, belegt die ungebrochene Strahlkraft des legendären Handels- und Kommunikationssystems, das in seiner langen Geschichte immer auch den Interessen der in Zentralasien agierenden Mächte diente: die Seidenstraße, die einst das größte Verkehrsnetz der Erde war. ◇

Lesezeichen zum Herausnehmen



Im 19. Jahrhundert kommen etliche muslimische Reiche in Zentralasien unter russische Oberherrschaft. Auch seines ist längst ein Protektorat des Zarenreiches, als sich der **EMIR VON BUCHARA** 1911 in prachtvollem Ornat fotografieren lässt. Neun Jahre später wird Alim Khan von den Bolschewiken, die inzwischen die Macht in Russland übernommen haben, vertrieben: Der letzte Regent des einst strahlenden Khanats an der Seidenstraße stirbt im Exil im afghanischen Kabul



DIE ANDERE

SEIDEN



Über Jahrhunderte werden Waren über Land quer durch Asien Strom der Güter. Und so entwickelt sich über das Meer allmählich Hafenstädten wie dem chinesischen Quanzhou, wo der





SCHIFFE AUS nah und fern liegen in Quanzhou vor Anker. Ihre Güter werden mit kleinen Booten an Land gebracht. Die Illustrationen auf dieser und den folgenden Seiten entstammen dem »Quanzhou Maritime Silk Road Thangka«, einem 100 Meter langen, noch in der Entstehung befindlichen Gemälde chinesischer Künstler, das die Größe und kulturelle Vielfalt von Quanzhou zu Zeiten der Song- (960–1279) und Yuan-Dynastien (1271–1368) feiert

STRASSE

gehend. Immer wieder aber gefährden etwa politische Wirren den ein weiteres Routennetz zwischen Arabien und Fernost. Mit schillernden Beamte Zhao Rugua 1224 kaiserlicher Handelsinspektor wird



TEXT:

Katharina von Ruschkowski

ILLUSTRATIONEN:

Quanzhou Saixiong Culture Development

ZHAO RUGUA WEISS, was die Welt da draußen, jenseits des Meeres, zu bieten hat: Saphire und Pfauen, Elfenbein und Ebenholz, Zimt sowie „Zigtausende von Ländern“, viele noch exotischer als die Waren, die sie vertreiben.

Da ist zum Beispiel „Dashi“, das man andernorts Arabien nennt und über das der chinesische Beamte festhält, seine Menschen liebten extravagante Kleider und dicke Filzteppiche. „Und mehrmals täglich werfen sie sich nieder, beten den Himmel und einen Buddha namens Mahamat an.“

„Bipaluo“ hingegen – heute Dschi-butu und Somaliland – sei voller Wunderwesen, so der Beamte: „Sie haben ein Tier namens Kamelkranich, das mit ausgestrecktem Hals sechs oder sieben Fuß erreicht. Und sie haben ein Tier namens Cula. Es ähnelt einem Kamel in der Form, einem Ochsen in der Größe und hat eine gelbe Farbe.“ Zhao beschreibt hier wohl den Vogel Strauß und die Giraffe.

Auch in „Mulanpi“, dem Kalifat der Almohaden im westlichen Mittelmeerraum: alles gewaltig und geheimnisvoll. Dort gebe es Galeeren, die Tausende Menschen und sogar Restaurants fassen, Pfirsiche schwer wie zwei Kätti (was mehr als 1000 Gramm entspricht), Melonen, von denen eine 20 bis 30 Menschen ernähren könne. Und nicht weit davon, im Land „Sijaliye“, befindet sich „eine sehr tiefe Höhle, die zu allen Jahreszeiten Feuer speit“; offenbar der Vulkan Ätna auf Sizilien.





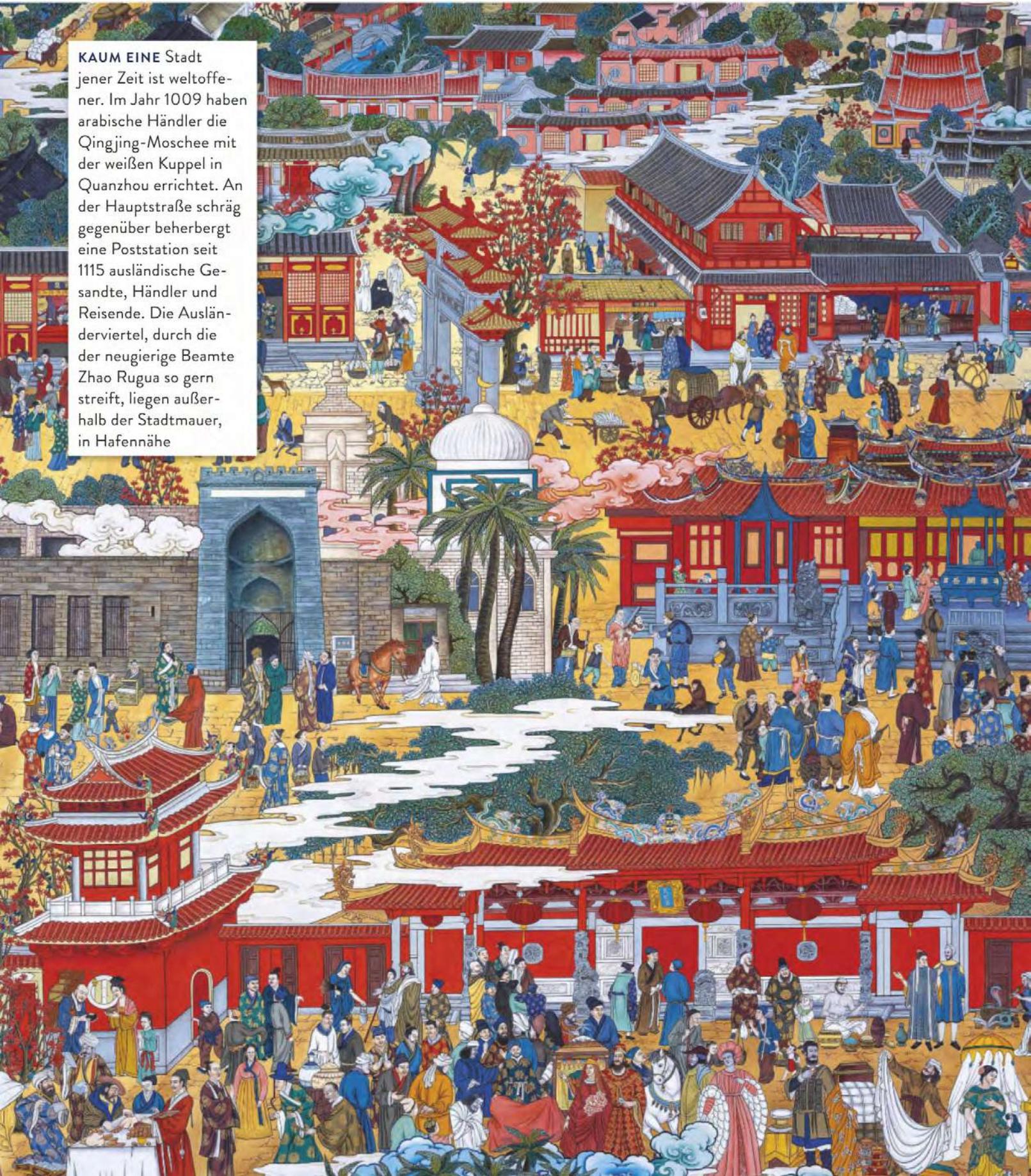
MÄCHTIG IST Quanzhou. Die steinerne, mehr als 1000 Meter lange Luoyang-Brücke (graue Pfeilerreihe rechts oben im Bild) überspannt seit dem 11. Jahrhundert den gleichnamigen Fluss. Eine von Korallenbäumen gesäumte Mauer trennt die Innenstadt vom Hafen, wo etwa Beamte im daoistischen Zhenwu-Tempel einer Seegottheit Opfer darbringen

Über knapp 60 Länder vermag er zu berichten, detailliert, manchmal übertrieben, meist aber verblüffend genau. Dabei hat Zhao Rugua, ein Abkömmling der herrschenden Song-Dynastie und ab 1224 kaiserlicher Handelsinspektor in der blühenden Hafenstadt Quanzhou im Süden Chinas, kein einziges davon je bereist. Die Welt ist zu ihm gekommen: mit den Schiffen, die die Winde regelmäßig aus fast allen Richtungen herbeiwehen, aus Korea und Japan, Indien und Indonesien, mitunter wohl gar aus Afrika und Persien. Mit den Händlern, die Edelsteine und duftende Gewürze ins Reich schaffen. Und dazu fremde Moden, Glaubenssätze, Sitten.

Der notorisch neugierige Zhao nimmt den Kaufleuten darum nicht nur Steuern und Zölle ab, sondern bittet sie zudem um Einblicke in ihre Länder und jene, von denen sie auf ihren Reisen gehört haben. Kaum hat er frei, streift er durch die Kontore und Quartiere der Ausländer außerhalb der Stadtmauern Quanzhous, die zwitschern vor fremden Sprachen, und lässt sich erzählen: wie die Menschen, Tiere, Städte und Regionen in der Heimat der Befragten und in den von ihnen bereisten Weltregionen denn so aussehen. Wie ihre Landsleute feiern oder welche Waren sie fertigen. Wo die Seewege entlangführen, über die sie diese vertreiben.

Zhao Rugua hält alles fest, füllt Bogen um Bogen mit im Gespräch aufgeschnapptem und in Büchern vorgefundenem Wissen, mit Seekarten, Anekdoten. Sein Werk nennt er am Ende nüchtern „Verzeichnis fremder Länder“. Dabei beschreibt es viel mehr: die Welt, wie sie den Chinesen jener Epoche bekannt ist. Und nicht nur das.

Sein Verzeichnis erzählt zugleich ein bis heute oft vergessenes Kapitel in der Geschichte der Seidenstraße. Denn spätestens ab dem 8. Jahrhundert gibt es nicht nur einen Land-, sondern auch einen Seeweg, der Ostasien zuverlässig mit fernen Gestaden in Persien und Afrika verbindet. Gewaltige Daus und Dschunken, die Schiffsäuche randvoll mit den Schätzen Dutzender Länder, befahren lange vor den Europäern den Indischen und den Pazifischen Ozean.



KAUM EINE Stadt jener Zeit ist weltoffener. Im Jahr 1009 haben arabische Händler die Qingjing-Moschee mit der weißen Kuppel in Quanzhou errichtet. An der Hauptstraße schräg gegenüber beherbergt eine Poststation seit 1115 ausländische Gesandte, Händler und Reisende. Die Ausländerviertel, durch die der neugierige Beamte Zhao Rugua so gern streift, liegen außerhalb der Stadtmauer, in Hafennähe



Nun, zu Zhao Ruguas Zeiten um 1200, erlebt die „maritime Seidenstraße“ gar einen ungeahnten Boom – diese Verbindung, die anfangs kaum mehr ist als ein Um- und Ausweg in Jahren von Krieg und Rebellionen im Herzen Asiens.

R

Reisen auf der Seidenstraße, seit der Zeitenwende das wichtigste Handelsnetz zwischen Ost und West, sind schon im Frieden ein Wagnis. Tausende Kilometer weit winden sich die verschiedenen Routen durch weglose Wüsten, über eisverplombte Gebirgspässe und immer wieder auch durch Regionen, in denen Überfälle durch Wegelagerer drohen.

Frieden herrscht in Zentralasien zudem eher selten. Mit dem 8. Jahrhundert bricht sogar eine extrem unruhige Ära an. Muslimische Truppen rücken von Arabien in Richtung Osten vor (siehe Seite 50). 751 überrennen sie am Fluss Talas (im heutigen Kirgisistan) eine Armee der chinesischen Tang-Dynastie und schlagen diese vernichtend. Chinas Expansion nach Westen, entlang der profitablen Handelsrouten Zentralasiens, findet damit ein Ende. Etwa zeitgleich fechten Tibeter und Uiguren ihrerseits die Vorherrschaft der Tang in den jeweiligen Grenzregionen an.

Die Seidenstraße ist dadurch bald nur noch schwer zu passieren. Immer wieder geraten Händler zwischen Kriegsfronten, stecken fest, weil Strecken blockiert, Grenzen geschlossen sind oder Zollposten horrende Summen für die Weiterreise verlangen. Und als wäre dies nicht genug, erschweren wohl auch noch Klimaveränderungen den Transit. Seit dem 7. Jahrhundert ist es wärmer geworden. Viele Oasen im Zentrum Asiens verdorren. In einigen Städten und Orten, an denen die Karawanenhändler sonst Tauschgeschäfte betrieben sowie

DER MONSUN BESTIMMT DEN TAKT IN DEN HÄFEN

Proviant und Wasser geladen haben, versiegen die Brunnen. Und mit ihnen der Strom der Reisenden und Waren.

Doch es gibt eine Alternative zur Landverbindung: den Seeweg zwischen Arabien und Fernost. Bereits in vorchristlicher Zeit wurde an allen Küsten Asiens Handel getrieben. Und wohl schon ab dem 1. Jahrhundert n. Chr. tasten sich einzelne Schiffe von Indien die Küsten entlang bis nach China vor. Oder fahren in Westrichtung bis an den Persischen Golf, um dort Perlen, Gewürze und andere Kostbarkeiten einzutauschen. Solche Kauffahrer aber reisen – wenn überhaupt – nur unregelmäßig. Und kaum einmal die ganze Strecke von Vorderasien nach Fernost.

Erst als die Überlandrouten der Seidenstraße quer durch den gewaltigen Kontinent allmählich gefährlicher und beschwerlicher werden, wagen sich die Händler immer öfter und immer weiter auf die Meere hinaus. Und: Sie vernetzen sich. Eine Entwicklung, die vor allem die Araber vorantreiben.

Die muslimischen Seefahrer machen sich dabei die Natur zunutze. Denn die Bewohner der Küstenregionen wissen: Je nach Jahreszeit wechseln in den Meeren Strömungen und Winde. Von April bis Oktober etwa weht der Monsun kräftig aus südwestlicher Richtung. Ab November dreht er verlässlich die Richtung, bläst bis zum Frühlingsende aus Nordost.

Aus solchen Rhythmen ergeben sich feste Routen. Im Sommer etwa lassen die Araber ihre schnittigen Daus von den Küsten Ostafrikas oder den Geestaden am Persischen Golf an Indiens Westküste wehen; andere Seeleute fah-

ren – ebenfalls den Wind im Rücken – von Sri Lanka aus durch den Golf von Bengalen bis nach Südostasien. Nach dem Ende des Sommers treibt der Wintermonsun die Schiffe in die entgegengesetzte Richtung. Durch die Kraft der Winde vermögen die Kauffahrer in kurzer Zeit lange Strecken zurückzulegen, von einem Hafen zum nächsten. Dort tauschen sie ihre Waren gegen die Schätze anderer Weltgegenden ein.

Wie auf der Seidenstraße an Land bereisen auch die Seehändler jedoch immer nur mehr oder weniger lange Abschnitte. Nur sehr selten absolvieren Kaufleute – dann über mehrere Jahre und Monsunsaisons hinweg – die gesamte Route zwischen West und Ost.

S

Spätestens im 9. Jahrhundert steigt Palembang zu einem der wichtigsten Knotenpunkte dieses Netzes auf. Die Hafenstadt auf der Insel Sumatra liegt nicht weit von der Straße von Malakka – der kürzesten Seeverbindung zwischen dem Indischen Ozean und den chinesischen Meeren. Fast jedes Handelsschiff, das die Meerenge durchfährt, stoppt auch im Weltbasar Palembang. Hier strömen vor allem die Schätze der indischen und malaiischen Welt zusammen, die China so begehrt: Harze und Hölzer, Gold und Gewürze, Parfüme und exotische Früchte. Ein großer Teil wird darum in das Kaiserreich weiterverfrachtet.

Das Kaiserreich selbst beteiligt sich lange eher passiv am Handel zur See. Kaufleute, mit den fremden Gütern herbeigereist, sind hochwillkommen in den chinesischen Häfen. Sie zahlen nur geringe Steuern, dürfen Quartiere gründen und nach den Gesetzen ihrer Heimat leben. Selbst aber verschifft China kaum eigene Waren; Privatleuten ist es gar verboten, eigene Frachter zu bauen.

Dies ändert sich im Lauf des 9. Jahrhunderts. Immer mehr, immer größere

Handelsschiffe ankern nun vor den asiatischen Küsten, auch chinesische. Sie sind auf Dutzenden von Routen unterwegs zwischen Afrika, Indien, Südostasien, China, Japan und Korea.

Bald schon werden größere Warenmengen über den See- als über den Landweg getauscht – obwohl die Seidenstraße zwischenzeitlich immer wieder passierbar ist. Viele Händler haben offenbar erkannt, dass die maritime Route weit mehr ist als eine notgedrungene Umfahrung Asiens, sondern vielleicht sogar die bessere Alternative.

Denn der Warentransport über das Meer ist effizient: Ein einziger Frachter fasst so viel, wie rund 700 „Wüstenschiffe“ (Kamele) tragen können. Und er ist schnell. Bei günstigem Monsun benötigen die Kauffahrer kaum zwei Monate für den langen Weg vom heutigen Singapur bis zur Mündung des Jangtse beim heutigen Shanghai – eine Strecke, für die eine Karawane über Land theoretisch mindestens fünfmal so lang bräuchte.

Zwar kursieren Geschichten von Besetzungen, die über Wochen vom Weg abgekommen, mit ihren Schiffen auf Grund gelaufen oder verschollen sind. Zugleich aber haben Seeleute begonnen, systematisch Berichte und Karten anzufertigen, in denen sie die beste Route und mögliche Gefahren vermerken.

Und noch etwas macht die Fahrten sicherer, berechenbarer: bessere Navigationstechniken. Lange waren die Kapitäne allein auf Sicht zur Küste gefahren, hatten sich an Sternenbildern orientiert oder – zur weiteren Richtungsbestimmung – Tauben oder andere Vögel losgeschickt, die stets das Ufer anfliegen. Nun nehmen sie mit einer Lotleine Bodenproben: Der Geruch und die Beschaffenheit des Meeresgrunds – hell oder dunkel, Schlamm oder Schlick – gibt ihnen Hinweise auf ihre Position. Und spätestens ab dem 11. Jahrhundert zittern in vielen Deckshäusern Kompassnadeln, mit deren Hilfe sich so präzise wie nie der Kurs bestimmen lässt.





WEITER STADTEN-
WÄRTS erheben sich
die beiden Zwillings-
pagoden des buddhisti-
schen Kaiyuan-Tempels.
Unweit davon besuchen
Menschen den Konfu-
zius-Tempel mit seinen
von roten Dächern
überspannten grauen
Toren. Und allerorten
in den Straßen bieten
Händler ihre Waren an,
transportieren Käufer
und Verkäufer ihre
Güter auf Karren und
Lasttieren

BALD FLORIERT DER HANDEL ZUR SEE AN ASIENS SÜDKÜSTE

Es sind – ausgerechnet – die Chinesen, die in jener Zeit den Kompass, ja, den gesamten Schiffbau fortentwickeln. In gewaltigen Trockendocks zimmern Werftarbeiter bald die besten Schiffe ihrer Ära: plump wirkende, doch über Jahre perfektionierte Dschunken, überaus seetüchtige Segler mit breiten Rümpfen.

Zudem hat es im Kaiserreich einen politischen Umbruch gegeben. Die Herrschaft der Tang ist um das Jahr 900 im Chaos geendet. Die bald darauf folgende Song-Dynastie braucht Steuereinnahmen, um die hohen Staatsausgaben zu finanzieren. Und sucht nach neuen Märkten für chinesische Produkte wie Porzellan oder Seide – auch in Übersee.

Schon ab 971 setzen die Song in zehn großen Häfen Handelsinspektoren ein. Es sind – wie der neugierige Zhao Rugua, der dieses Amt später in Quanzhou übernehmen wird – loyale, hochgebildete Beamte. Sie besteuern die ein- und auslaufenden Waren, kümmern sich aber auch um die Seehändler, laden die Kauflaute gar zu üppigen Festen ein – und empfehlen China so als angenehmen, lukrativen Handelsort.

Tatsächlich ziehen die südchinesischen Küstenstädte so noch mehr Kauffahrer aus dem In- und Ausland an – erst recht, als 1126 die Dschurdschen, ein Nomadenvolk aus der Mandschurei, den Norden des Reiches erobern. Die Song gebieten fortan nur noch über den Süden, wo sich nun alles Leben, das Handwerk und der Handel ballen.

Insbesondere Quanzhou in der Provinz Fujian erlebt einen immensen Aufschwung. Die Stadt ist perfekt gelegen. Die Bucht von Quanzhou am

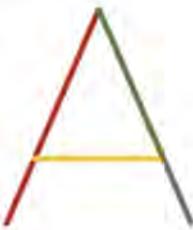
Übergang vom Ostchinesischen zum Südchinesischen Meer verbindet den Hafen mit der weiten Welt. Ein mächtiger in die Bucht mündender Fluss verknüpft den Ort zudem mit der blühenden Landwirtschaft, aber auch den zahlreichen Keramikmanufakturen im Hinterland. Aus den einheimischen Betrieben strömen tonnenweise schlachte, aber auch feine, graugrün changierende Becher, Tassen, Vasen in die Häfen Quanzhous, die sich entlang der kilometerlangen Bucht verteilen.

Dort werden die Schiffe ent- und beladen. Die Frachträume unter Deck sind je nach Bedarf an einzelne Händler vermietet. Hier stapeln die Kaufleute ihre sorgsam in tönernen Transportgefäßern verstauten und mit Namensetiketten versehenen Waren ein. Hier leben und schlafen sie zudem, bis nach Wochen ein Handelshafen erreicht ist. Wenn die See milde ist, klettern sie manchmal an Deck, verabreden sich mit den Mitfahrern zu einer Partie Xiangqi, dem chinesischen Schach – um die Zeit zu vertreiben und sicher auch die Angst. Denn bei allem Fortschritt bleibt die Passage über die Weltmeere gefährlich, drohen Piratenüberfälle, Stürme, Untiefen, Krankheiten.

Trotzdem segeln Chinas Kaufleute in großer Zahl hinaus. Die Geschäfte sind so lohnend, dass viele Keramikmanufakturen bald nur noch für den Export fertigen; die maritime Seidenverwandelt sich zur Keramikstraße. Zudem verlassen so viele Kupferwaren und Münzen Chinas Häfen, dass der Kaiser zwischenzeitlich einen Exportstopp verhängt. In weiten Teilen Asiens, sogar in Ostafrika, bis wohin die Handelsverbindungen reichen, dient Song-Geld zuweilen gar als Zahlungsmittel.

Chinas Seehändler erschließen sich aber auch neue Strecken und Märkte: etwa von Quanzhou aus über Taiwan zu den Philippinen. Dort und anderswo schicken die Handelspartner auf ihren Schiffen reichlich Schätze zurück. Denn

mit den Gewinnen steigt im Kaiserreich auch die Nachfrage nach Luxuswaren, nach Elfenbein, Saphiren, exotischen Tieren. Der Handel über die Seidenstraße zur See erreicht Ende des 12. Jahrhunderts seinen Höhepunkt. Und Quanzhou ist ihr östlicher Fix- und Ausgangspunkt.



Als Zhao Rugua hier 1224 zum Handelsinspektor berufen wird, zählt der Hafen zu den größten der östlichen Welt – und die Metropole rund 200 000 Einwohner. Eine breite Mauer schneidet die eng bebaute Stadt, in der an jeder Ecke leuchtend rote Korallenbäume blühen, aus der Landschaft. Das Gebäude der Seehandelsverwaltung befindet sich am südlichen Ortseingang, nicht weit von den Häfen entfernt. Bläst der Wind landeinwärts, kann Zhao ihn vermutlich riechen: den Duft von Gewürzen, den ankommende Schiffe zuweilen verbreiten und der sich dann in die salzgeschwängerte Seeluft mischt. Den Duft der Welt.

Zhao hält es darum wohl nie lange in seiner Amtsstube aus. Er streift durch die Stadt Richtung Meer. Gut möglich, dass ihn sein Weg zum mehr als 30 Meter hohen Liusheng-Turm inmitten der Bucht führt, der Seeleuten als Orientierungshilfe bei der Anfahrt in den Hafen dient. Vielleicht spricht er auf den Felsen des nahen Jiuri-Hügels ein kurzes Gebet. In die Steine eingravierte Inschriften zeugen hier von Ritualen der Hafenbeamten, in denen sie um günstige Seewinde für die Kaufleute bitten.

Sein liebster Weg aber führt Zhao Rugua in die *fanfang*, die Ausländerquartiere, die sich im Süden zwischen Stadtmauer und Hafen drängen. Tausende Händler unterschiedlichster Herkunft haben sich hier in kleinen Vierteln niedergelassen. Wohl keine Stadt der Welt ist in jenen Jahren so kosmopolitisch wie Quanzhou. Moscheen aus hellem Stein,

daoistische Gotteshäuser und Hindu-tempel stehen teils in direkter Nachbarschaft. Zhao lauscht vielleicht Musikern aus Borneo, die traditionell mit Flöten und Trommeln aufspielen, bewundert die glänzenden Roben der Araber, saugt alles Unbekannte auf.

Schon bei einem seiner ersten Streifzüge fällt ihm eine Seekarte in die Hände. Sämtliche Küsten und Inseln im Südchinesischen Meer sowie tückische Riffe und Sandbänke sind darin eingezeichnet. Zhao beschließt kurzerhand, solches Wissen zu sammeln. Er will See-fahrern auf der maritimen Seidenstraße damit den Alltag erleichtern. Und von ihnen lernen, die Welt verstehen. Im Vorwort seines „Verzeichnisses“ heißt es später: „Für einen Mann in meiner Position ist es beschämend, auch nur in einer Sache unwissend zu sein.“

Der Beamte lebt nach den Idealen der Song-Dynastie: Vernunft und Effizienz. Über mehr als zwölf Monate arbeitet er an seinem Werk, beschreibt fremde Länder, deren Sitten und Waren. Da ist etwa „Liuqiu“, wohl das japanische Okinawa. Die Menschen dort hätten keine besonders attraktiven Produkte, schreibt Zhao, sie böten Wasserbüffel-Schwänze und Leoparden-trockenfleisch zum Verkauf an. Korea, wo man an Geister und Gespenster glaube, liefere hingegen Ginseng, Quecksilber und Bronzeglocken. Das vietnamesische Champa, das man in 20 Segeltagen erreiche, verkaufe Nashorn, Elfenbein, Pfauenfedern – und erwerbe Sklaven zu je etwa 100 Gramm Gold.

Am Horn von Afrika hingegen wirkten laut Zhao wohl in Meerestiere verwandelte Zauberer: Regelmäßig nähmen sie fremde Handelsschiffe in ihre Gewalt, sodass die Seeleute kaum mehr kontrollieren könnten, ob sie vor- oder rückwärts fahren. (Bis heute ist die Region für ihre tückischen Strömungen bekannt.) Aber die Überfahrt lohnt: Es gebe dort bestes Ambra. Der Handels-inspektor hält den Parfüm-Rohstoff für den „Speichel von Drachen“, tatsächlich ist es ein wächsernes Verdauungsprodukt des Pottwals. Auch zu Ägypten gibt es einen Eintrag. Präzise beschreibt Zhao darin das Phänomen der Nilflut.

Allerdings: Je entfernter die Länder, desto knapper und teils auch kurioser die Kapitel. Das nördliche Europa kennt keiner seiner Gesprächspartner aus eigener Anschauung. So verschmilzt der Teil des Kontinents in Zhaos Schrift zu einer einzigen, düsteren Landmasse, wo „sich die Tage auf nur noch sechs Stunden verkürzen“.

Doch bei aller Unschärfe: Als er sein „Verzeichnis fremder Länder“ 1225 in zwei Bänden schließlich vollendet, ist es eine der umfassendsten Weltbeschreibungen seiner Zeit. (Veröffentlicht wird es erst Anfang des 15. Jahrhunderts.) Es ist aber auch: ein frühes Warenregister. Und ein eindrücklicher Beleg dafür, wie engmaschig und modern der Seehandel entlang der maritimen Seidenstraße bereits damals organisiert ist – 300 Jahre, ehe sich Portugiesen und Spanier, gefolgt von Niederländern, Engländern und Franzosen aufmachen, um die Weltmeere zu erkunden und sich den Globus zu unterwerfen: politisch und wirtschaftlich (siehe Seite 128).

Zhao Rugua stirbt 1231, vielleicht ein gnädiges Schicksal. Denn so muss er nicht miterleben, wie die Mongolen das kaiserliche China überrennen und einnehmen. Doch so grausam die Kriegsführung des Reitervolkes, so achtsam gehen sie mit vielen Errungenschaften der von ihnen Unterworfenen um. Auch mit der maritimen Seidenstraße. Sie nutzen das Seehandelsnetz, um ihr Riesreich mit Lebensmitteln zu versorgen, zudem für militärische Zwecke. Und nicht zuletzt – um ihre Kassen mit den Steuereinnahmen zu füllen, die ihnen Kaufleute aus nah und fern bescheren.

Auch aus diesem Grund nehmen sie den Handel über den Landweg wieder fest in den Blick: Und so werden ausgerechnet die Erben Dschingis Khans, eines der berüchtigtesten Eroberer der Weltgeschichte, dafür sorgen, dass endlich wieder Frieden herrscht in Zentralasien und auf der Seidenstraße. Wenn auch nur für kurze Zeit. ☀

LITERATURTIPPS

RODERICH PTAK

»Die maritime Seidenstraße«

Kluges Überblickswerk – allerdings recht akademisch verfasst (C. H. Beck).

ZHAO RUGUA

»A Chinese Gazetteer of Foreign Lands«

Brandneue, eindrückliche Teilübersetzung (online über die Suche auf storymaps.arcgis.com verfügbar).



Lesen Sie auch »Seemacht China: Der Herrscher und sein Admiral« (aus GEOEPOCHE Nr. 93) über die Fahrten des Zheng He auf www.geo-epoche.de

IN KÜRZE

Als die Seidenstraße durch politische Umstürze und wohl auch Klimaveränderungen schwerer passierbar wird, weichen ihre Kaufleute verstärkt auf die Seewege aus. Während der Zeit der chinesischen Song-Dynastie (960–1279) erlebt die „maritime Seidenstraße“ eine große Blüte, kontrollieren Araber und andere Asiaten den Handel zur See, lange bevor die Europäer die östlichen Weltmeere für sich erobern werden.

DSCHIK

um 1200
Mongolen



SEINE PERSON gibt Rätsel auf: Temüdschin (um 1165–1227) handelt grausam bis zum Exzess – und zeigt sich zugleich bedächtig, sogar fürsorglich. Vermutlich ist er kein Mörder aus Leidenschaft. Wohl aber ein Machtmensch ohne jegliche Skrupel

INGIS KHAN

Um das Jahr 1200 vereinigt der Krieger Temüdschin, den man bald als Dschingis Khan fürchten wird, die Reiterröpfer der ostasiatischen Steppe und führt sie auf Eroberungszüge, die das größte Landimperium der Geschichte begründen. Das mongolische Weltreich beruht auf brutalster Gewalt, doch gedeiht es vor allem durch eine präzise Verwaltung und florierenden Handel



IN PURPUR gewandet, empfängt der »Weltbeherrscher« – so die Bedeutung seines Namens als Khan – hier hohe Gesandte. Lange indes sieht es nicht danach aus, dass Temüdschin so weit emporsteigen würde. Sein Weg an die Macht beginnt ganz unten, als Ausgestoßener und Verfolgter (persische Buchmalerei)



TEXT:
Mathias
Mesenhöller

Stolz erhebt sich die alte Oasenstadt aus der fruchtbaren Ebene. Mehrere Jahre soll die Metropole im Reich des Schahs von Choresmien mit ihren hohen Mauern, ihrer starken Zitadelle, den vielen Tausend Kämpfern einer Belagerung eigentlich trotzen können. Im März 1220 aber hat eine schier unüberschaubare mongolische Armee die Stadt eingeschlossen. Ein Hagel von Felsbrocken, Brandgeschossen, meterlangen Pfeilen aus Wurfmaschinen geht nieder auf Samarkand.

Am zweiten Tag des Angriffs wagen die Verteidiger einen Ausfall mit Kriegselefanten. Furchteinflößend stampfen die grauen Kolosse voran. Doch statt in Panik zu geraten, ziehen die mongolischen Bogenschützen einen Pfeil nach dem anderen aus dem Köcher und feuern ihn mit der gewaltigen Schnellkraft ihrer Bögen ab. Bis die vielfach verwundeten Tiere durchgehen und die Richtung ändern. In wilder Flucht trampeln sie die Infanterie, die hinter ihnen marschiert, nieder. Der Ausfall bricht in sich zusammen. Und mit ihm Samarkands Widerstandswille.

Entmutigt bieten die Bürger eine rasche Kapitulation an: im Tausch für ihr Leben. Denn den Mongolen geht der Ruf voraus, dass sie Gegenwehr blutig bestra-

fen. Nach weniger als einer Woche rücken die Angreifer in die Stadt ein. Sie umringen die Zitadelle, deren Garnison verzweifelt weiterkämpft, weil sie nicht auf Schonung hofft. Viele Soldaten kommen unter den Geschossen der Mongolen um, verbrennen im Feuer von Petroleumbomben, fallen bei Sturmangriffen. Nach fünf Tagen geben die letzten Überlebenden in der Festung auf.

Damit liegt das Schicksal von Zehntausenden, womöglich Hunderttausenden Einwohnern und Kämpfern in der Hand eines einzigen Mannes. In der Hand Dschingis Khans.

Eines Steppenkriegers, der sagt: „Glück bedeutet, seine Feinde zu vernichten, sie ihres Reichtums zu berauben und auf den weißen Bäuchen ihrer Frauen und Töchter zu schlafen.“ Der sich mit Krieg und Terror zum Herrscher der Mongolen gemacht hat, Dutzende Städte geplündert und niedergebrannt hat, Frauen zu Hunderten in seinem Harem sammelt. Der Rivalen, Verräter, Deserteure ohne Mitleid töten lässt, aber auch Unschuldige oder ganze Völker auslöscht. Und der doch weder besonders triebhaft noch habgierig zu sein scheint, nicht einmal ausgesprochen blatlüstern. Sondern berechnend und kontrolliert – indes besessen von einem Ziel: Macht. Besetzt von einem Traum: der Weltherrschaft. Geträgt von einer Hoffnung: auf ewigen Ruhm.

Deshalb will Dschingis Khan die großen Handelswege zwischen dem Osten und Westen Asiens kontrollieren, hat er bereits Teile Chinas unterworfen und dringt er nun in die islamische Welt des Vorderen Orients ein. Dabei nutzt er nicht nur Gewalt als Mittel,

sondern ebenso eine straff organisierte Verwaltung, eine ausgeklügelte Logistik, Spezialisten aller Art: Dient es seiner Macht, ist Dschingis Khan ein findiger, lernbereiter Modernisierer.

Und bleibt doch zugleich ein Kind der Steppe, in der er geboren wurde, aufwuchs, knapp überlebte. Die ihn geprägt hat und bis zuletzt das Herzstück seines Reiches bilden wird.

•

DIE MONGOLISCHE STEPPE ist Teil eines Hochlandes von mehr als 3,3 Millionen Quadratkilometer Größe zwischen Sibirien und Nordchina. Fast ständig gehen Winde über die weiten, oft hügeligen Grasflächen; auf kurze, heiße Sommer mit heftigen Niederschlägen folgen lange, beißend kalte Winter.

Das Leben der Menschen ist karg und hart. Überwiegend Nomaden, leben sie in großen Zelten aus schwerem Wollfilz, die Schutz vor Sandstürmen, Regen und eisigen Winden bieten. Ihre Wanderungen zwischen verschiedenen Weidegründen, ihr Alltag, ihre gesamte Wirtschaft werden von fünf Tieren bestimmt: Schaf, Ziege, Rind, Kamel und Pferd.

Das Vieh liefert Wolle und Fleisch, Milch, die auf Dutzende Weisen verarbeitet wird, Knochen für Geräte und Pfeilspitzen, Leder, nicht zuletzt Dung, der die Feuer zum Kochen und Heizen nährt. Die Rinder ziehen zudem riesige Karren, auf denen ihre Besitzer aufgebaute Zelte transportieren. Kamele tragen enorme Lasten über weite Strecken, können bis zu drei Wochen ohne Wasser überleben und fressen Pflanzen, die das übrige Vieh verschmäht.

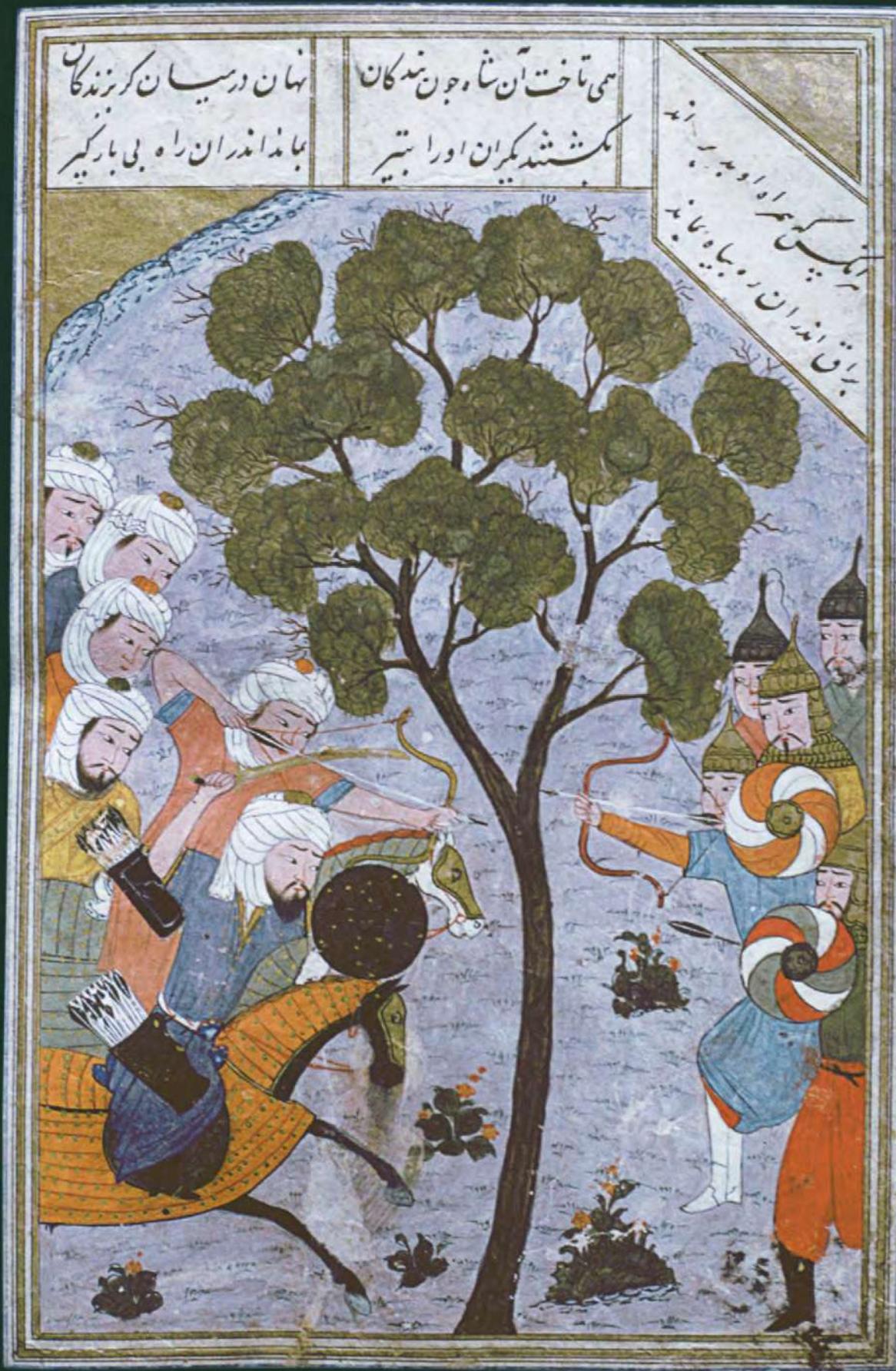
Kein Tier aber kommt an Wert und Bedeutung dem Pferd gleich. Keines wird so besungen, keine andere Herde steht in ähnlichem Maß für Reichtum. Die Milch der Stuten, zu nahrhaftem, leicht alkoholischem *airag* vergoren, ist Alltags- und kultisches Getränk zugleich. Jungen wie Mädchen lernen reiten, kaum dass sie laufen können. Denn erst das Pferd erschließt die gewaltigen Räume der Steppe, erlaubt schnellen Austausch über weite Entfernung – sowie überfallartige Angriffe, geschwinde Fluchten: Vor allem im Krieg sind die kleinen, flinken wie zähen Reittiere entscheidend.

Und in der Steppe herrscht beinahe immer Krieg. Familienfeuden, Blutrache, Raubzüge, der Kampf mächtiger Gewalthaber um Vorherrschaft. Gruppen verschiedener Sprache und Herkunft verbünden und mischen sich, rivalisieren und bekämpfen einander; persönliche Bindungen, Machtkalkül, Beutehoffnung zählen mindestens so viel wie Blutsverwandtschaft oder kulturelle Nähe. Zuweilen bilden sich Reiche, die sogar die sesshaften Nachbarn im Süden, in China, bedrängen. Meist indes zerfallen sie rasch wieder in regionale Herrschaftsverbände, kleinere Stammesfürstentümer, unabhängige Clans.

Einer der bedeutenderen Clans sind die Borjigin, deren Weidegründe an dem Flüsschen Onon unweit der heutigen Grenze zwischen der Mongolei und Russland liegen. Um das Jahr 1165 gebiert die Frau des Anführers einen Sohn, Temüdschin. Einst wird er sich den Namen Dschingis Khan geben: „ozeangleicher Herr“ oder „Weltbeherrcher“. Temüdschin lernt Reiten und Bogenschießen,



ANGRIFF AUF EINE STADT. Erst spät übernimmt das mongolische Heer fortschrittliche Belagerungstechnik aus China. Seinen Aufstieg in der offenen Steppe hingegen erstreitet Temüdschin fast ausschließlich mit traditionellen Reiterkriegern, gleichwohl mit klügster Taktik



MIT BOGEN,
Schwert und
Lanze: Oft
stoßen die
Mongolen (im
Bild rechts)
auf ähnlich
bewaffnete,
gleich starke
oder sogar
überlegene
Gegner. Nicht
selten gibt
dann ihre
alles andere
überragende
Disziplin den
Ausschlag
für den Sieg

IN DER STEPPE LERNT DER JUNGE ZU ÜBERLEBEN

Jagen, Kämpfen, mit dem Vieh umzugehen. Und er mag lernen, wer seine Vorfahren waren, insbesondere einer seiner Urgroßväter: ein mächtiger Khan, ein Herrscher, der einst viele Clans und Stämme unter sich vereinigte – und ihnen vielleicht bereits den Namen eines mythischen, vor langer Zeit einmal großen Volkes gab: den Namen „Mongolen“.

Seither ist dieser Verband wieder auseinandergebrochen. Temüdschins Vater hegt zwar den Ehrgeiz, möglichst viel von der alten Macht für die Borjigin zurückzugewinnen. Doch er wird von Feinden vergiftet, als Temüdschin etwa neun Jahre alt ist.

F

Für die Familie ist es eine Katastrophe. Da die Witwe und ihre Kinder den Gefolgsleuten des ermordeten weder Schutz noch Aussicht auf Beute bieten können, verlassen die meisten der einstigen Getreuen das gemeinsame Lager, treiben selbst das Vieh neuen Herren zu. Mit einigen wenigen Gefährten und einer Handvoll Pferde führen die Hinterbliebenen bald das Leben von Ausgestoßenen. Sie halten Hühner, sammeln

Vogelbeeren und Holzäpfel, kratzen Wurzeln, wilden Knoblauch und Zwiebeln aus dem Boden; die Jungen fischen, jagen Murmeltiere und Ratten.

Mindestens einmal wird Temüdschin entführt, von mächtigeren Sippen versklavt; nur mit List und Glück kann er fliehen.

Dann wieder rauben Feinde die wenigen Pferde der Familie. Es wäre ihr Ende. Temüdschin verfolgt auf dem einzigen verbliebenen Tier die Spuren der Diebe. Unterwegs schließt sich ihm ein etwa gleichaltriger Junge an, und gemeinsam stehlen sie die Pferde zurück. Temüdschin stellt seinem Helfer frei, so viele der Tiere für sich selbst zu behalten, wie der für verdient hält. Der andere verzichtet nicht minder hochherzig und wird ein lebenslanger Freund.

So jedenfalls schildert es eine spätere Quelle und zeigt den Jugendlichen bereits als den künftigen Anführer, der entschlossen handelt, leicht Verbündete gewinnt, sie durch Großzügigkeit an sich bindet. Zäh, klug, von der Not gestählt, aber nicht verhärtet.

Erwa mit seinem 15. Lebensjahr gilt ein Krieger als erwachsen. Nachdem er bis zu diesem Alter überlebt hat, nimmt Temüdschin den Kampf um die verlorene Position der Familie auf.

Es gelingt ihm, eine Zusage einzulösen, die noch sein Vater erhalten hat, und Börte, die Tochter eines befreundeten Clanchefs, als Frau zu erlangen. Ihre Mitgift nutzt er geschickt, um damit die Gunst eines mächtigen Stammes-

führers zu erwerben. Mit Hilfe dieses Schutzherrn erringt er erste Siege, Beute.

Er beginnt eine Gefolgschaft aufzubauen. Freunde, Leute aus Börtes Sippe, Rückkehrer aus dem Clan seines Vaters schließen sich ihm an – aber vor allem einfache Krieger aus anderen Verbänden. Denn Temüdschin teilt die Beute großzügiger als die meisten Anführer, zeigt weniger Standesdünkel. Vielleicht eine Folge seiner Jahre im Abseits. Wohl um 1185 wird er von mehreren Anführern zum „Khan“ gewählt, zum Chef des Borjigin-Clans und dessen Anhangs – vielleicht, so steht zu vermuten, bereits mit dem Anspruch, Oberhaupt der einst unter seinem Urgroßvater vereinten Stämme zu werden.

Doch Temüdschins wachsende Macht weckt auch Missgunst. Es kommt zum Streit mit ehemaligen Gefährten, zum Kampf. Temüdschin unterliegt. Der Sieger, Schamucha, ein Blutsbruder aus Kindertagen, lässt angeblich etliche Gefangene bei lebendigem Leib sieden, bindet die abgeschnittenen Köpfe zweier Anführer an den Schweif seines Pferdes.

Temüdschin aber entkommt nach Nordchina, wo die Dynastie der Jin herrscht – und verschwindet für zehn Jahre weitgehend aus den Annalen.

Muss er im Exil Sklavenarbeit leisten, wie eine chinesische Chronik später behauptet? Oder dient er als Söldner in den Grenztruppen? Erhält er Gelegenheit, sich zu bewähren, steigt er auf?

Gelangt er in die Jin-Hauptstadt Zhongdu (das heutige Beijing) und lernt dort eine fortschrittliche Verwaltung schätzen? Eine Armee zu führen, politisch zu denken? Man weiß es nicht.

Vermutlich aber kehrt Temüdschin 1196 oder kurz zuvor zurück – im Auftrag der Jin.

Deren Herrscher halten sich die unruhigen Völker der Steppe vom Leib, indem sie unter ihnen Verbündete suchen, die imstande sind, die übrigen Reiterstämme zu kontrollieren. Lange diente den Jin dazu der große Herrschaftsverband der Tataren im Osten der Steppenregion. Doch nun sind deren Khane zu mächtig geworden, ehrgeizig, Gefährlich.

Offenkundig setzen die Jin unter anderem auf Temüdschin und dessen alte Anhängerschaft, wohl auch auf seinen früheren Schutzherrn, um den Tataren Einhalt zu gebieten. Gemeinsam mit Jin-Truppen greifen die Verbündeten die Rebellen an, bezwingen sie und machen reiche Beute.

E

Es ist der Beginn von Temüdschins Aufstieg zum Herrscher einer Welt. Die Rückendeckung der Jin, vorteilhafte Allianzen, Siege über weitere Stämme und Clans vergrößern seine Gefolgschaft. Meist lässt er die Anführer umbringen, gliedert deren Krieger seiner Truppe an. Als er jedoch im

Jahr 1203 noch einmal gegen die Tataren zieht und sie erneut besiegt, lässt er keine Gnade walten. Seine Kämpfer töten angeblich alle Männer sowie die Jungen ab einer bestimmten Körperhöhe, versklaven Frauen und kleine Kinder. Wohl, weil es Tataren waren, die einst seinen Vater vergifteten. Und um einen besonders starken, unversöhnlichen Gegner ein für alle Mal auszuschalten.

Mit Härte diszipliniert er auch seine Männer. Wer nach einer Niederlage flieht, statt sich an einem vorgegebenen Sammelpunkt neu zu formieren, wird hingerichtet. Ebenso ein Krieger, der von einem zurückweichenden Gegner ablässt, um zu plündern. Erst nach dem Sieg wird das Eroberte zusammengetragen und vom Khan gleichmäßig oder nach Verdienst verteilt, weniger nach Rang. Temüdschin missachtet hergebrachte Hierarchien, stattdessen einfache Männer mit Besitz, Ehre und Macht aus, wenn sie tüchtig und vor allem loyal sind, berät sich lieber mit klugen Aufsteigern als mit vornehmen Verwandten. Er teilt die Strapazen der Feldzüge und das Elend von Niederlage und Flucht, Hunger und schmutzigem Wasser. Den Offizieren verbietet er, ihre Untergebenen zu schlagen, zu misshandeln, sie leichtfertig zu überfordern. Nach und nach schmiedet der Borjigin-Khan so eine ungewöhnlich disziplinierte, zähe, allein ihm ergebene Truppe.

Und macht sich zugleich Feinde. Umso mehr, als er immer offenkundiger nach der Macht über alle anderen Stämme und Clans der Steppe zu streben scheint. Bald finden sich die konservativeren Anführer mit jenen zusammen, die um ihre Unabhängigkeit fürchten, mit Neidern und

zuvor Besiegten, die Rache suchen. Zu dem großen Bündnis, das sich Anfang des Jahres 1204 im Westen der Steppengebiete beim mächtigen Stamm der Naimanen versammelt, stößt auch ein Mann, der den Borjigin bereits einmal besiegt und vertrieben hat: sein einstiger Kamerad Schamucha.

Als Temüdschin von der Gefahr erfährt, handelt er schnell und gewagt. Obwohl es erst Frühjahr ist, die Pferde noch mager sind vom Winter, zieht er seinen Gegnern über eine Strecke von mehr als 1000 Kilometern entgegen. Erschöpft erreicht die Armee das feindliche Gebiet am Fuß des Altai-Gebirges. Um sich eine Atempause zu verschaffen, lässt Temüdschin jeden Mann ein Wachfeuer anzünden, teils Puppen daran setzen, sodass seine Truppe für nächtliche Späher viel stärker aussieht, als sie es wirklich ist.

Die List verfängt, die Verbündeten zögern. Temüdschin gewinnt kostbare Zeit, kann das Gelände studieren, die Pferde zu Kräften kommen lassen. Als sich die Naimanen schließlich zum Angriff nähern, hat er einen genauen Plan. Immer wieder ändert seine Reiter in der Schlacht ihre Formationen, verhindern, dass die feindliche Übermacht sie überflügelt. Zwängen sie in dem hügeligen Gelände ein. Dezimieren sie mit präzisen Pfeilsalven. Drängen sie schließlich geschickt in Richtung eines Abgrunds. Tausende Feinde stürzen dort ins Verderben.

Schamucha kann fliehen, wird aber von seinen Begleitern, die sich eine Belohnung versprechen, an Temüdschin ausgeliefert. Der jedoch duldet Treulosigkeit auch dann nicht, wenn sie ihm nutzt, und lässt die Verräter enthaupten. Dem vormaligen Freund

DAS REICH DER MONGOLEN



Quelle: Timothy May/Michael Hope (Hg.), *The Mongol World* u. a.

IN AUSGEDEHNTEN Feldzügen erobern die Mongolen unter Dschingis Khan große Teile Eurasiens – und erschaffen so eine rechtssichere Zone, in der auch der zuvor durch Kriege erschwerte Handel auf der Seidenstraße neu erblüht

gewährt er einer Überlieferung nach den Tod eines Fürsten: ohne Blutvergießen, durch Erdrosseln oder Erdrücken. Einer anderen Quelle zufolge wird Schamucha bei lebendigem Leib zerteilt.

Was auch geschehen ist, der Sieg macht Temüdschin zum mächtigsten Khan in der Steppe. Im Frühjahr 1206 ruft ihn eine Versammlung von Stammes- und Clanführern zum obersten Herrscher aus, und er nimmt einen neuen Namen an: Dschingis Khan. „Ozeangleicher Herr“, „Weltbeherrscher“.

•

DOCH HERR ÜBER WEN? Selbst unter Dschingis Khans engen Gefährten finden sich Männer türkischer, chinesischer und anderer

Muttersprache, Anhänger schamanistischer Religionen und Muslime, Buddhisten, Christen. Sie haben weder eine geteilte Tradition noch einen übergreifenden Namen. Als Mongolen, nach dem Vorbild von Temüdschins Urgroßvater, werden sie sich erst später bezeichnen, zunächst gar den Namen der besiegt Tataren übernehmen. Dennoch wird die Erhebung Temüdschins zu Dschingis Khan in der Rückschau als die Geburtsstunde des mongolischen Volkes betrachtet werden.

Zusammengehalten werden sie von der Hoffnung auf Beute und einen fairen Anteil daran, von Angst vor gnadenlosen Strafen für Verräter – und nicht zuletzt vom Charisma ihres Anführers.

Chronisten beschreiben ihn als groß und kräftig; unter starken

Brauen sitzen lebhafte Augen, sein Auftreten ist meist ruhig, friedvoll, ja gewinnend. In der Steppe geschätzte Tugenden wie Tapferkeit, Treue zum eigenen Wort und Großzügigkeit zeichnen ihn aus. Dschingis Khan kann sich noch nach langer Zeit erkenntlich zeigen. Aber ebenso erbittert Rache nehmen für alte Verfehlungen.

Er ist frei von Arroganz, erkennt Talent ungeachtet der Herkunft an, erträgt Kritik. Wenn es einen Vorteil verspricht, lässt er Zehntausende abschlachten. Er hält sich weder für unbezwingbar noch unsterblich, wägt Risiken ab, plant penibel. Ein begabter, skrupelloser Anführer, den weder Liebe noch Luxus, Alkohol, Kunstsinn oder spirituelle Sehnsucht von seiner Vision ablenken: die Welt zu beherrschen.



GROSSZÜGIGKEIT

gilt als wichtige Herrschertugend bei den Mongolen. Hier tröstet Dschingis Khan persönlich einen Bettler und sagt ihm Hilfe zu

لکی بر ذر سر امدش سایی
جنبیں کفت کز مقر دز ناشم
باور تلقے دلایه داری شنا
فیغیری تھی کیسے پر دیے
اکر شه دهد پانصد باش
کنم سود و آرم سیوئی بر کاه

من کفت فان کاری را پشت
م الکون بیم بازی را پشت

FÜR VERRÄTER GIBT ES KEINE GNADE

Unklar, wann Temüdschin auf die Idee verfallen ist, dass der Himmel, die höchste Schicksalsmacht selbst, ihn persönlich schützt, ihn und seine Erben als Welteroberer und -beherrcher aussersehen hat. Vielleicht schon früh, in den Nöten seiner Jugend. Vielleicht auch nie: Es ist nicht sicher, ob er selbst daran glaubt – oder den Mythos nur als geschickte Propaganda ausstreut. Fest steht, dass Dschingis Khan nie eine Grenze seines Machtanspruchs anerkennen wird. Aber auch kein erkennbares Ziel darüber hinaus verfolgt. Was die Leute anbeten, wie sie leben, ist ihm weitgehend gleichgültig. Solange sie gehorchen. Ihm gehorchen.

Etwa um die Zeit seiner Erhebung macht Dschingis Khan sich daran, in der Steppe eine neue Ordnung zu schaffen. Die Armee wird in Truppenteile von zehn, 100, 1000 und 10 000 Kämpfern gegliedert, der Befehl jeweils bewährten, loyalen Männern übertragen. An die Stelle der buntscheckigen Konföderation von Clans und Stämmen unter deren angestammten Führern soll eine große, verschmolzene Einheit treten, in der die Herkunft der Männer keine Rolle mehr spielt.

Diese neue Gemeinschaft braucht Gesetze – und ein Gedächtnis für sie: Dschingis Khan beauftragt einen Gefangenen aus dem Volk der Uiguren, die seit Langem verschiedenen Herrschern als Schreiber dienen, eine mongolische Schrift zu entwerfen. Bald darauf werden seine Erlasse

in einer Kanzlei mit blauer Tinte auf weißem Papier festgehalten und mit einem Siegel verschen. Die herrscherlichen Anordnungen sollen den Zustand ständiger Fehden in der Steppe beenden. Auf Diebstahl, Raub, Ehebruch, willkürliche Gewalt, Verleumdung steht daher der Tod. Ein Verwandter des Khans wird als oberster Richter eingesetzt. Zugleich entstehen erste Ansätze einer Verwaltung am Hof des Khans.

Derweil ist Wohl und Weh der frisch geschmiedeten Gemeinschaft von einer einzigen Sache abhängig: von Beute.

SEIT JEHER UNTERNEHMEN die Steppenvölker Plünderzüge in die wohlhabenden Landstriche des heutigen China. Dort bestehen um 1200 drei Reiche. Das mächtigste ist das der Song tief im Süden. Das zweitstärkste ist das der Jin im Nordosten um Zhongdu. Das dritte schließlich ist das westlich des Jin-Staats gelegene Reich der Xi Xia. Dessen relative Schwäche, seine Kontrolle über einen Engpass der Seidenstraße und der daher rührende Reichtum machen es zu einem passenden ersten Ziel.

Im Frühling 1209 führt Dschingis Khan sein Heer durch die Wüste Gobi nach Süden. Die Krieger der schweren mongolischen Kavallerie tragen Panzerhemden aus kleinen Eisenringen, Metallplättchen oder hartlackiertem Leder, ein dickes Ober- und ein seidenes Untergewand. Die

Seide dient einem wichtigen Zweck: Sie wird von einem im Panzer abgebremsten Pfeil nicht durchstoßen, sondern umfängt dessen ins Fleisch dringende Spitze – sodass sich das Geschoss später leichter herausziehen lässt, den Kämpfer weniger schwer verletzt.

Ein eiserner, spitz zulaufender Helm mit Nackenschutz schirmt Kopf und Hals ab. Dazu kommen Waffen wie ein runder Holzschild, Schwert, Dolch, bisweilen Streitaxt oder Keule, Speere und Lanzen, oft eine Wurfschlinge. Die wichtigste Waffe der schweren wie der leichten, ungepanzerten Reiterei aber ist der aus Schichten von Yakhorn, Bambus und Tiersehnen geleimte, enorm kräftige und präzise Kompositbogen. Mit ihm verschießen sie je nach Ziel und Kampfentfernung verschiedene schwere, unterschiedlich geformte, bisweilen brennende Pfeile, aus dem Sattel, aus der Deckung, als Hagel, als Einzelfeuer auf nahe Distanz.

Um nach Hunderten Kilometern Marsch, einem oder zwei Kampftagen immer noch frisch beritten zu sein, führt jeder Mann mehrere Pferde mit. Es ist eine schnelle, schlagkräftige Truppe.

Derart gerüstet, siegen sie in einer Feldschlacht, plündern und verwüsten das Reich der Xi Xia, schließen die Hauptstadt ein. Deren Mauern zu überwinden, gelingt ihnen allerdings nicht. Die Mongolen haben noch keine Erfahrung mit Belagerungen und auch nicht das nötige Gerät dazu. Dennoch erkauft sich der Herr-

scher der Xi Xia im Jahr 1210 mit kostbaren Gaben, jährlichen Tributen sowie einer Tochter, die er Dschingis Khan unterwürfig übergibt, Frieden. Nur eines versagt er dem Anführer der Steppen-Krieger: den Mongolen für die Zukunft Hilfstruppen zuzusagen. Der Khan behält diesen Affront im Gedächtnis.

Nochmals wohlhabender als die Xi Xia ist das Nachbarreich der Jin, das ihm einst Exil gewährte und ihn gegen die Tataren unterstützt, seinen Aufstieg ermöglicht hat. Dschingis Khan, der stets präzise sein Ziel erkunden lässt, bevor er losschlägt, ist aber auch die innere Zerrissenheit dieses Reiches bekannt. 1211 greift er an.

V

Vermutlich sind die Mongolen zahlenmäßig unterlegen. Dafür aber: zum Sieg entschlossen. Denn jeder einzelne Mann weiß, dass er für Geschick und Mut bis in die höchsten Ränge befördert werden kann – und jeder Offizier, dass er bei fortgesetztem Misserfolg degradiert wird. Dschingis Khan vertraut seinen Kommandeuren und ihren Entscheidungen, ihrer Loyalität, dem Zusammenhalt und Können seiner Truppe.

Das spricht sich auch auf der gegnerischen Seite herum, der Anführer der Mongolen lässt es sogar gezielt verbreiten. Zahlreiche Unzufriedene laufen in der Folge von

dort zu ihm über, darunter hohe Beamte und Offiziere mit wertvollen Informationen.

Wie zuvor im Reich der Xi Xia siegen die Angreifer in Feldschlachten und verheeren das Land. Und erneut schnüren sie die Hauptstadt ihrer Gegner ein. Schweres Belagerungsgerät fehlt ihnen weiterhin, aber sie haben gelernt, Gefangene in großer Zahl als lebende Schutzschilder vor sich her zu treiben; bis in die Festungsgräben hinein.

Im Juni 1215 gibt Zhongdu auf. Das mongolische Heer strömt durch die Tore, mordet, raubt, vergewaltigt; große Teile der Stadt brennen ab. Noch Monate später wird ein Augenzeuge von Verwesungsgestank, Knochenhalden und von Menschenfett getränkten Böden berichten.

Da der Jin-Herrschter fliehen konnte, ist das Reich im Nordosten Chinas zwar noch nicht endgültig bezwungen. Dennoch lässt Dschingis Khan in Zhongdu erstmals seine Statthalter und eine Garnison zurück. Der Anführer der Mongolen geht von Plündern und Weiterziehen über zur dauerhaften Eroberung. Mehr noch: Indem er Spezialisten wie Handwerker, Militärtechniker oder Schreiber aus der Stadt zwangs-umsiedelt, verschafft er seinem werdenden Reich die geschulten Köpfe und Hände, die ihm für einen Hof mitsamt Verwaltung in der Steppe fehlen.

Ähnlich nützlich erscheinen Dschingis Khan die zumeist muslimischen Kaufleute, die den Fernhandel zwischen China und der Levante betreiben. Den Wohlstand, den deren Geschäfte mit sich bringen, will er für seine Zwecke nutzen. Daher lässt er den Händlern seinen Schutz angedei-

hen – greift aber zugleich nach der Kontrolle über die Routen der Seidenstraße.

Offenkundig kommt es darüber zu Spannungen mit der Vormacht im Westen des Handelsnetzes, dem zentralasiatisch-perisischen Reich von Choresmien. Die Hintergründe sind unklar. Als aber ein Gouverneur des Schahs von Choresmien 1218 eine Karawane, die unter mongolischem Schutz steht, ausplündert und ihre Besitzer töten und anschließend auch noch eine Gesandtschaft des Weltbeherrschers umbringen lässt, betrachtet Dschingis Khan das als Kriegsgrund.

Im Sommer 1219 setzt sich das Heer in Marsch.

Es gleicht einer Völkerwanderung. Mit den mongolischen Reitern ziehen nun vielköpfige chinesische Hilfskontingente: Belagerungstruppen mit Rammköpfen, Katapulten unterschiedlicher Art, Feuerwerfern und Bomben aus Schwarzpulver oder Öl. Etliche Männer bringen Sklaven und Angehörige mit, Zelte auf gewaltigen Karren, die von Dutzenden Ochsen gezogen werden. Herden von Schlachtvieh samt ihren Hütern kommen hinzu. Kolonnen von Packtieren. Wagen, die unterwegs Massen großer Steine als Munition für die Katapulte auflesen – oft räumen die Verteidiger einer Stadt deren Umfeld vorsorglich davon leer.

Die kämpfende Truppe mag 75 000 Krieger umfassen. Doch wie viele Männer und Frauen in ihrem Tross aufbrechen, ist kaum abzuschätzen. Womöglich sind es Hunderttausende mit einem Viehbestand, der in die Millionen geht. Entsprechend sorgfältig ist der Weg auskundschaftet, Weidegründe, Wasserstellen, geo-

grafische Hindernisse. Es gibt einen Marschplan für die Einheiten, damit sie sich nicht gegenseitig Gras und Tränken streitig machen. Später schwärmen rund 50 Kilometer vor der weit auseinandergezogenen Hauptmacht aus. Leichte Trupps, die sich über Wochen von der Milch ihrer Stuten und frischer Jagdbeute ernähren können.

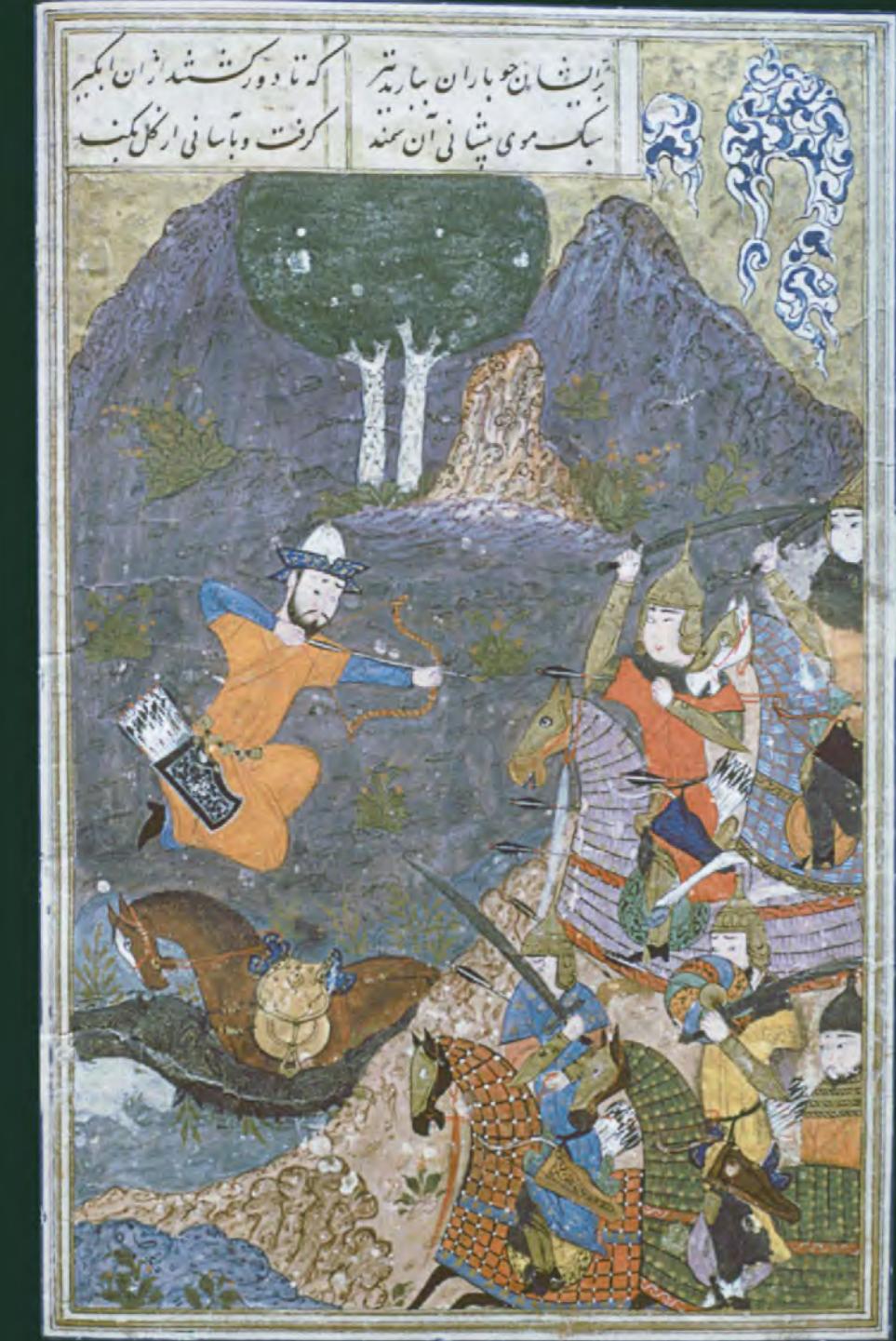
Im Herbst 1219 erblicken sie Otrar, die erste Oasenstadt Choresmien. Belagerungsmannschaften bleiben zurück; die Masse des Heeres zieht weiter und nimmt im Frühling Buchara ein. Kurz darauf steht Dschingis Khan vor Samarkand.

•

DIE CHINESISCHE Belagerungstechnik wirkt verheerend. Ein Ausfall des Elefanten-Corps scheitert. Auch in Choresmien gibt es Unzufriedene und Überläufer. Samarkand fällt binnen Tagen.

Der Sieger hält sein bei der Kapitulation der Stadt gegebenes Wort: Er verlangt ein gewaltiges Lösegeld, lässt seine Offiziere Frauen und Handwerker als Beute nehmen – schont aber das Leben der Bürger. Anders die überwundenen Soldaten, die bis zuletzt versucht hatten, die Zitadelle zu halten. Sie werden ohne Erbarmen niedergemacht.

Noch drei Jahre führt Dschingis Khan Krieg in der Region, etwa auf dem Gebiet der heutigen Staaten Turkmenistan, Afghanistan und Iran, stößt vor bis zum Indus. Eine Teilstreitmacht verfolgt den geflohenen Schah von Choresmien, bis der auf einer Insel im Kaspischen Meer stirbt. Die Häscher ziehen weiter nach Norden, besiegen in



MUT UND WAFFENGESCHICK

Dschingis Khans (hier mit Bogen) werden vielfach beschrieben und gepriesen. Um sein Leben, insbesondere aber um seinen Tod, ranken sich fantasievolle Legenden. Vermutlich erliegt der Reichsgründer indes im Jahr 1227 schlicht der Pest

DAS ERBE IST EIN ALBTRAUM

der heutigen Ukraine ein Aufgebot der Kiewer Rus und kehren erst dann über den Ural heim.

Nicht überall geben sich die Städte und Garnisonen rasch geschlagen; zuweilen flammen auch nach einer Unterwerfung Revolten auf. In beiden Fällen sind die Strafen gnadenlos, wird ganzen Einwohnerschaften die Kehle durchgeschnitten. Schätzungen zufolge kommen mehr als eine Million Menschen um unter der Knothe der Truppen des ozeangleichen, allgewaltigen Herrn.

1223 ziehen die Eroberer ab. In den wichtigsten Städten bleiben Garnisonen und Statthalter Dschingis Khans zurück, die in Zukunft Steuern eintreiben und Truppen ausheben sollen, die ortsansässige Verwaltung überwachen, die Verbindung zum Hof halten.

Um die verwüsteten Landschaften wiederzubeleben, werden Ackerbauern aus Nordchina herbeigeschafft und angesiedelt. Die Aufsicht führt zunächst Dschingis Khans wichtigster ziviler Berater, Yelü Chucai, der selbst aus dem Reich der Jin stammt und dort die Zerstörung Zhongdus überlebt hat. Yelü Chucai ist ein Universalgelehrter, kennt sich mit Astrologie und Mathematik ebenso aus wie mit Musik und Medizin, Dichtung und Bürokratie. Er ist nur einer von vielen schreibkundigen, mehrsprachigen Beamten, die Dschingis Khan über die Jahre aus den unterworfenen Städten rekrutiert und in seinen Dienst übernimmt.

Der Khan hat verinnerlicht, was Yelü Chucai später Temüdschins Sohn und Erben mitgeben wird: „Man kann zwar ein Reich vom Rücken der Pferde her erobern, aber man kann es nicht vom Rücken der Pferde aus verwalten.“ Und doch ist und bleibt Krieg das bestimmende Element für das Mongolenreich Dschingis Khans. Im Herbst 1225 zieht das Heer erneut gegen den Herrscher der Xi Xia. Dessen Weigerung, Hilfstruppen zu stellen, ist unvergessen.

ziehen. Anschließend lässt er den Besiegten töten.

Und dann – ist Dschingis Khan verschwunden. „Aufgestiegen in den Himmel“, wie es eine Chronik formuliert. Gemäß altem Brauch bringen seine engsten Gefährten den toten Anführer in die Heimat und bestatten ihn dort an einem geheimen Ort.

Später kursieren Legenden, ist von einem Reitunfall die Rede, vom Rachemord durch die Witwe des getöteten Herrschers der Xi Xia beim erzwungenen Beischlaf.

Wahrscheinlich indes erkrankt der Welteroberer kurz vor seinem Triumph über die Xi Xia an der Pest. Und ordnet an, über sein nahes Ende Stillschweigen zu wahren, bis die Unterwerfung vollzogen ist. Nicht auszuschließen, dass in dem Zelt, vor dem die Zeremonie stattfindet, ein Todkranker liegt, ja eine Leiche. Oder es bereits leer ist.

Es entspricht seinem Sinn für Realität, dass Dschingis Khan beizeiten über das eigene Ende hinausgedacht und mit seinen vier legitimen Söhnen die Erbfolge ge regelt hat. Jeder erhält die Gewalt über eine Großregion des Reiches, der ausgleichende Zweitjüngste, Ögedei, dazu den Oberbefehl. Bald nennt er sich Khagan, Großkhan. Das Imperium, über das er herrscht, reicht vom Norden Chinas bis in den Iran – genau lässt es sich kaum sagen, denn an den Rändern sind etliche Eroberungen nicht endgültig gesichert oder bereits wieder abgefallen. Einige

G

Gut ein Jahr darauf besiegen die mongolischen Reiter ihren Gegner vernichtend und riegeln die Hauptstadt der Xi Xia ab. Acht Monate später zeigt sich der eingeschlossene Herrscher bereit zu kapitulieren. Mit großem Gefolge und reichem Tribut begibt er sich in Dschingis Khans Lager.

Da geschieht etwas Seltsames. Nach mehr als 20 Jahren Kampf nimmt der Khan die endgültige Unterwerfung der Xi Xia nicht persönlich entgegen, sondern befiehlt, das Ritual vor seinem verschlossenen Zelt zu voll-

der mongolischen Reiterführer werben nun dafür, die Bauernbevölkerung Nordchinas insgesamt abzuschlachten oder zu versklaven und das Ackerland in Weideflächen zu verwandeln.

Nicht zuletzt mit Rat und Ermutigung Yelü Chucais wird Ögedei stattdessen zum zweiten Gründer des mongolischen Weltreichs. Konsequenter als sein Vater baut er die Verwaltung aus, gibt dem Imperium mit Karakorum am Orchon eine Hauptstadt, dazu ein unvergleichlich effizientes Postsystem, dessen Kuriere Befehle und Berichte in Windeseile durch halb Asien tragen. Und erst unter Ögedei entwickeln die ursprünglich aus den unterschiedlichsten Völkern stammenden Krieger endgültig ein Gemeinschaftsgefühl als Mongolen.

Zugleich dauert die Expansion an. Im Osten schließt Ögedei die Eroberung des Jin-Reiches ab, im Westen unterwerfen seine Heere die altrussischen Fürstentümer und dringen bis Ungarn und Schlesien vor. Ögedeis Nachfolger wiederum nehmen Bagdad und Damaskus ein, bezwingen die mächtige Dynastie der Song im Süden Chinas – sodass Ögedeis Neffe Kublai Khan um 1280 über ein Imperium herrscht, das noch einmal doppelt so groß ist wie dasjenige Dschingis Khans. Nie zuvor und nie seither erstreckt sich ein zusammenhängendes Landreich über eine derart gewaltige Fläche.

•

EINE SOLCHE Herrschaft erfordert ein Mindestmaß an Zustimmung durch die Unterworfenen. Einen Vorteil für sie. Dieser Vorteil ist die „Pax Mongolica“, der mongolische Frieden. Im Innern

des Reiches gehen die Fehden, Kriege, Räubereien zurück oder enden gar völlig. Zum ersten Mal überhaupt können ein Händler, ein Mönch oder ein Gelehrter unter dem Schutz einer einzigen Autorität relativ sicher vom Pazifik bis fast ans Mittelmeer reisen.

Entlang der Seidenstraße setzt eine wirtschaftliche und kulturelle Blüte ein. Güter jeglicher Art, wissenschaftliche Erkenntnisse, technische Fertigkeiten, medizinisches Wissen wandern freier denn je durch den gigantischen Raum vieler Kulturen. Erstmal erscheinen auch in Europa Augenzeugenberichte über diese fremden Welten, etwa die Erzählungen des Venezianers Marco Polo, der gemeinsam mit seinem Vater zum Hof des obersten Mongolen reist.

Dabei gilt allgemein die Staatsräson Dschingis Khans, dass Gehorsam genügt, jeder und jede seine oder ihre Sitten und Bräuche beibehalten kann, so denn die Herrschaft der Mongolen unangetastet bleibt. Dass im Gegenteil die Eroberer bereit sein müssen, von den Eroberten zu lernen.

Ebendiese Offenheit jedoch birgt den Keim des Zerfalls. Neigen die von Dschingis Khan an seine Söhne vergebenen Teilreiche ohnehin bald zu Rivalität und Verselbstständigung, so übernehmen ihre Machthaber zudem immer mehr von der jeweiligen Kultur, die in ihrem Reich vorherrscht. Werden einander fremd, werden Muslime, Buddhisten. Bis schließlich das größte aller Weltreiche wieder zerfällt in regionale, teils konkurrierende Mächte.

Was bleibt, ist ein Traum: dass alle in Ruhe und Wohlstand leben können. Wenn sie nur gehorchen. Für viele ein Albtraum. ◇

LITERATURTIPPS

JOHN MAN

„The Mongol Empire. Genghis Khan, His Heirs and the Founding of Modern China“

Packende Biografie, spannende historische Einordnung (Corgi Books).

JUTTA FRINGS (H.G.)

„Dschingis Khan und seine Erben“

Fulminanter Ausstellungs-katalog (Hirmer).



Lesen Sie auch »Mongolen:

Sturm aus dem Osten«

(aus GEOEPOCHE Nr. 100) auf
www.geo-epoche.de

IN KÜRZE

Temüdschin ist der Sohn eines Clanchefs in der mongolischen Steppe. Als sein Vater ermordet wird, muss der Junge fast ohne Hilfe überleben. Doch er kämpft sich zurück und steigt 1206 auf zum Anführer aller Mongolen. Sein Herrschername: Dschingis Khan. Grausam, lernbereit und politisch geschickt errichtet er mit seinen Reiterkriegern ein mächtiges Reich von China bis in den Nahen Osten.

SANMAQ ist nur einer von vielen Bewohnern des Tschu-Tals im heutigen Kirgisistan, die im 14. Jahrhundert einem mysteriösen Leiden erliegen. 2022 haben Forscher herausgefunden, um welche Krankheit es sich gehandelt hat. Seither gilt das Tal unweit des Sees Yssyköl als der Ursprungsort der mittelalterlichen Pest



Die Qualen des Mannes müssen unerträglich sein. Vermutlich hat er zunächst Fieber, Schüttelfrost, Kopf- und Gliederschmerzen. Wahrscheinlich, dass bald darauf seine Lymphknoten anschwellen, sich mit Blut, eitrigem Sekret und sich massenhaft vermehrenden Erregern füllen und in dunkle, mehrere Zentimeter große Beulen verwandeln. Und schließlich findet die infektiöse Flüssigkeit wohl auch den Weg in seine Blutbahn, greift das Nervensystem an und lässt ihn Dinge sehen, die es so nicht gibt. So lange, bis ein Organ nach dem nächsten den Dienst versagt.

Denn Sanmaq, so heißt der Unglückliche, wird die Infektion nicht überleben. Ebenso wenig wie viele andere Mitglieder einer örtlichen Handelsgemeinschaft, die in den Jahren 1338 und 1339 in der Region des Sees Yssykköl im heutigen Kirgisistan an einer seltsamen Krankheit verstorben sind. So seltsam, dass die Hinterbliebenen das Vorkommnis in ihrer syrisch-aramäischen Sprache auf Grabsteinen im dortigen Tschu-Tal verewigt haben. Mit Inschriften wie dieser: „Im Jahre 1649, im Jahr des Tigers“ (also 1338 n. Chr.). „Dies ist die Grabstätte des Gläubigen Sanmaq. Starb an einer Pestilenz.“

Viel mehr ist nicht bekannt über Sanmaq. Nicht wie alt er geworden ist, nicht ob er ein Junggeselle, Ehemann oder Vater war; arm oder reich. Nur dies: Sanmaq – so haben es Forscher erst 2022 durch DNA-Untersuchungen nachgewiesen – ist einer der ersten Toten jenes Pestzuges, der kein Jahrzehnt später Europa erreicht und sich zu einer Pandemie nie gesehener Dimensionen auswächst. Denn das Genom des Erregers *Yersinia Pestis*, das in den Gebeinen der Toten vom Tschu-Tal entdeckt worden ist, ist in seiner Art unverwechselbar und älter als alle bisher bekannten Nachweise des Pestbakteriums in Zentralasien überhaupt.

Das Aufflammen der Pest am Yssykköl geschieht zu einer Zeit, da die Welt so vernetzt ist wie kaum jemals zuvor. Was in einer Region nahe der Seidenstraße passiert, kann im 14. Jahrhundert direkte Folgen haben, selbst über Tausende Kilometer hinweg. Denn getrieben vom Verlangen wohlhabender Menschen in Europa und Asien nach den Luxusgütern der jeweils anderen Weltregion, versorgen Händler zu Land und zu Wasser ihre Kundschaft mit allem, was sich mit Geld bezahlen lässt. Die Kontakte reichen weit. Auf den Marktplätzen und in den Lagern der großen Handelsmetropolen

entlang der Seidenstraße zwischen dem Vorderen Orient und Fernost stapeln sich Pfeffer, Seide und Porzellan, Glas, Felle und Tuche. Und mit den Karawanen und Schiffen reisen nicht nur Schätze, sondern auch Krankheitserreger.

So verbreitet sich die Pest vom Yssykköl immer weiter. 1346 wütet sie im Khanat der „Goldenene Horde“, einem Mongolenreich, das sich vom Schwarzen Meer bis hinein nach Sibirien erstreckt. Krieger, Händler und Reisende tragen die Seuche vom Unterlauf der Wolga weiter nach Norden, Süden

und Westen. Noch im selben Jahr bricht die Pest in einem mongolischen Heer aus, das die von Kaufleuten aus Genua gegründete Handelsstadt Caffa an der Südküste der Halbinsel Krim belagert.

Als die Belagerung zu scheitern droht, weil die Eingeschlossenen fortwährend mit Schiffen von der Seeseite aus versorgt werden, greift der Khan der Mongolen zu einer grausigen Waffe: Er lässt die Körper der Pesttoten mit Katapulten über die Mauern Caffas schleudern, um die Europäer auf diese Weise zu zermürben. Ein italienischer Chronist, der all dies überliefert, schreibt: „Die Christen konnten sie weder beiseiteschaffen noch vor ihnen fliehen und sich nur dadurch vor den herabstürzenden Leichnamen retten, dass sie diese, soweit es möglich war, in den Fluten des Meeres versenkten.“

Ob der Erreger der Seuche tatsächlich so nach Caffa gelangt oder auf einem anderen Weg, weiß niemand zu sagen. Aber die Pest fordert bald auch in der Stadt selbst die ersten Opfer. Schiffe mit Flüchtlingen aus Caffa an Bord und Handelssegler aus der Schwarzmeerregion bringen die hochansteckende Krankheit schließlich 1347 nach Konstantinopel am Bosporus. Von dort erreicht die Seuche auf dem Seeweg Alexandria an der ägyptischen Mittelmeerküste, Messina auf Sizilien, Venedig und Genua auf dem italienischen Festland. Von den Hafenstädten aus verbreitet sie sich über die Handelsrouten in Nordafrika und Kleinasiens. Und in Europa.

Mehr als 20 Millionen Männer, Frauen und Kinder erliegen dort der bis 1353 wütenden Seuche, jeder dritte Bewohner des Kontinents. Wie viele Opfer die Infektionskrankheit in Asien und Nordafrika gefordert hat, ist unbekannt.

Doch zumindest ist nun sicher, wo sie ihren Ursprung hat. Im Tschu-Tal unweit des Yssykköl. Im Jahr 1338. Am letzten Wirkungsort eines Mannes namens Sanmaq. ◇

DER WEG DER PEST

Über die Routen der Seidenstraße werden kostbare Güter verbreitet, aber auch hochansteckende Krankheiten weitergetragen. Seuchen etwa wie der »Schwarze Tod«, der um 1338 in Zentralasien ausbricht und nur wenige Jahre später weite Teile Europas verheert

TEXT: Anja Fries ILLUSTRATION: Timo Zett

KALEIDOS



KOP der KULTUREN



Voller grandioser Vielfalt sind die Völker und Kulturen, die durch die Routen der Seidenstraße über Tausende Kilometer hinweg und mehr als 15 Jahrhunderte lang miteinander verbunden werden. Mächtig ist der Einfluss Chinas, aber auch Indiens, des Mittelmeerraums, der alten persischen und schließlich der muslimischen Großreiche. Sie alle haben ihre Spuren hinterlassen

BILDTEXTE: *Anja Fries*

DIE GEBURT DES INDIISCHEN PRINZEN Siddhartha Gautama, der allem entsagt und als Buddha im 5. Jahrhundert v. Chr. eine neue Religion begründet, feiert dieses Relief aus Gandhara am Hindukusch. Es ist jene lange hellenistisch geprägte Region, in der sich westliche und indische Kunst zu etwas völlig Neuem fügen und Buddha sein menschliches Antlitz erhält (Schiefer, um 100 n. Chr.)



EINE MIT MYTHISCHEN Vogelwesen verzierte Haube ergänzt diese Totenmaske einer hochgestellten Angehörigen der Kitan. Das nordostasiatische Nomadenvolk begründet im Jahr 916 die Liao-Dynastie in China (Bronze, vergoldet; um 1100)

IM OSTEN LEUCHTET CHINA

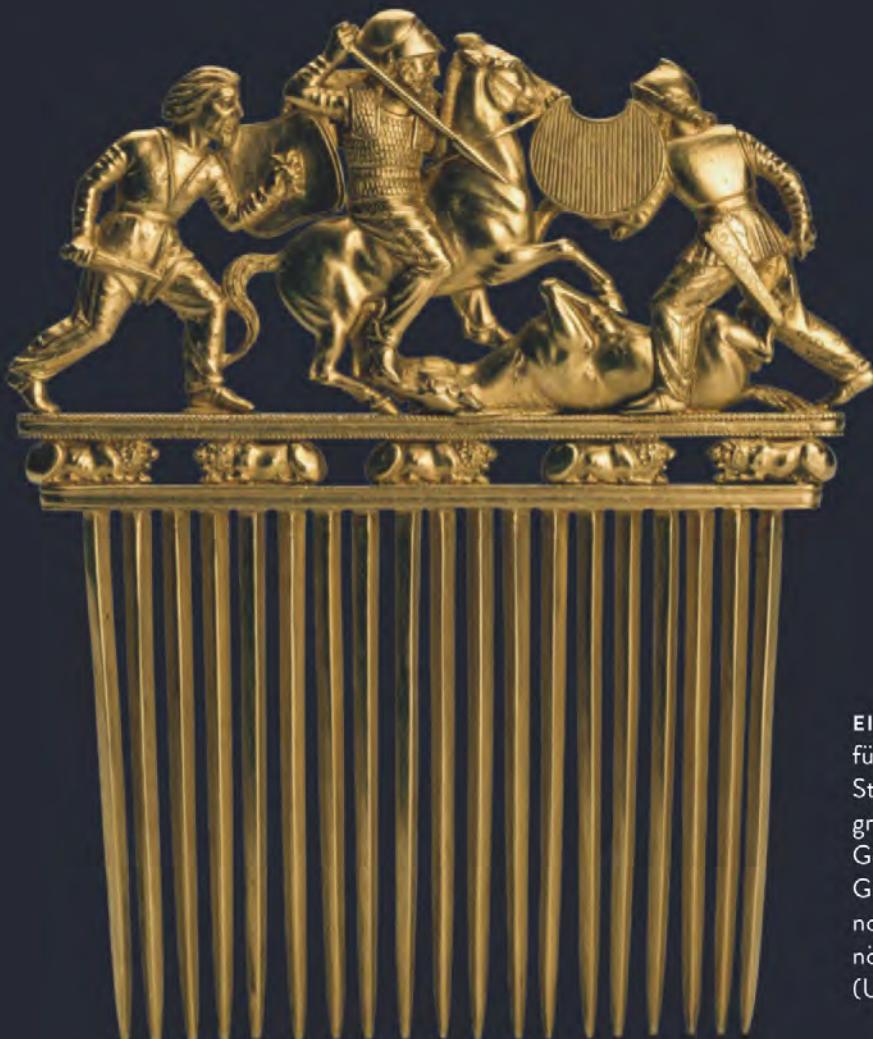
Zahlreich sind die Dynastien, die seit der Gründung des ersten Kaiserreichs 221 v. Chr. China regieren. Unter dem Han-Kaiser Wu, der 100 Jahre später auf dem Thron sitzt, greifen die Chinesen erstmals nach Westen aus – geraten danach aber immer wieder auch selbst unter die Herrschaft von Steppenvölkern



RANKEN, BLUMEN UND VÖGEL
schmücken diese Seidenstickerei aus der
Zeit der Tang-Dynastie (618–907),
während der das Reich der Mitte so stark wie
nie von den Kontakten über die dereinst
nach dem wichtigsten Exportgut Chinas
benannte Seidenstraße profitiert

DAS ERBE DER HELLENEN

Von alters her gibt es Verbindungen zwischen den Kulturen am Mittelmeer und Zentralasien, importiert etwa das pharaonische Ägypten Lapislazuli aus dem Hindukusch. Im 4. Jahrhundert v. Chr. dringt der Eroberer Alexander der Große von Westen bis an den Indus und den Syrdarja vor, errichten seine Nachfolger hellenistische Reiche in der Region – und tragen so die Kultur und Ikonografie der Griechen weit hinein in das Herz des Kontinents



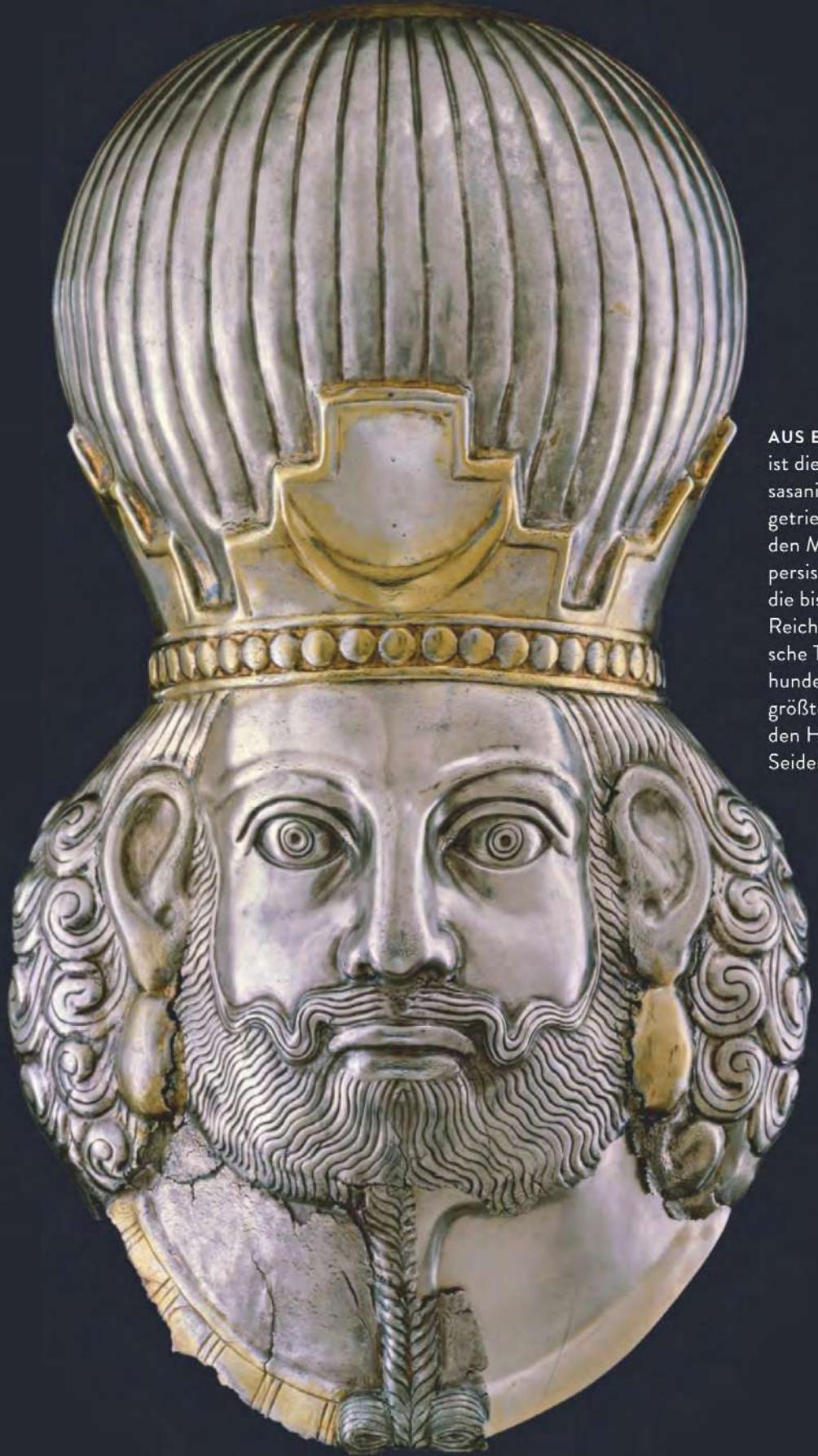
EIN BERITTENER KRIEGER
führt einen fürchterlichen
Stoß gegen einen Feind. Der in
griechischem Stil gefertigte
Goldkamm stammt aus einem
Grabhügel der Skythen, Reiter-
nomaden aus den Steppen
nördlich des Schwarzen Meeres
(Ukraine, um 400 v. Chr.)



BUDDHA IST die zentrale Figur auf dem nach seinem Fundort benannten Bimaran-Reliquiar aus dem lange hellenistisch geprägten Gandhara. Dem Religionsgründer huldigen hier Brahma (links) und Indra (rechts), Gottesheiten des hinduistischen Pantheons (Gold und Granat, 1. Jahrhundert n. Chr.)



WEINTRAUBEN UND -RANKEN bekränzen die Raubkatze, in der dieses Trinkhorn aus dem Reich der Parther im heutigen Iran endet, Efeu zierte den oberen Rand. Pflanzen, Früchte und auch das Tier sind Symbole für den griechischen Gott des Weins und der Fruchtbarkeit Dionysos (Silber, teilweise vergoldet; um Christi Geburt)



AUS EINEM SILBERBLECH ist dieses Antlitz eines sasanidischen Herrschers getrieben. Es spiegelt den Machtanspruch der persischen Großkönige, die bis zur Eroberung ihres Reiches durch muslimische Truppen im 7. Jahrhundert neben China den größten Einfluss auf den Handel entlang der Seidenstraße haben

DER GLANZ PERSIENS

Im Osten beginnt die Seidenstraße
in China, im Westen führt sie durch Persien.

Auf die dort herrschenden Parther folgt
224 n. Chr. die Dynastie der Sasaniden, deren
Großreich sich zeitweise von Ägypten
bis nach Merw (heute Turkmenistan) und
Kabul (Afghanistan) erstreckt



ELABORIERTE
Muster aus Blattwerk,
Pflanzenstängeln
und eichelförmigen
Knospen bedecken
diese in Massenferti-
gung hergestellten
Fliesenplatten
aus Ktesiphon am
Tigris im heutigen
Irak (Kalk-Sand-
Gemisch, 5. bis
7. Jahrhundert)

UNTER DEM DACH DES ISLAM

Um das Jahr 610 begründet Mohammed, ein Kaufmann aus Mekka, den Islam. Und eine neue Herrschaft. Seine Nachfolger dehnen den Machtkreis der Muslime immer weiter aus, nach Nordafrika, vor allem aber nach Asien, wohin sich die junge Religion auch durch den Handel verbreitet



MUSLIMISCHE KALLIGRAFIEN wechseln sich im Dekor dieser Schale mit weißen Streifen und schwarzen Pflanzenmotiven auf blauem Grund ab. Die Keramik stammt aus Persien, das seit dem Jahr 1040 von den turkstämmigen Seldschuken und ab 1256 von den Mongolen beherrscht wird (13. Jahrhundert)



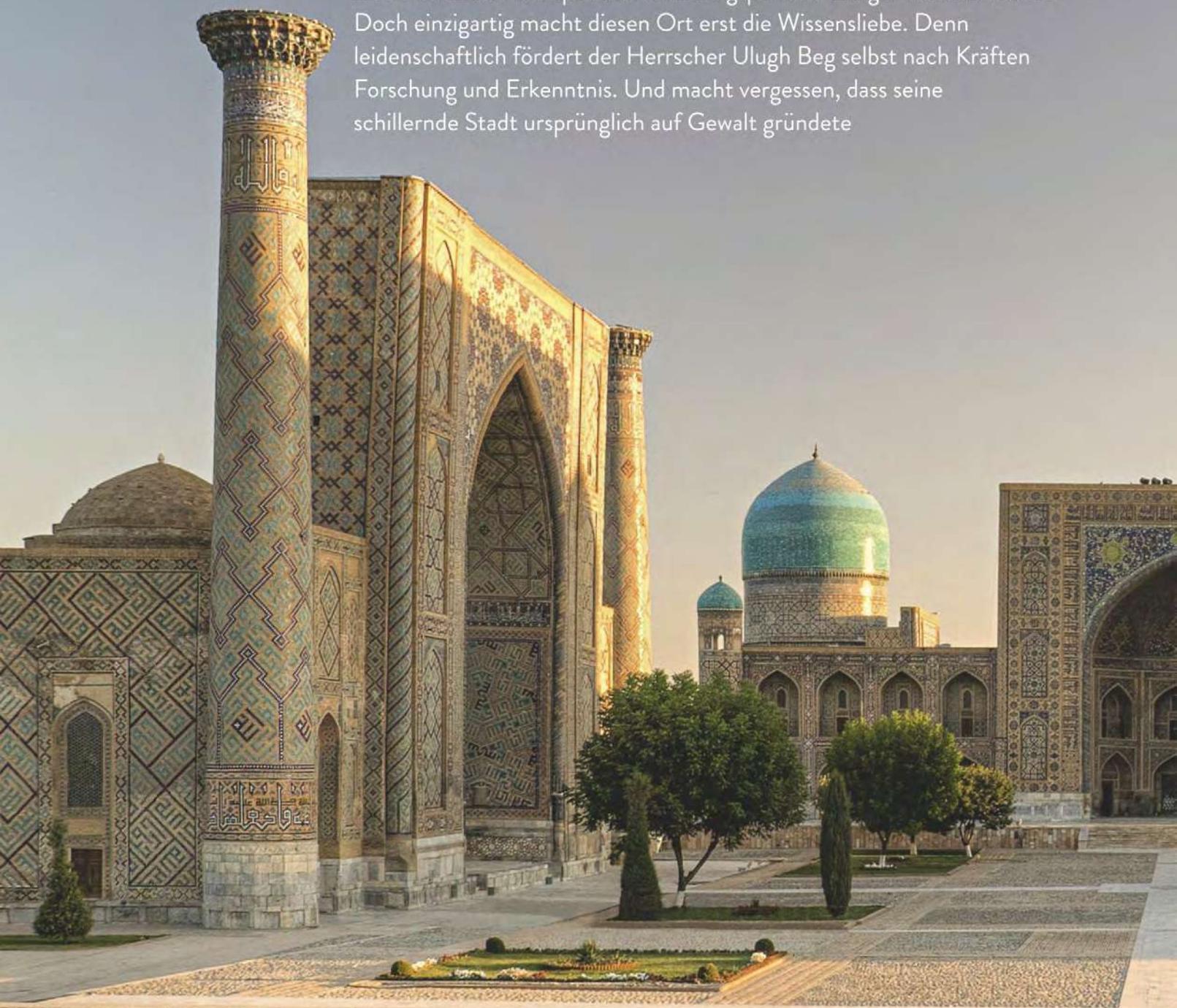
AUF UNVERWECHSELBARE WEISE illustrieren
persische Buchmaler in den Metropolen an der Seiden-
straße ihre Manuskripte. Hier eine Episode aus
dem um das Jahr 1000 vom Dichter Firdausi verfassten
»Buch der Könige«, mit dem der Poet die Kultur
der Perser mit der des Islam vereint (Buchmalerei in
der Tradition von Isfahan, 1604) ◇

um 1430

Samarkand

Im GLANZ der

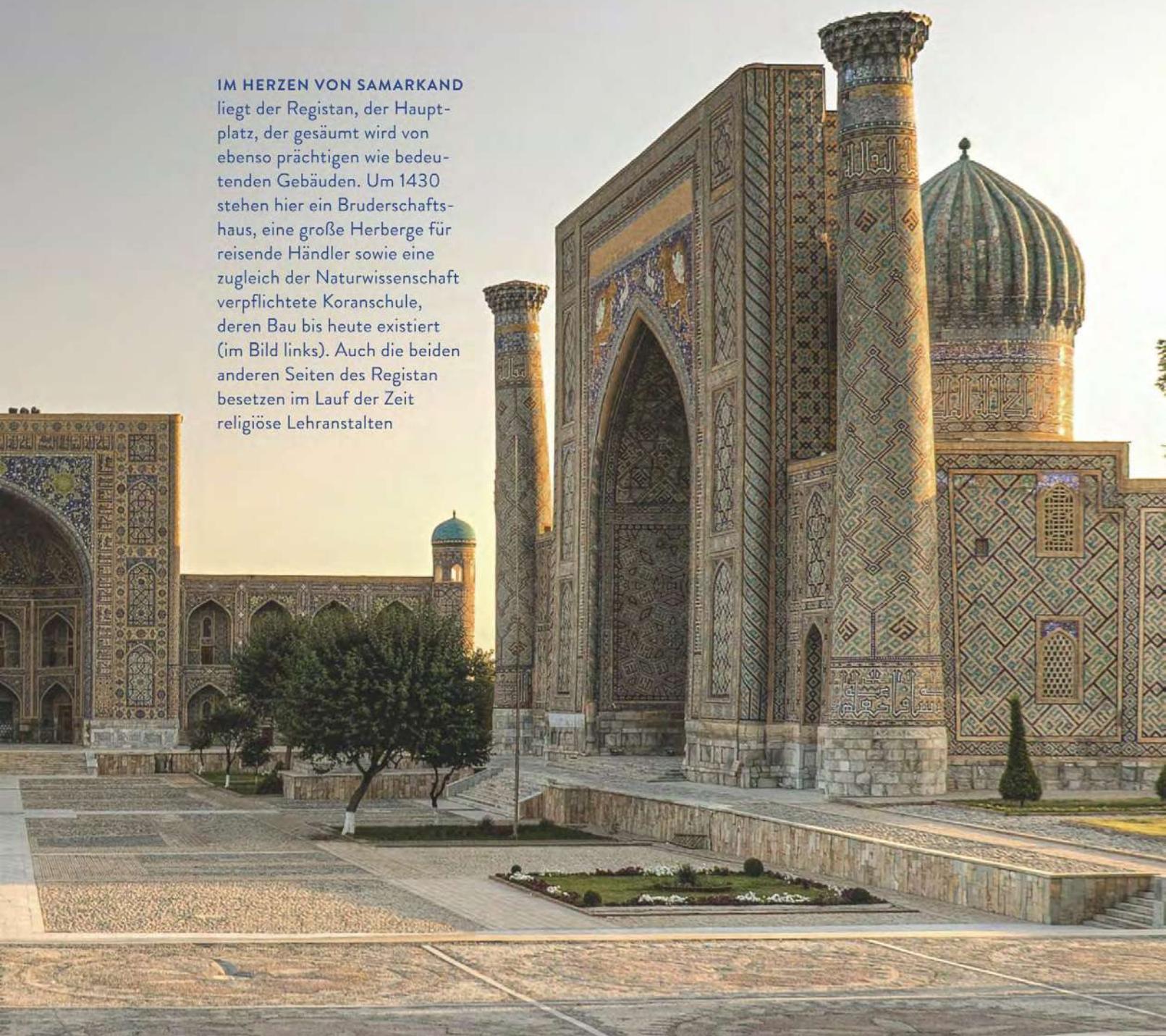
Gewaltige Moscheen hinter prunkvollen Portalen, üppige Basarstraßen, Karawansereien, Werkstätten und Paläste: Im 15. Jahrhundert blüht Samarkand als Metropole am Kreuzungspunkt wichtiger Handelsrouten. Doch einzigartig macht diesen Ort erst die Wissensliebe. Denn leidenschaftlich fördert der Herrscher Ulugh Beg selbst nach Kräften Forschung und Erkenntnis. Und macht vergessen, dass seine schillernde Stadt ursprünglich auf Gewalt gründete



WEISHEIT

IM HERZEN VON SAMARKAND

liegt der Registan, der Hauptplatz, der gesäumt wird von ebenso prächtigen wie bedeutenden Gebäuden. Um 1430 stehen hier ein Bruderschaftshaus, eine große Herberge für reisende Händler sowie eine zugleich der Naturwissenschaft verpflichtete Koranschule, deren Bau bis heute existiert (im Bild links). Auch die beiden anderen Seiten des Registan besetzen im Lauf der Zeit religiöse Lehranstalten



S

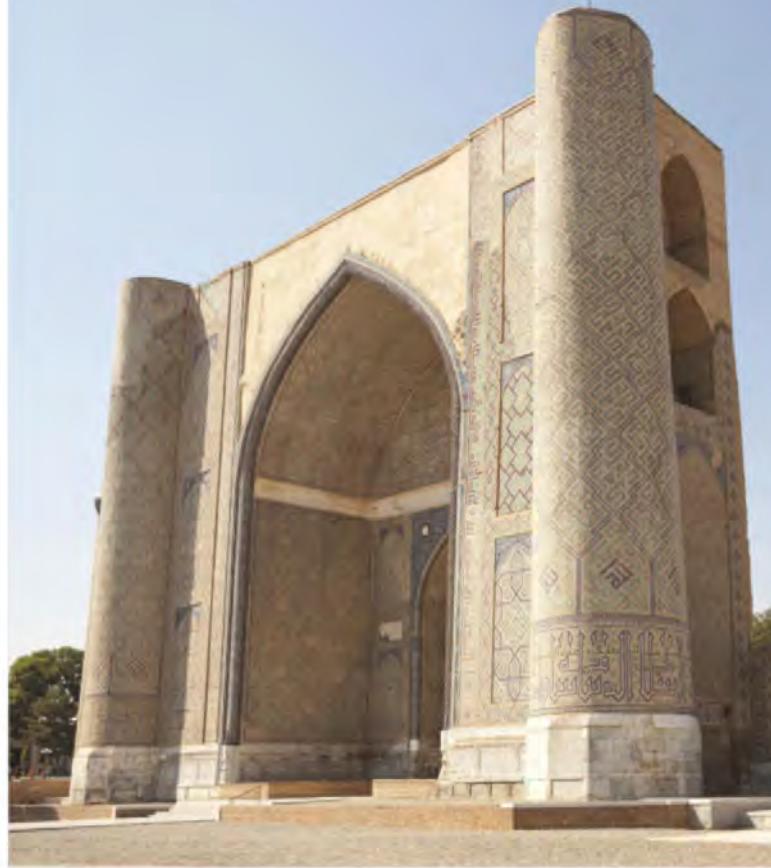
TEXT: Reymer Klüver



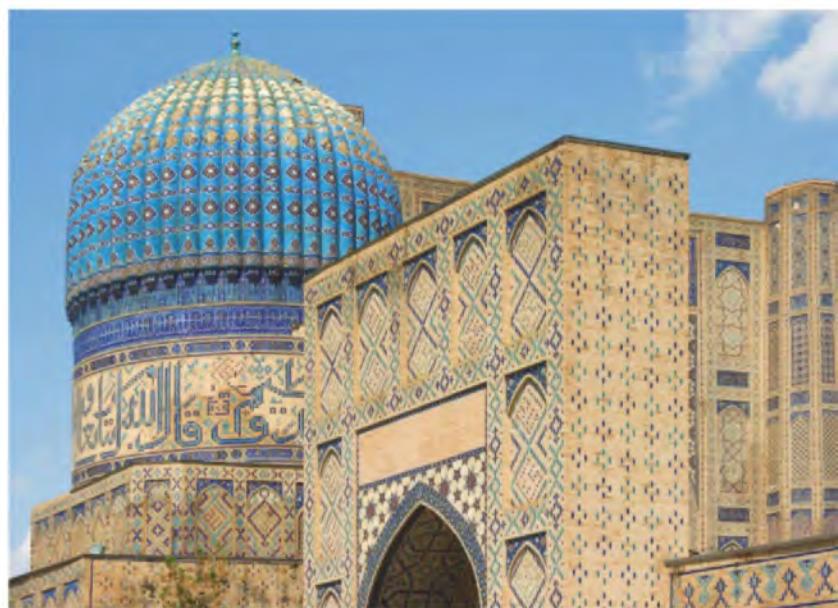
SCHNELLER, IMMER SCHNELLER drehen sich die Derwische im Tanz. Die Arme ausgestreckt, die rechte Hand zum Himmel erhoben, Gottes Güte suchend, die Linke zum Boden gewendet, damit die Gnade des Allmächtigen die irdischen Gefilde erfülle, kreiseln die Anhänger eines muslimischen Sufi-Ordens um die eigene Achse unter der Kuppel. Klänge von Tamburinen und hellen Glocken erfüllen das riesige Rund des prachtvollen, teilweise mit kostbaren roten Tepichen ausgelegten Saals. Männer haben am Rand auf dem Boden Platz genommen, verfolgen gebannt, manche gedankenversunken die wirbelnden Derwische vor ihnen. Vornehme Herren sitzen hier demütig neben einfachen Händlern und Handwerkern, die aus den zahlreichen Basaren und Werkstätten vor der Tür hereingeströmt sind. Eifrige Helfer schöpfen das köstlich kühle, mit Nelken und Tamarinden versetzte Getränk *scharbat* aus einem Krug – und schenken es unter den Anwesenden aus.

Ein Freitagabend in der Bibi-Chanum-Moschee von Samarkand, im frühen 9. Jahrhundert muslimischer Zeitrechnung. Das christliche Abendland schreibt das erste Drittel des 15. Jahrhunderts nach der Geburt des Herrn.

Die Moschee ist nicht irgendein Gebetshaus. Sie gilt zu ihrer Zeit als eine der größten der islamischen Welt. Und ohne Zweifel ist sie die prächtigste. 400, vielleicht sogar 480 Marmorsäulen, so genau lässt sich das heute nicht mehr sagen, schmücken das Bauwerk. Majestätisch strebt das ornamentverzierte Prunkportal am Eingang in



VERZIERT MIT BLÄULICH schimmernden Ziegeln, krönt eine mächtige Kuppel den Komplex der Bibi-Chanum-Moschee von Samarkand (unten). Das Gebetshaus, um 1400 errichtet, zählt damals zu den größten religiösen Bauten der muslimischen Welt – und ist unter Gläubigen in nah und fern bekannt



DIE MAJESTÄTISCHEN

Portale der Bibi-Chanum-Moschee künden vom Reichtum des Herrscherhauses, das durch die Steuern aus dem Fernhandel zu beachtlichem Wohlstand gekommen ist – und von der Verehrung Gottes: In Samarkand versuchen besonders viele Sufi-Anhänger, dem Allmächtigen etwa durch ekstatischen Tanz nahezukommen (unten)



die Höhe, fast 40 Meter. Dahinter überragt ein mit blau-grün glasierten Ziegeln bedeckter Kuppelbau alle Bäume und Häuser der Handelsmetropole an der Seidenstraße, ein erhabener Anblick. Die gewaltigen Dimensionen des Monuments sind ohne Beispiel.

Wie so vieles in jenen Jahren außergewöhnlich ist an dieser Stadt, gelegen inmitten einer uralten Oase im zentralasiatischen Zweistromland zwischen den Flüssen Amudarja und Syrdarja. Besonders intensiv und leidenschaftlich etwa wird in Samarkand produziert, gefeilscht und getauscht. Aber auch mit bemerkenswerter Inbrunst Gott verehrt: Ehrfurchtsvoll verfolgen die Gläubigen hier die mystischen Ekstasen der Sufi-Tänzer. Viele Derwische kommen in die schillernde Metropole, um in den Chanaqahs, den Konventen der einzelnen Bruderschaften, ihre Kunst zu vervollkommen.

Doch Samarkand ist um 1430 nicht nur ein Zentrum des Handwerks, des Handels und des Glaubens – es ist die wohl unangefochtene Hochburg der Wissenschaften jener Epoche. Aus weit entfernten Orten strömen Studenten und ihre Lehrmeister in die Koranschulen der Stadt, wo diskutiert wird wie nie. Längst sind die Medresen keine reinen Institute für das Studium der heiligen Schriften der Muslime mehr, sondern freigeistige Universitäten, Orte der Lehre und der Forschung, in denen die Grenzen des Wissens immer wieder verschoben werden.

Die Gelehrten hier suchen nicht weniger als Gottes Schöpfung zu ergründen, die ewigen Gesetze der kosmischen Ordnung.

Samarkand zieht Forscher an wie ein Magnet. Das ist vor allem das Verdienst seines Herrschers, der nicht nur die Wissenschaften fördert, sondern auch die Künste: Ulugh Beg, übersetzt der „Große Herrscher“, Denkerfürst und Oberhaupt von Samarkand, dereinst auch „Astronomenprinz“ genannt.

Die Metropole erlebt goldene Jahrzehnte. Eine Ära des ungebremsten Forscherdrangs. Eine Blütezeit von Kunst und Kunsthandwerk. Und offenbar von vergleichsweise großer Harmonie und Eintracht: „Seit den Zeiten Adams bis heute kann keine Ära, keine Periode, ja nicht einmal ein Jahr oder ein Moment genannt werden, in denen die Menschen so viel Frieden und Ruhe genießen

konnten“, schreibt ein früher Chronist der Epoche. Dabei liegt grobe Gewalt in den Ursprüngen der Metropole.

Denn Samarkand verdankt seinen Aufstieg einem der gefürchtetsten Eroberer der zentralasiatischen Geschichte: Timur. Sein Name bedeutet in der Sprache der Turkvölker „der Eiserne“. Und tatsächlich erschafft der Sohn des Anführers eines ursprünglich mongolischen Nomadenstammes binnen weniger Dekaden mit schierer

JENE, DIE DEM HERRSCHER NUTZEN KÖNNEN, WERDEN VERSCHLEPPT. DIE ANDEREN VERKAUFT ODER GETÖTET

Willenskraft und erbarmungsloser Grausamkeit aus den Trümmern des einst von Dschingis Khan begründeten Weltreichs ein neues Imperium (siehe Seite 90).

Timur entstammt dem Barlas-Clan, der im Süden des heutigen Usbekistan sesshaft geworden war und Tschagatai, die Sprache der dortigen Turkvölker, angenommen hatte. In Kesch, heute Schahr-i-Sabs, wird Timur 1336 geboren. Schon als junger Mann zieht er sich im Kampf so schwere Verletzungen zu, dass er den rechten Arm und das rechte Bein nicht mehr voll bewegen kann. Daher nennt man ihn Timur „den Lahmen“. Ein Name, der all den Schrecken verschleiert, den er über die Menschen Zentralasiens bringen wird.

Denn Timur ist von mörderischem Ehrgeiz getrieben. Nach und nach schaltet er alle Rivalen aus, die ihm die Hoheit über das Stammesland im heutigen Usbekistan streitig machen könnten. Er baut ein schlagkräftiges Heer mit Kriegern auf, die nur ihm verpflichtet sind und denen er in Aussicht stellt, was bei gedungenen Kämpfern seit jeher am besten verfängt: reiche Beute.

Mit dieser Truppe beginnt Timur in den 1370er Jahren einen gewaltigen Eroberungszug, dessen Kunde sogar bis ins Abendland dringt. Timur zerschlägt das von den Nachfahren Dschingis Khans geführte Reich der



EIN VORFAHR ULUUGH BEGS, der Dynastiegründer Timur, hat Samarkand einst zur Hauptstadt seines Reiches erhoben, das er in brutalen Eroberungskämpfen wie hier gegen Truppen eines Sultans immer weiter vergrößert. Timur lässt seine Metropole prächtig ausbauen – von Architekten und Arbeitern, die er anwirbt oder in seinen Dienst zwingt

Goldenen Horde, brandschatzt Delhi, Bagdad und Damaskus und steht bei seinen Feldzügen auch einmal kurz vor Moskau oder dem kleinasiatischen Smyrna. Zu Beginn des 15. Jahrhunderts regiert er ein Imperium, das sich von Zentralasien bis zum Indischen Ozean und über den Iran und Mesopotamien bis an den Kaukasus erstreckt.

Wer Widerstand leistet, wird getötet. Bewohner einer aufständischen Stadt im heutigen Iran lässt er bei lebendigem Leib in einen Festungsturm einmauern. Auf Timurs Befehl errichten seine Soldaten in der iranischen Provinz Isfahan schaurige Türme aus den abgeschlagenen Köpfen von Aufständischen, angeblich sind es 70 000.

Timurs Vorgehen folgt oft einem grausamen Muster: Hat er eine Stadt erobert, lässt er die Bevölkerung vor die Mauern treiben und mit Hilfe williger Kollaboratoren befragen. Wer Gelehrter ist, geschickter Handwerker oder begabter Künstler, wird ausgewählt und in Timurs Reich verschleppt. Die meisten anderen Einwohner aber werden umgebracht oder als Sklaven verkauft. Manchen eroberten Ort aber lässt Timur restlos schleifen, so wie Urgantsch am Rand der Wüste Karakum im heutigen Turkmenistan. Auf dem Trümmerfeld der Stadt säen seine Männer Gerste aus.

Einen besonders fruchtbaren und strategisch günstig gelegenen Platz aber hat Timur auserkoren, die Kapitale seines neuen Reichs zu werden: die Oase von Samarkand.

BEREITS MITTE DES 1. Jahrtausends v. Chr. gab es hier eine Siedlung, deren Name wohl „steinerne Stadt“ bedeutet. Samarkand profitierte schon damals von seiner Lage an einer Handelsroute zwischen Osten und Westen, die bald in das große Netz der Seidenstraße eingewoben werden sollte. Der makedonische Eroberer Alexander der Große residierte hier im 4. Jahrhundert v. Chr. Lange galt Samarkand als eines der schillerndsten Zentren der Sogder (siehe Seite 50), 712 eroberten Muslime die Stadt. Doch wer auch immer sie unter Kontrolle hatte: Sie florierte stets weiter – bis 1220 die Mongolen kamen. Weit mehr als 100 000 Menschen lebten wohl damals in ihren Mauern. Dschin-



gis Khans Soldaten töteten die meisten von ihnen und zerstörten die Metropole fast gänzlich.

Danach wurde etwas weiter südlich ein neues Samarkand aufgebaut; ein paar Zehntausend Menschen wohnen hier in einfachen Lehmhäusern mit flachen Strohdächern. Doch Timur, der das Erbe des mächtigen Eroberers Dschingis Khan beansprucht, hat Großes mit dem Ort im Sinn: Er will den Glanz der alten Seidenstraßenmetropole am Kreuzungspunkt der Fernhandelswege, die hier aus allen Himmelsrichtungen zusammenlaufen, wieder auflieben lassen.

Und so werden auf sein Geheiß bald Zehntausende Spezialisten nach Samarkand gezwungen oder angeworben: Architekten, Bildhauer, Steinmetze und Stuckateure aus Delhi, Isfahan und Aserbaidschan. Mosaiksetzer aus Schiras und Gelehrte aus Täbris. Glasbläser, Schneider, Weber und Töpfer aus Bagdad und Damaskus. Bogenmacher aus Kleinasien und Waffenschmiede aus Syrien. Schmuckmacher werden zwangsrekrutiert, ebenso Falkner, Schreiner und Maler, Hufschmiede und Färber.

Der schiere Wille des Herrschers macht Samarkand zu einem multikulturellen Zentrum. Alle stehen in seinen Diensten. Handwerker fertigen Rüstungen und Armbrüste für seine Armeen. Baumeister planen die neue Zitadelle von Samarkand und die neun Kilometer messende Mauer zur Sicherung der Hauptstadt. Vor allem aber lassen sie Moscheen und Paläste zum Ruhm des Herrschers errichten.

Um die Wende zum 15. Jahrhundert leben in Samarkand bereits wieder 150 000 Einwohner, in den Vororten um die ummauerte Stadt mindestens noch einmal so viele, teilweise unter erbärmlichen Umständen: Manche der Verschleppten hausen hier in Höhlen und Hütten.

ALS TIMUR 1405 auf einem Feldzug stirbt, setzt sich sein jüngster Sohn Schah Ruch als Nachfolger durch. Der allerdings residiert lieber im afghanischen Herat und macht 1409 seinen ältesten Spross Ulugh Beg zum Statthalter über das Land „Ma wara an-Nahr“ – arabisch für „jenseits des Flusses“, der Name der Region östlich des Amudarja – und damit über das Kernland der nach ihrem Begründer benannten Dynastie der Timuriden, mit Samarkand als Zentrum. Ulugh Beg herrscht weitgehend autonom, aber die Oberhoheit hat sein Vater. Und so zeigen die Münzen, die er schlagen lässt, stets auch den Namen des Vaters, neben seinem eigenen.

Unter Ulugh Beg also setzt sich die Blüte Samarkands fort. Zwar attackieren immer wieder Reiterhorden

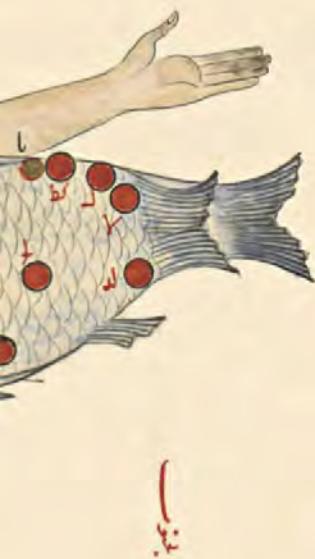
مَعَ كُوْكَبِ السَّمَكَةِ الْشَّمَائِلِنَا الَّتِي وَصَفَهَا
بِوَضْعَ عَلَيْهِ فِي الْبَيْمَاءِ
الْمَذْبَبُ



المشرق

ULUGH BEG unterstützt nicht nur die Wissenschaften, ihn treibt selbst der Forschergeist. Besonders der Lauf der Himmelskörper beschäftigt den Herrscher. Er lässt die bedeutendsten astronomischen Schriften für seine Bibliothek kopieren (hier eine Darstellung der Konstellationen Andromeda und Fische aus einem der Manuskripte). Vor allem aber entsteht unter seiner Ägide ein neuer Sternenkatalog, der in seinen Daten und Darstellungen präziser ist als alle vorherigen Werke.

كُوكَنَة الْمَسْلِكَةِ
بِطَلْبِي



UM STAND und Bewegung der Sterne so exakt wie möglich berechnen zu können, lässt Ulugh Beg außerhalb der Stadt ein Observatorium mit einem riesigen steinernen Sextanten darin erbauen (im Bild der heutige Zugang zu der unterirdischen Anlage)

KNIEND GIBT Ulugh Beg dem Schreiber neben ihm Anweisungen. Sogar komplizierteste Formeln sind dem intellektuellen Fürsten nicht fremd (Detail aus einer persischen Illustration)



aus der weiten asiatischen Steppe sein Reich. Doch die Truppen der Timuriden kontrollieren noch immer alle wichtigen Karawanenstraßen, die sich in Samarkand kreuzen: jene aus Indien im Süden, aus Iran im Südwesten und Kleinasien im Westen, aus China im Osten und den Gebieten der Goldenen Horde im Norden. Ein Großteil des asiatischen Fernhandels verläuft über Samarkand.

Die Steuern auf die Waren sind die vermutlich wichtigste Einnahmequelle des Herrscherhauses. Die Einkünfte ermöglichen es, prächtige Monumente zu errichten, etwa die bereits 1399 von Timur selbst begonnene Bibi-Chanum-Moschee, deren gewaltige Kuppel die ebenso gewaltige Macht ihres Erbauers bezeugt. So ist an einem weiteren Gebäude Timurs in der Stadt ein arabisches Sprichwort in die Steine eingelassen: „Wenn du etwas über uns wissen willst, studiere unsere Bauwerke.“

Jetzt, etwa ein Vierteljahrhundert später, spricht der Chatib, der Freitagsprediger, oben auf der Kanzel der Bibi-Chanum-Moschee schon lange im Namen von Timurs Enkel Ulugh Beg. Das Gebetshaus strahlt in vollem Glanz. Prächtige Mosaikfliesen zieren die Eingangsportale, hellblau gleißen die glasierten Keramikziegel der Kuppeln im Sonnenlicht, golden leuchten die Inschriften zum Lob des Allmächtigen. 109 mal 167 Meter misst das Gebäude. Ein riesiges steinernes Pult bietet Platz für einen monumentalen Koran mit metergroßen Buchseiten.

Und wenn die Gläubigen ihre Augen gen Himmel wenden, erblicken sie im Kuppelfirmament blau und golden eingefärbte Tapeten aus feinstem Papier. Die Papiermühlen der Stadt produzieren den begehrtesten Schreibstoff in der gesamten islamischen Welt. Die Kunst seiner Herstellung ist im 8. Jahrhundert über die Handelswege aus China nach Samarkand gelangt und hat sich von hier aus weiter nach Westen verbreitet. Aber die Papiermacher in Samarkand benutzen mehr Hanf, Flachs und Lappen als die chinesischen Meister und weniger pflanzliche Fasern, etwa vom Bambus, um daraus ihre Blätter zu schöp-



fen. Das macht die fertigen Bögen aus Samarkand besonders hochwertig und beliebt sogar im Abendland und in anderen Gegenden im Westen – wohin sie über die Routen der Seidenstraße gelangen und wo sie bald Papyrus und Pergament als Schreibgrundlage verdrängen.

Wer nun, nach Freitagsgebet und Einkehr, aus dem Portal der großen Bibi-Chanum-Moschee hinaustritt, dem schlägt jäh Lärm entgegen: Die Gewölbe der sich direkt anschließenden, überdachten Basarstraße hallen wider von den Rufen der Händler, vom Feilschen um den

FÜR DIE NEUEN BASARSTRASSEN MÜSSEN DIE ALten LEHMBAUTEN WEICHEN. UND DEREN BEWOHNER

besten Preis und vom Jammern der Kundschaft über dessen noch immer unangemessene Höhe. Erst vor Kurzem sind mehrere dieser Marktwege auf Geheiß des Herrschers wie Schneisen durch das Gewirr der alten einfachen Lehmgebäude Samarkands geschlagen worden – gegen den Willen der Bewohner, die kaum Zeit hatten, ihr Hab und Gut vor den Abrisskommandos in Sicherheit zu bringen. Gleich Strahlen eines Sterns führen die Basarstraßen nun vom Zentrum, dem Registan, nach außen, zu den sechs Toren der Stadt. Das Eiserne Tor mit der benachbarten Bibi-Chanum-Moschee ist eines von ihnen.

Waren aus aller Welt liegen zum Verkauf aus in den Arkaden, deren Gewölbe die drückende Sommerhitze abhalten: Leder und Leinen aus Russland; Seide und Moschus, Spiegel, Silber, Diamanten und Porzellan aus China. Exotische Gewürze, einige über Indien nach Samarkand gehandelt, verbreiten ihren Duft, Nelken und

ANDERS ALS sein Großvater Timur ist Ulugh Beg, der in dieser Miniatur Gericht hält, kein rabiater Eroberer, sondern ein Herrscher, der sich lieber den feinsinnigen Ausdrucksformen der Zivilisation widmet. So bevölkern auch Dichter und Musiker, Maler und Schauspieler seinen ausgesprochen weltlichen Hof

GESCHÜTZTE STADT



SÜDLICH einer Vorgängersiedlung entsteht das neue Samarkand, umschlossen von einer neun Kilometer langen Mauer

Muskat, Zimt und Ingwer. Daneben im Angebot: Türkisteine aus den Minen im iranischen Nischapur und leuchtende Rubine aus der Region Badachschan im Hindu-Kusch. Und Wein aus eigener Produktion in Samarkand.

Die aus stets zwei Räumen bestehenden Geschäfte – Lager und Schaufenster zugleich – finden sich zu beiden Seiten der Basarstraßen. Vor jedem Laden steht eine hohe Steinbank zur Präsentation der Waren. In regelmäßigen Abständen versorgen Brunnen die Kaufleute und Bummelnden mit Trinkwasser. Und es ist wohl kein Zufall, dass die überwölbten Passagen dem Basar von Isfahan ähneln: Verschleppte Architekten aus Persien haben sie wahrscheinlich erbaut.

Zwischen den neuen Basarstraßen erstreckt sich immer noch das verwirrende Netz aus winkeligen Gassen. Dort stehen die aus Lehmziegeln errichteten Wohnhäuser Samarkands, kleine Moscheen für die Nachbarschaft sowie Maktabs, die Grundschulen für die Jungen.

Gut 600 Meter von der Bibi-Chanum-Moschee entfernt öffnet sich die Handelsstraße, die vom Eisernen Tor in Richtung Zentrum führt, zu einem weiten Areal: dem Registan – dem pulsierenden Herz der Stadt. Ein Platz voll von Menschen, die Luft rauchgeschwängert vom Dunst Hunderter kleiner Werkstätten, die allesamt offenes Feuer für ihr Handwerk benötigen: darunter Glasbläser, Töpfer und Kunstschniede, aber auch Apotheker.

Umsäumt wird der Registan damals von drei gewaltigen Gebäuden, die Ulugh Beg hier zwischen den Jahren

1417 und 1421 hat errichten lassen: eine große Chanaqah, Heimstatt für einen der zahlreichen Sufi-Orden am Ort. Dazu eine riesige Karawanserei, die für die Region so typische Kombination von Herberge, Stall und Handelsplatz. Kaufleute steigen dort ab, stellen ihre Esel oder Kamele unter und bleiben meist so lange, bis sie ihre Waren verkauft haben.

Als Letztes die Medrese, die Koranschule, eine Bastion des Glaubens und des Weltwissens zugleich. Über ihrem Haupteingang erhebt sich ein Portal mit himmelsblauen Keramikfliesen, auf denen eingelassene helle Steine funkeln – ein Abbild des bestirnten Firmaments. Wer hier hinaufblickt, schaut in Ehrfurcht auf zu Gottes Werk, auf Symbole der von ihm erschaffenen Himmelskörper, deren Bahn der Mensch nicht zu beeinflussen vermag.

ULUGH BEG IST KEIN Eroberer wie sein Großvater, es fällt ihm sogar zunehmend schwer, Raubbanden von den Karawanenwegen seines Herrschaftsbereichs fernzuhalten. Doch der Enkel des großen Kriegerfürsten expandiert auf anderen Gebieten: Für ihn liegen die wahren Schätze in den Gefilden des Geistes und der Naturgesetze. Über dem Eingang seiner Medrese am Registan hat er eine Inschrift anbringen lassen, die wohl sein Lebensprogramm umschreibt: „Dieses Portal wurde errichtet, um dem Paradies zu ähneln. Darin finden sich die Lehrer der Wahrheiten der Wissenschaften.“

Hinter dem Tor der Medrese öffnet sich ein großer Innenhof; in steinernen Becken plätschert Wasser. Ein Gebetssaal und insgesamt vier Räume für Vorlesungen schließen sich an sowie 50 kleine Schlafkammern für je zwei Studenten, die von Ulugh Beg selbst als Stipendiaten ausgewählt worden sind. In einem der Lehräle kann man ihn mitunter persönlich antreffen, wie er mit Studenten und Gelehrten mathematische Probleme diskutiert oder komplizierte astronomische Gleichungen präsentiert.

Die Sternenkunde und die Welt der Zahlen sind Ulugh Begs große Leidenschaft. Sein Großvater Timur konnte weder lesen noch schreiben. Ulugh Beg aber ist ein Intellektueller, mit offenbar enormem Gedächtnis. Er kann den Koran

LITERATURTIPPS

WILFRID BLUNT

»The Golden Road to Samarkand«

Reich bebilderte Geschichte der Region (Hamish Hamilton).

PETER FRANKOPAN

»Licht aus dem Osten«

Kluges Buch darüber, wie viel Europa den Kulturen Asiens verdankt (Rowohlt).



Lesen Sie auch »Isfahan:

Das Paradies auf Erden«

(aus GEO EPOCHE Nr. 99)

über eine weitere muslimische Metropole auf www.geo-epoch.de

IN KÜRZE

Die Herrschaft von Fürst Ulugh Beg bringt Samarkand, der Hauptstadt und Handelsmetropole des Timuridenreiches, Anfang des 15. Jahrhunderts eine Zeit des Friedens und besonderen Gedeihens. Künstler und vor allem Forscher machen den Ort im heutigen Usbekistan zu einer Hochburg der Wissenschaften und der geistigen Offenheit. Und begründen so seinen geradezu märchenhaften Ruhm.

auswendig rezitieren, von der ersten bis zur letzten Sure. Als sein Leibdiener einmal das Jagdbuch verlegt, in dem der Herrscher alles von ihm zur Strecke gebrachte Wild sorgsam festgehalten hat, diktiert Ulugh Beg einem Schreiber alle Einträge aus der Erinnerung. Und als schließlich das Original des Buchs wieder auftaucht, so schreiben jedenfalls die Chronisten, weist die nach seinen Angaben gefertigte Kopie nicht die kleinste Abweichung auf.

Ulugh Beg spricht, so sagt man, fünf Sprachen, vermag sogar reitend komplizierte astronomische Kalkulationen anzustellen. Die Bibliothek in Samarkand, die zu seiner Zeit entsteht, soll 15 000 Bände zählen. Zudem umwirbt der Herrscher Ärzte und lässt Krankenhäuser errichten, verfasst selbst eine schmale medizinische Abhandlung. Auch Gedichte bringt er zu Papier. Und fördert zahlreiche andere Dichter, die er nach Samarkand einlädt und anhält, auf Persisch und auf Tschagatai zu schreiben, der Sprache aus dem Kernland der Timuriden.

In Ulugh Begs Diensten stehen Miniaturmaler und Meister der Kalligrafie – einer im Islam hoch angesehenen Kunst. An seinem Hof arbeiten Musiker aus nah und fern. Es gibt Konzerte mit persischer Musik und Melodien aus den Reichen der Turkvölker; mongolische und chinesische Töne erklingen; sogar Musik aus dem Altai-Gebirge.

Überhaupt herrscht viel Lebensfreude in dieser Zeit. Die Hamams, die Badehäuser der Stadt, mit teuren Mosaiken ausgestattet, bieten Entspannung. Ulugh Beg lässt am Registan eigens ein Bad bauen, um dort mit Freunden zusammenzutreffen. In den Brunnen der königlichen Paläste schwimmen zuweilen leuchtend rote Äpfel im Wasser. Das Obst aus der Oase ist weithin für seine Qualität berühmt.

Große Parks mit verheißungsvollen Namen wie „Garten des Paradieses“ oder „Garten des neuen Tags“ liegen außerhalb Samarkands. Zum „Garten des leichten Herzens“ führt eine Platanenallee direkt vom Türkis-Tor der Stadt. In einem der Gärten lässt Ulugh Beg sich ein Lustschloss errichten; die Wände im Bankettsaal schmücken achtzellige Porzellanfliesen aus China, kobaltblau auf weißem Grund, die per Karawane über Tausende von Kilometern hierher transportiert worden sind.



NOCH HEUTE zeugt das Gebäude der Lehranstalt, die Ulugh Beg am Registan errichten lässt, von der Wertschätzung, die der Herrscher einst Bildung und Wahrheitsfindung zugesetzt hat. Der Eingang solle dem Paradies ähneln, so eine Inschrift

Im Sommer lädt der Statthalter in Samarkand mitunter zu ausgelassenen Festen in die Gärten und Grünflächen vor den Toren; weinselige Gelage, die sich über Tage, mitunter sogar Wochen erstrecken können. Prozessionen und Konzerte unterhalten die Gäste, Ringer, Reiter und Artisten, Schauspieler und Komiker treten auf – alles Ausdruck einer weltlichen Orientierung, die ihresgleichen sucht in der damaligen islamischen Welt.

HIER VOR DEN TOREN findet sich auf einem Felsenhügel auch das ungewöhnlichste Bauwerk der ganzen Stadt: ein Observatorium zur Himmelsbeobachtung, der steinerne Ausdruck von Ulugh Begs unermesslichem Forschergeist, ein Tempel des Wissens. In den 1420er Jahren hat er das dreistöckige Gebäude errichten lassen, dessen Zentrum ein gewaltiger gemauerter Sextant bildet, ein Instrument zur Vermessung der Positionen von Sonne und Sternen am Himmel. (Erst später wird man handliche Sextanten aus Metall fertigen.) 40 Meter umfasst der Radius des mit Marmorplatten belegten Kreissektors des monumentalen Messgerätes, der untere Teil ist zehn Meter tief ins Gestein geschnitten. 70 Zentimeter auf dem Innenrund des Kreisabschnitts entsprechen einem Grad. Neben den Gradangaben sind dort auch Sternzeichen eingetragen.

Ulugh Beg und die bis zu 70 Astronomen, die wohl in seinen Diensten stehen, vermessen hier die Positionen von etwa 1000 Sternen. In seinem Auftrag erstellen sie

gemeinsam in Jahrzehntelanger Arbeit einen einzigartigen Sternenkatalog, den wohl genauesten ihrer Zeit. Noch über 200 Jahre später wird die voluminöse Himmelstabelle, in lateinischer Übersetzung als „Tabulae long. ac lat. stellarum fixarum, ex observatione Ulugh Beighi“ in Europa wegen ihrer Vollständigkeit und Präzision Furore machen.

1441 wohl ist das Mammutwerk vollendet. Sechs Jahre später stirbt Ulugh Begs Vater Schah Ruch. Wie bereits nach dem Tod Timurs entbrennen erbitterte Kämpfe um die Nachfolge des obersten Anführers der Timuriden. Ulugh Beg kann sich zunächst gegen die Konkurrenten durchsetzen – bis sich sein eigener Sohn gegen ihn erhebt. In einer Feldschlacht um die Herrschaft unterliegt Ulugh Beg, der nie ein Krieger war, dem eigenen Kind. Der Sohn verschont zunächst das Leben des Vaters, schickt ihn auf Pilgerfahrt nach Mekka. Doch es ist eine Falle. Kurz nach Ulugh Begs Abreise 1449 lässt sein Sohn ihn heimtückisch von einem gedungenen Mörder aufgreifen und angeblich enthaupten.

Der Stern Samarkands und der Timuriden beginnt zu sinken. Ohne seinen großen Förderer wird das Observatorium bald geschlossen und schon im 16. Jahrhundert endgültig zerstört. Auch die große Bibi-Chanum-Moschee, die so gewagt gen Himmel strebte und in der Derwische kreiselnd die Nähe zu Gott suchten, nimmt Schaden. Erdbeben bringen Teile des Gebäudes zum Einsturz (im 19. Jahrhundert zerfällt sie vollends zur Ruine). Zwar lassen auch spätere Herrschergeschlechter noch in Samarkand bauen, so werden etwa im 17. Jahrhundert zwei weitere prächtige Koranschulen am Registan errichtet. Doch sie alle orientieren sich nur an Ulugh Begs Prachtbau, der unübertroffen bleibt.

Auch die Esels- und Kamelkarawanen ziehen zunächst weiterhin nach Samarkand. Allmählich allerdings verlieren sie ihre Bedeutung für den transkontinentalen Handel. Anfang des 16. Jahrhunderts erreichen die ersten europäischen Seefahrer Chinas Küsten (siehe Seite 128). Der Warenaustausch zwischen Ost und West, zwischen Asien und Europa verlagert sich mehr und mehr auf die Meere. Und so geraten die Städte Zentralasiens im Abendland allmählich in Vergessenheit – werden zu Schemen einer märchenhaft verklärten Vergangenheit.

Der Ruhm Samarkands wurzelt gerade auch in jener Zeit, als Ulugh Beg die Geschicke der Stadt lenkte. Der Herrschaft des feinsinnigen, lebenslustigen Sprosses eines Kriergeschlechts verdankt die Kapitale Timurs ein nie mehr erlangtes Klima geistiger Offenheit in ökonomischem Wohlstand, das Samarkand erst zu dem werden ließ, für das es noch heute gefeiert wird: eine Schnittstelle der Weltkulturen. ◇

**DER PORTUGIESE**

Jorge Álvares erkundet 1513 im Auftrag seines Königs die Seeroute nach China und nimmt dort auf einer Insel vor der Küste den Handel auf. Ihm werden Tausende Europäer folgen

Er hat es geschafft. 1513 erreichen der portugiesische Beamte Jorge Álvares, sein Sohn und ein weiterer Begleiter als erste Europäer mit dem Schiff die Küste Chinas. Ein unfassbarer Triumph für den Mann in Diensten von König Manuel I. Doch Álvares hat nicht nur eine wichtige Seeroute für Portugal eröffnet, seine Ankunft ermöglicht nun auch den direkten Warenaustausch zwischen Europa und China.

Álvares ist ein Mann seiner Zeit: Viele europäische Seefahrer brechen um 1500 zu Entdeckungsfahrten über die Weltmeere auf. Sie suchen den Seeweg nach Indien; unter anderem um die Muslime zu umgehen, die Teile der Seidenstraße kontrollieren und hohe Zölle erheben. Christoph Kolumbus gelangt dabei 1492 nach Amerika. Sechs Jahre später umsegeln Portugiesen Afrika, erreichen Indien, bald darauf Malaysia, beginnen mit Pfeffer zu handeln. Álvares arbeitet als Beamter des Königs vor Ort.

In den Häfen Südostasiens treffen die Europäer auch auf Kaufleute, die Seide und Porzellan aus China anbieten. Die Portugiesen wissen wenig über das sagenhafte Land. König Manuel I. möchte daher mehr darüber herausfinden, auch um abzuschätzen, wie man dort Geschäfte machen kann.

1513 bekommt Álvares in Malaysia den Auftrag, chinesische Schiffe nach China zu begleiten, um dort Handelsbeziehungen zu knüpfen. Nach etwa einem Monat erreicht die kleine Flotte das Delta des Perlflusses, nahe dem heutigen Hongkong. Eine Gegend voller grüner Inseln, über denen oft Dunst hängt. Ausländer dürfen das nahe Festland nicht betreten. Die herrschende Ming-Dynastie fürchtet den Einfluss fremder Kulturen. So macht Álvares' Schiff vor einer Insel nahe der Küste fest – nur von dort dürfen ausländische Seefahrer mit Chinesen handeln. Und wie alle portugiesischen Entdecker errichtet er sogleich eine steinerne Stele mit einem Kreuz darauf, als Herrschaftszeichen seines Königs.

Von der Insel Tamão kann er beobachten, wie mächtig China ist. Er sieht kaiserliche Kriegsschiffe die Küste entlangsegeln, aber auch Händlerschiffe aus anderen Regionen Asiens. Bald kommt er mit chinesischen Kaufleuten zusammen, bahnt erste Geschäfte an, tauscht vermutlich Pfeffer gegen Porzellan, Seide, Brokat und Edelsteine. Noch wichtiger aber: Er sam-

melt Informationen, unterhält sich mit den Händlern, erfährt viel über ihre Sitten. Wissen, das die Portugiesen brauchen, wenn sie dauerhaft mit China handeln wollen.

Nach etwa zehn Monaten segelt er zurück nach Malaysia. Bald erreichen Berichte Europa, dass die Portugiesen China entdeckt haben. „Dort ist der größte Reichtum, den es auf der Welt geben kann“, schreibt etwa ein florentinischer Händler aus Indien zurück in die Heimat. Wiederholt steuern Portugiesen das Perlflussdelta an, auch Álvares ist an Bord. Doch

1519 gehen seine Vorgesetzten nicht so behutsam vor wie er, sie errichten auf Tamão ein Fort und verbieten anderen Kaufleuten den Handel flussaufwärts. Ein portugiesischer Kommandeur schlägt einem chinesischen Beamten, der Steuern eintreiben will und gegen den Bau des Forts protestiert, sogar den Hut vom Kopf.

Als ein neuer Kaiser an die Macht kommt, sind die Europäer schon bald gänzlich unerwünscht, weigern sich aber, das Land zu verlassen. Im Frühjahr 1521 kreuzt ein chinesisches Geschwader vor Tamão und versenkt ein Schiff der Europäer. Noch öfter kommt es in den folgenden Monaten zu Kämpfen, werden Portugiesen getötet oder gefangen genommen.

Álvares erliegt im selben Jahr einer Krankheit. Ein Landsmann, begräbt ihn neben der Stele mit dem Kreuz, die er einst bei seiner Ankunft errichtet hatte.

Es dauert Jahrzehnte, bis die Portugiesen das Vertrauen der Chinesen wiedergewinnen können. 1557 dürfen sie am Perlflussdelta eine Siedlung gründen: Macau.

In den folgenden Jahrzehnten stoßen auch andere Europäer weiter nach Asien vor. Die Spanier errichten Handelsposten auf den Philippinen, die Niederländer auf Taiwan. Immer wieder nutzen die Europäer ihre überlegenen Waffen, um Monopole durchzusetzen. Mit der europäischen Expansion nach Amerika und Asien beschleunigt sich der Niedergang Chinas und der Seidenstraße, die kaum noch genutzt wird. Der direkte Seehandel ist lukrativer als Routen über Land.

Macau bleibt mehr als 400 Jahre lang in Portugals Besitz, erst 1999 fällt es zurück an China. Im Zentrum der Stadt erinnert noch heute eine Statue an den Mann, mit dem das portugiesische Engagement in China begann: Jorge Álvares, Beamter und Händler. ◇

DIE EUROPÄER KOMMEN

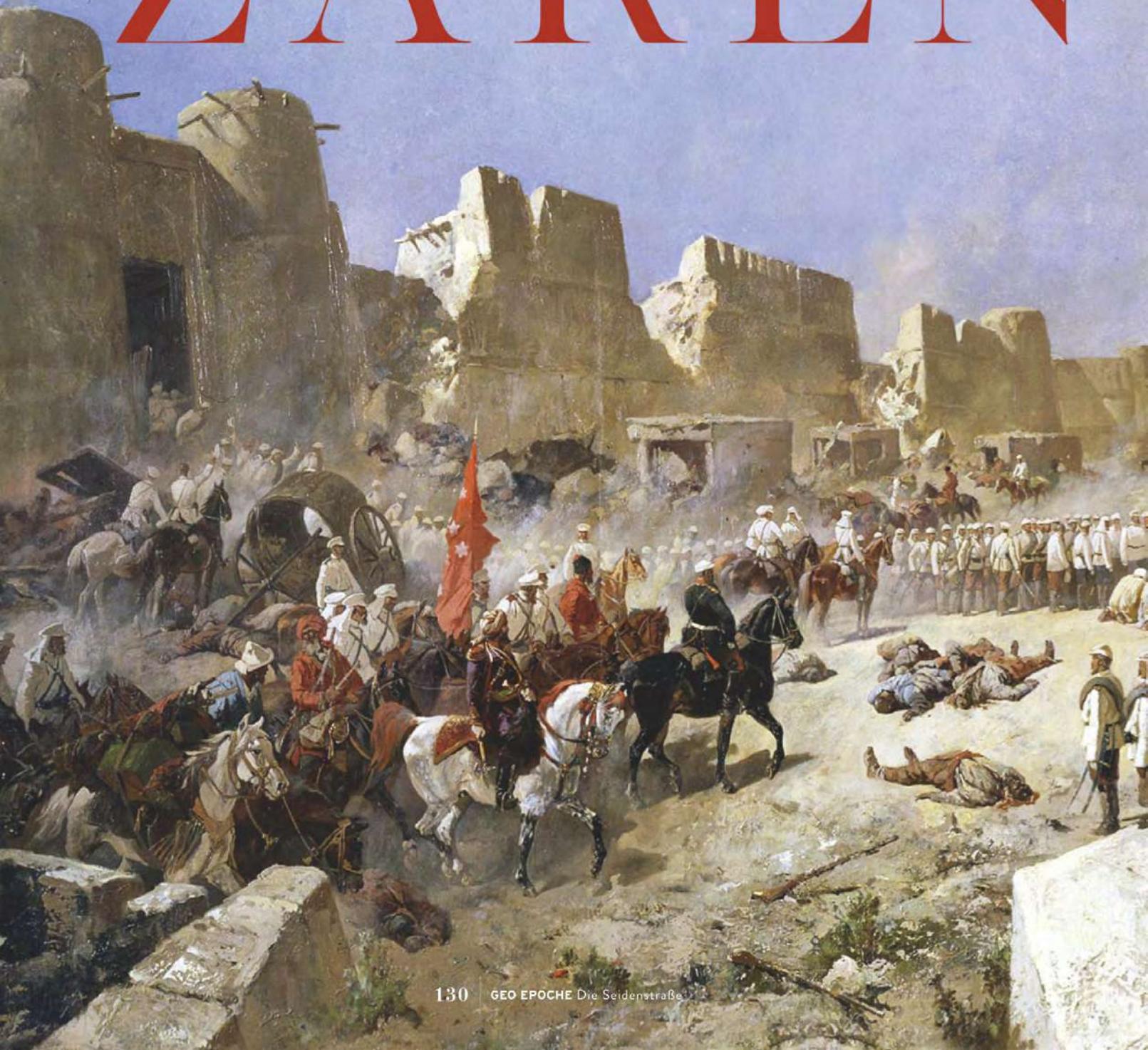
Über Jahrhunderte kontrollieren Mittelsmänner den Warenaustausch zwischen Europa und Asien. Um sie zu umgehen, machen sich europäische Kaufleute um 1500 auf die Suche nach einem Seeweg gen Osten – mit Folgen auch für die Seidenstraße

TEXT: Frederik Seeler ILLUSTRATION: Timo Zett

1873

Russische Expansion

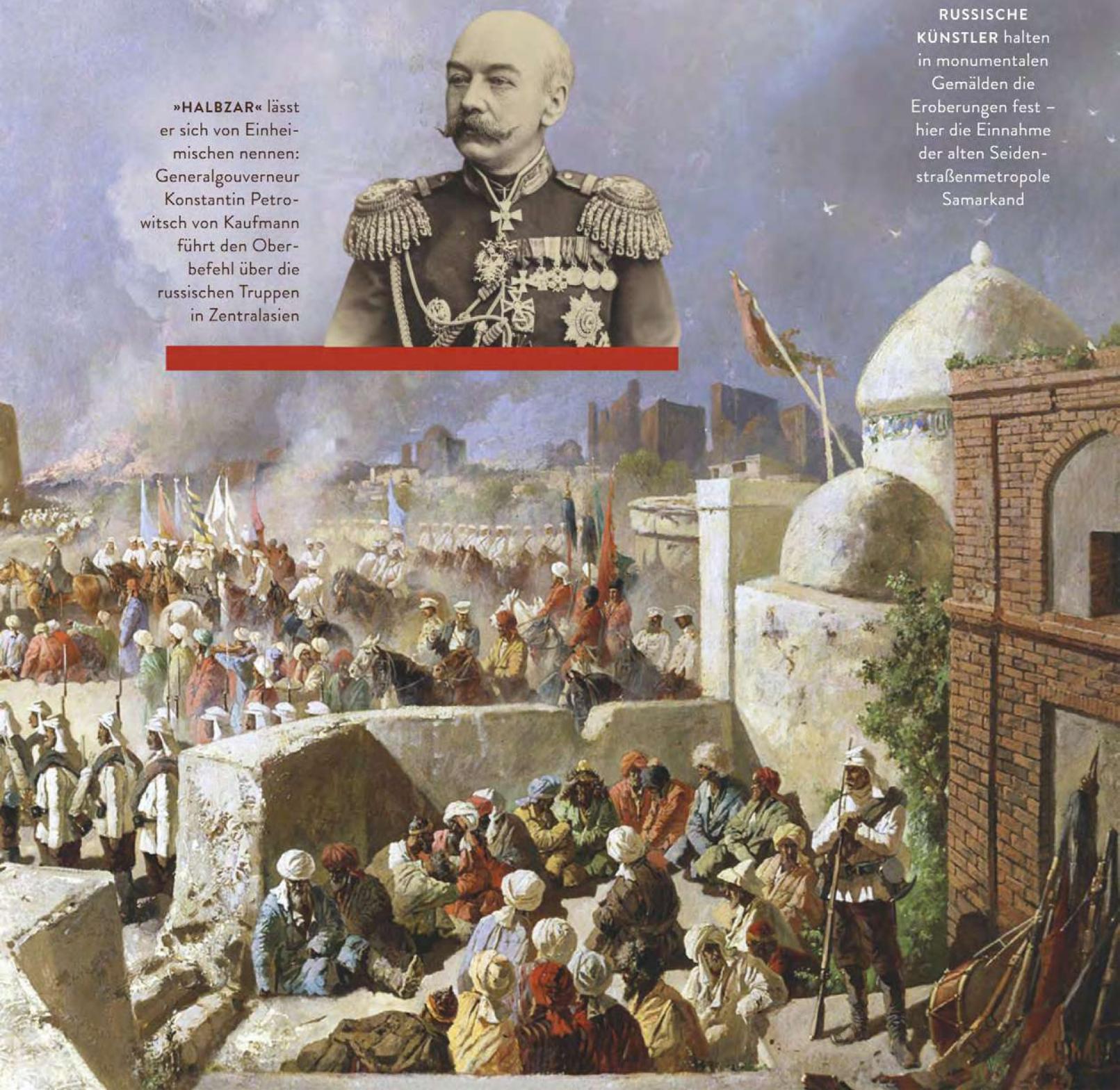
Im AUFTRAG des ZAREN



Lange Zeit zeigen die Europäer kaum Interesse an den muslimischen Reichen, die in Zentralasien blühen. Bis die Region im 19. Jahrhundert zum Spielball im Ringen zweier imperialer Mächte wird: Die Armeen Russlands erobern dort immer größere Gebiete – und bedrängen so den Rivalen Großbritannien, der sich nun um seine benachbarte Kolonie Indien sorgt. Rund 13 000 Soldaten des Zaren setzen sich im März 1873 in Marsch, um auch die bedeutende Oasenstadt Chiwa zu unterwerfen. Doch sie wird geschützt von wasserlosen Wüsten – und gilt als uneinnehmbar.

»HALBZAR« lässt er sich von Einheimischen nennen: Generalgouverneur Konstantin Petrowitsch von Kaufmann führt den Oberbefehl über die russischen Truppen in Zentralasien

RUSSISCHE KÜNSTLER halten in monumentalen Gemälden die Eroberungen fest – hier die Einnahme der alten Seidenstraßenmetropole Samarkand



D

TEXT: Claudia Weiss

Die Sonne brennt vom Himmel, die aufgeheizte Luft lässt den Blick in die Ferne verschwimmen. Das Thermometer unter den notdürftig aufgespannten Zeltbahnen zeigt 38 Grad im Schatten. Bis an den Horizont und darüber hinaus ziehen sich der Kies und der rote Sand der Wüste Kizilkum südlich des Aralsees. Jede Bewegung ist Anstrengung. Das Wasser knapp. Der Durst unerträglich. So unfassbar stark, dass selbst Kamele entkräftet zusammenbrechen. Sterbend werden sie von den Soldaten zurückgelassen, noch mit den Lasten auf dem Rücken. Denn niemand sonst kann das Gepäck, den Proviant und die Munition tragen, kein Tier und kein Mensch zusätzliches Gewicht bewegen.

Dabei ist es erst Anfang Mai, noch nicht einmal Sommer, die kommenden Wochen drohen noch heißer zu werden. Doch der Befehl des Zaren von Russland duldet kein Aufgeben. Die Oasenstadt Chiwa, Hauptstadt des gleichnamigen, von einem Khan geführten Feudalstaats im westlichen Zentralasien, soll erobert werden. Denn angeblich werden in dem Khanat Russen als Sklaven gehalten.

So hat Zar Alexander II. am 12. Dezember 1872* die russische Invasion angeordnet. Und so will es Konstantin Petrowitsch von Kaufmann, der ehrgeizige Generalgouverneur von Turkestan, nun nach Monaten der sorgfältigen Planungen auch endlich ausführen. 13 000 Mann stehen ihm für diese Militär-operation zur Verfügung.

Kaufmanns Plan: Chiwa von drei Seiten angreifen, einnehmen und das zugehörige Territorium dem Zarenreich einverleiben. Vom eigens zu Eroberungs-zwecken ausgebauten Hafen Krasnowodsk am Kaspiischen Meer im Westen sind bereits Einheiten losgezogen. Weitere vom Norden aus Orenburg, einer 1743 gegründeten Garnisonsstadt südwestlich des Urals, wo einst die Grenze verlief zwischen Russland und den Herrschaften Zentralasiens, von denen die Truppen des Zaren seither eine nach der anderen unterwerfen.

Den härtesten Weg von allen aber haben Kaufmann und seine Leute zu bewältigen. Sie sind im März 1873 von Taschkent aufgebrochen, der Hauptstadt des Generalgouvernements Turkestan, von Osten aus nach Chiwa marschiert, mehr als 700 Kilometer weit, und den größten Teil durch die rotglühenden Weiten der Kizilkum. Ein Lindwurm aus 21 Infanterie-Kompanien, sieben Hundertschaften Kosaken, 20 Artilleriegeschützen und acht Raketenbatterien, begleitet von ursprünglich 14 000 Lastkamele und 800 Treibern, der eine Spur des Todes hinter sich zurücklässt. Denn es fehlt an Wasser. Zahllose Tiere hat Kaufmann bereits an den Durst verloren. Seine Soldaten drohen die nächsten Opfer zu werden.

Dann endlich kehrt ein ausgesandter Kundschafter zurück. Nur knapp acht Kilometer von ihrer Route entfernt gibt es einige Brunnen. Kaufmanns Männer kennen kein Halten mehr. Kaufmann schöpft Hoffnung.

* Alle Daten nach dem damals in Russland gebräuchlichen Julianischen Kalender.





DAS RUSSISCHE REICH BRAUCHT ERFOLGE

SOLDATEN der
Zarenarmee
in Chiwa 1873:
Bereits zweimal
zuvor haben Russ-
lands Truppen
versucht, die
Stadt zu erobern
– vergebens

KNAPP DAS WASSER, **UNERTRÄGLICH** DER DURST

WOCHENLANG
muss die russische
Streitmacht auf
dem Weg nach
Chiwa durch die
Wüste marschieren.
Etliche Pferde
und selbst Kamele
brechen unter
den Strapazen
zusammen



Es ist nicht das erste Mal, dass das Zarenreich versucht, Chiwa zu erobern. Bereits zwei frühere militärische Expeditionen, 1717 und 1839, sind an der Aufgabe gescheitert. In der fruchtbaren Oasenregion Choresmien gelegen, westlich des Flusses Amudarja an einer Nebenstrecke der alten Seidenstraße, kommt der Stadt im Wettkampf der europäischen Kolonialmächte um die Aufteilung der Welt einige strategische Bedeutung zu. Russland hat sich schon zwei Jahrhunderte zuvor Sibirien bis an den Pazifik unterworfen und unlängst die Kasachensteppe annektiert, nun greift es immer weiter nach Zentralasien aus. Dort aber kollidiert der Anspruch des Zarenreichs mit dem des British Empire, das sich längst ganz Indiens bemächtigt hat und seine kostbarste Kolonie nicht gefährdet sehen will.

Und je näher die Truppen des Zaren den Gebirgspässen nach Indien kommen, desto besorgter werden die Briten. Die Russen indes verfolgen weiter ihren imperialistischen Traum. Die gereizten Reaktionen, vor allem der englischen Presse, nehmen sie dabei billigend in Kauf; solange der Konkurrenzkampf zwischen den beiden imperialistischen Mächten um die Vorherrschaft über Zentralasien nicht in eine kriegerische Auseinandersetzung ausartet, so lange ist alles ein „Great Game“, wie Zeitgenossen es nennen, ein großes Spiel.

Dabei hat die Region im Herzen Asiens die Europäer lange gar nicht interessiert. Als Portugiesen um 1500 die Seeroute nach Indien, Südostasien und schließlich auch China für sich entdecken, verliert der Landweg über die Seidenstraße für den Warenaustausch zwischen China und Europa mehr und mehr an Bedeutung. Denn die Reise durch Wüsten, Steppen, Hochebenen und über Bergpässe ist lang, kraftraubend und gefährlich. Zwischenhändler schmälern zudem den Profit. Und so nutzen europäische Seefahrernationen wie Portugal, Spanien, England und die Niederlande ihre militärische und technologische Überlegenheit, um sich Handelsrechte und Landbesitz in Übersee zu sichern, in Amerika, Afrika und Asien (siehe Seite 128).

In Zentralasien hingegen, weit abgelegen von den großen Meeren der Welt, regieren despotische Herrscher muslimische Reiche: das Khanat von Kokand im Südosten, das Emirat von Buchara im Zentrum, das Khanat von Chiwa südlich des Aralsees im Nordwesten. In ihren Städten, die mehrere Zehntausend Menschen zählen, blühen Handwerk und Handel. Die alten Karawanenrouten sind intakt, auch wenn die Waren nicht mehr so weit transportiert werden wie zu Hochzeiten der Seidenstraße. Im 16. Jahrhundert entwickelt sich Buchara zum größten kulturellen und religiösen Zentrum der Region. Gigantische Bauwerke wie die geistliche Lehranstalt Miri Arab mit ihren beiden markanten türkisfarbenen Kuppeln und die Kalon-Moschee, die zweitgrößte ihrer Art in Zentralasien, zeugen davon.

Russland profitiert nicht unerheblich vom Warenaustausch mit den Bewohnern der Steppe, der Oasen und der Flussufer der beiden großen Ströme Amudarja und Syrdarja. Nahe kommen sich die Nachbarn indes kaum. Nicht nur der Weg zu ihnen ist weit, die Russen empfinden die muslimischen Khanate als zu fremd und exotisch.

Doch im 19. Jahrhundert ändert sich Russlands Blick auf die Welt, wie auch der Blick der Welt auf Russland. Zar Alexander I. besiegt 1812 Kaiser Napoleon, der zuvor mit seiner riesigen Armee bis nach Moskau vorgedrungen war, und

marschiert nun selbst mit seinem Heer bis nach Paris. Man nennt ihn den „Retter Europas“. Sein gewaltiges Imperium reicht von Polen über Sankt Petersburg und Moskau durch die schier endlosen Wälder der sibirischen Taiga bis an die nördlichen Ufer des Pazifik.

Aber was Russland fehlt, ist ein eisfreier Hafen, es hat keinen ganzjährigen Zugang zu den wärmeren Weltmeeren. Auf ihnen sind die Briten die unbestrittenen Herrscher. Mit ihren Schiffen kontrollieren sie die maritimen Handelsrouten, über die die erpressten Reichtümer aus den Kolonien in Übersee in die Hauptstädte und Häfen der imperialistischen Großmächte Europas fließen. Das Zarenreich, bisher eher eine Landmacht, will das ändern.

1853 greift Russland im Krimkrieg das Osmanische Reich an, um Zugang zum Mittelmeer zu erhalten. Doch Frankreich und Großbritannien stellen sich an die Seite der Osmanen, um dem aufstrebenden Konkurrenten aus dem Nordosten Einhalt zu gebieten. Der Krieg endet drei Jahre später mit einer desaströsen Niederlage der Russen.

•

DAS ZARENREICH braucht neue Erfolge, um seine Stellung im Reigen der imperialistischen Großmächte zu behaupten. Und so rückt Zentralasien wieder ins russische Blickfeld. Die wirtschaftlichen Vorteile einer Expansion liegen auf der Hand: Russische Kaufleute könnten Nutzen ziehen aus dem asiatischen Binnenhandel über die alten Karawanenrouten. Zudem wird an den Flussufern Zentralasiens Baumwolle angebaut, die Russland für seine Textilindustrie dringend benötigt; nicht zuletzt,

seit 1861 der Amerikanische Bürgerkrieg in den USA ausgebrochen ist und die Baumwolllieferungen von dort enorm zurückgegangen sind.

Vor allem aber geht es der russischen Führung um Machtpolitik: Die Khanate Kokand und Chiwa sowie das Emirat Buchara liegen zwischen der von Russland bereits eroberten Kasachensteppe im Norden und Afghanistan im Süden. Moskau sieht hier seine Chance, das British Empire, seinen imperialistischen Widersacher, an seiner Schwachstelle zu reizen. Denn die afghanischen Bergpässe führen direkt nach Britisch-Indien. Sollte es in Europa erneut zu einer Konfrontation mit London kommen, so ist das Empire nur hier wirkungsvoll zu treffen.

Mit 2600 Mann bricht schließlich 1864 eine Militärexpedition vom russischen Grenzfort Perowsk nach Süden ins Khanat von Kokand auf; offiziell, um zu erkunden, wo sichere Grenzen für das Zarenreich gezogen werden können. Doch es kommt anders.

Nur ein Jahr später nehmen die Männer eigenmächtig Taschkent ein, das große Handelszentrum im Norden des Khanats, eine Stadt mit 100 000 Einwohnern und 30 000 Soldaten. Die Eroberer sind wie berauscht, mit welcher Leichtigkeit sie den zahlenmäßig weit überlegenen Gegner besiegen konnten.

Der Zar billigt die Aktion nachträglich, getreu dem Grundsatz: „Wo einmal die russische Fahne weht, darf sie nicht wieder eingeholt werden.“ Und der russische Außenminister Alexander Gortschakow findet beschwichtigende Worte für die alarmierten Briten: die Besetzung Taschkents sei nur vorübergehend. Wohl eine kalkulierte Ungenauigkeit. Denn schon 1867 fassen die Russen die besetzten Gebiete des Khanats von Kokand zum Generalgouvernement Turkestan zusammen, mit Taschkent als Hauptstadt. Die Briten lassen es geschehen. Wenn auch widerwillig. Dem Argument der Russen, dass diese wie jede andere imperialistische Macht auch ihre Grenzen sichern müssten, können sie kaum widersprechen.

Das Generalgouvernement Turkestan liegt weit ab vom Zentrum des Zarenreiches. Mehr als einen Monat dauert die Reise von Sankt Petersburg nach Taschkent. Generalgouverneur Kaufmann lässt sich sogar zwei Monate Zeit, als er im Herbst 1867 sein Amt antritt. 49 Jahre ist der Russe mit den deutschen Vorfahren da alt. Ein eher zierlich wirkender Mann mit kahler Stirn, blondem Haarkranz und einem vollen Oberlippenbart. Als Offizier hat er bereits fünf Jahre im Kaukasus, danach im Krimkrieg gekämpft.

Einmal an der Grenze Turkestans angekommen, stattet Kaufmann jedem Ort entlang seiner Reiseroute einen Besuch ab. Auf einem prächtigen Pferd reitet er in Paradeuniform feierlich ein, mit respektvollem Abstand folgen ihm die russischen Staatsbeamten, Offiziere in ihren mit Goldknöpfen verzierten Paradeuniformen und wippenden Epauletten, die einheimischen Würdenträger in ihren besten Kaftanen sowie schwer bewaffnete Kosaken, Männer mit dunklen Pelzkappen, glänzenden Stiefeln und blinkenden Sporen auf frisch gestriegelten Pferden.

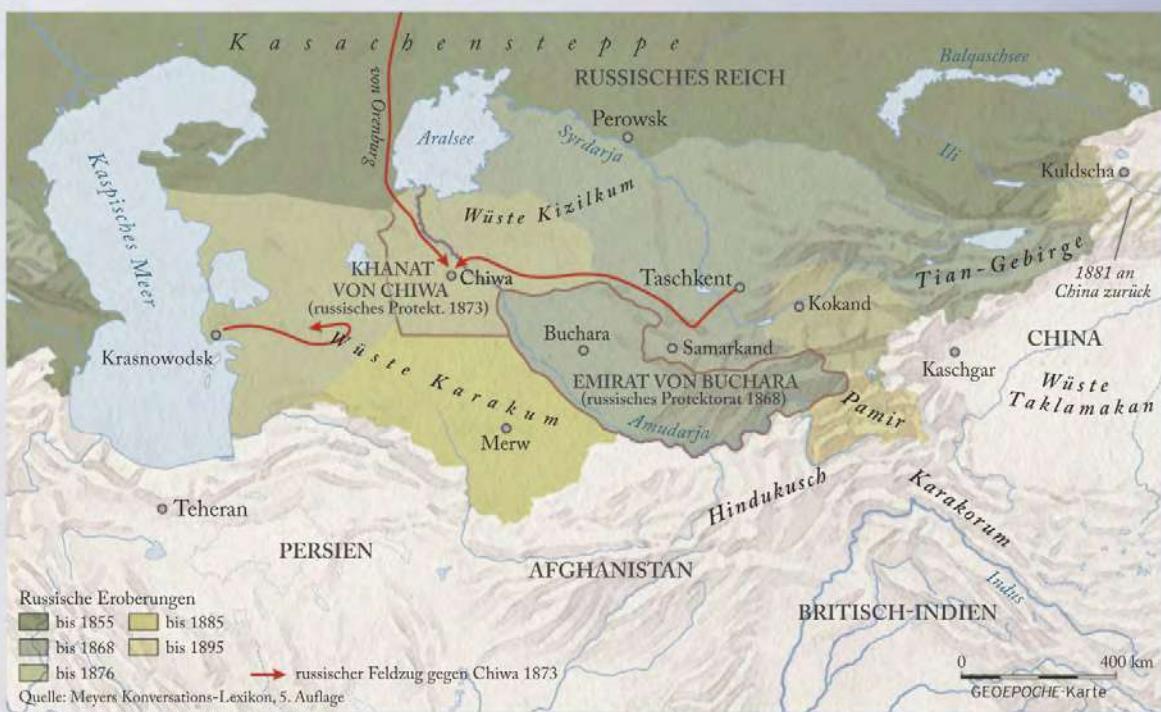
Kaufmann lässt von Anfang an keinen Zweifel daran, dass hier in Turkestan er allein der direkte Vertreter des Zaren ist. Er hat den Oberbefehl über sämtliche Truppen und die zivile Gewalt im Generalgouvernement. Verantwortlich ist er nur dem Kriegsminister und dem Zaren persönlich.

Von den Einheimischen lässt er sich als *jarym padischach* anreden, als Halbzar, und er pflegt eine glanzvolle Hofhaltung mit Militärparaden und Empfängen. In seiner Residenz richtet er sich ein „zentralasiatisches Zimmer“ in jenem Stil

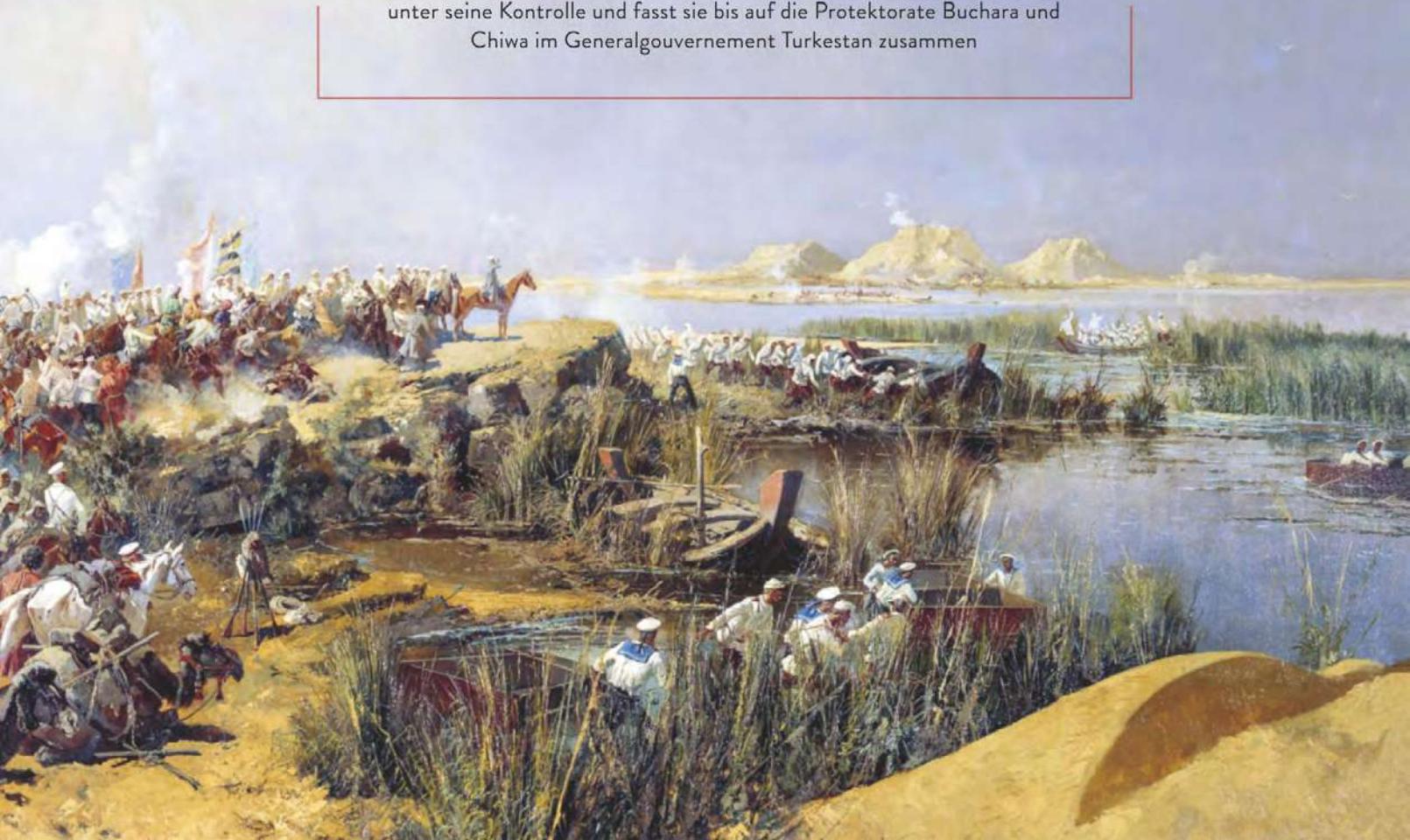
AM 16. MAI 1873
erreicht der von
Kaufmann per-
sönlich geführte
Truppenteil den
Fluss Amudarja.
Chiwa ist nicht mehr
weit – doch eine
andere Abteilung
kommt ihm bei
der Einnahme der
Stadt zuvor



DIE EROBERUNG ZENTRALASIENS



BEIM ANGRIFF AUF CHIWA zieht Kaufmann von Osten heran – doch schneller am Ziel sind die Soldaten, die aus nördlicher Richtung vorrücken. Gebiet um Gebiet bringt das Zarenreich bis 1895 in Zentralasien unter seine Kontrolle und fasst sie bis auf die Protektorate Buchara und Chiwa im Generalgouvernement Turkestan zusammen



DIE UNTER- WORFENEN FÜGEN SICH IN IHR SCHICKSAL

ZWAR ERLEIDEN die Russen andernorts zuweilen Niederlagen, wie hier gegen die Osmanen. Doch sie verteidigen ihren Ruf, in Zentralasien unbesiegbar zu sein



ein, den auch die einheimischen Herrscher schätzen, mit bunt gemusterten orientalischen Tapeten und kostbarem Geschirr.

Doch Kaufmann belässt es nicht bei der bloßen Inszenierung von Macht. Bereits ein Jahr nach seinem Amtsantritt zieht er mit seinen Truppen gegen das Emirat von Buchara, das nördlich von Afghanistan liegt, erringt einen triumphalen Sieg und erobert die alte Seidenstraßenmetropole Samarkand. Die schillernde Hauptstadt Buchara aber verschont er – wohl aus Rücksicht auf die Briten, die jede Aktion der Russen in der Region mit Argwohn betrachten. Vermutlich aber auch, um den Emir von Buchara nicht vollends zu brüskieren und als Bündnispartner fest an Sankt Petersburg zu binden. Ein Vertrag regelt die Zuständigkeiten. Buchara ist fortan russisches Protektorat. In inneren Angelegenheiten und in allen religiösen Belangen behält der Emir aber weiterhin große Freiheiten. Das Zarenreich erspart sich mit dieser indirekten Herrschaft viele Ausgaben – und schafft ein Vorbild für künftige Eroberungen.

Die wichtigste wird die von Chiwa sein. Die Oasenstadt gilt als uncinnehmbar. Sie ist von gewaltigen Wüsten umgeben, die sie vor großen Armeen schützen.

Kaufmann sieht im Meistern dieser logistischen Herausforderung die größte militärische Aufgabe seines Lebens. Monatlang plant er das Vorhaben, bespricht sich immer wieder mit dem Kriegsminister. Er braucht genügend Kamele und zuverlässige Treiber. Er braucht Transportschlüsse für tonnenweise Trinkwasser, Proviant für die Soldaten, Futter für die Tiere. Als die russischen Einheiten im März 1873 dann gegen Chiwa aufbrechen, ist alles nur Erdenkliche bis ins Detail durchgeplant, sind Marschroute und Marschtempo festgelegt, damit alle Einheiten möglichst zugleich vor Chiwa eintreffen.

Dennoch droht der Feldzug bereits Anfang Mai 1873 in der Kizilkum stecken zu bleiben. Denn die Füllstände der Brunnen entlang des Weges lassen sich nicht aus der Ferne abschätzen, bald quält Durst Tiere und Menschen, zu viele Kamele sind schon verendet, um noch ausreichend Wasser für alle zu tragen. Da kommt die rettende Meldung des Kundschafters. Brunnen in greifbarer Nähe!

Doch was als Ausweg schien, entpuppt sich bald als Desaster. Das Wasser in den Brunnen reicht bei Weitem nicht für die mehr als 5000 Männer wie die über 10 000 Kamele und Pferde. Kaufmann muss seinen sorgsam ausgearbeiteten Plan ändern. Er kann das Marschtempo nicht halten. Kurzentschlossen schickt er alle verfügbaren Last- und Reittiere mehrere Tagesreisen zurück zu einer ergiebigeren Wasserstelle, um so viel Wasser wie möglich zu den Truppen zu schaffen. Eine Woche später kehren die Lasttiere schwer beladen zurück, am 16. Mai 1873 schließlich erreichen Kaufmanns Männer ausgezehrt, aber wohlbehalten die Ufer des Amudarja. Mehr als zwei Monate haben sie für ihren Weg hierher gebraucht.

Nun trennen die Truppen nur noch zwölf Tagesmärsche von der Hauptstadt Chiwa. Der Weg dahin ist im Vergleich zur Durchquerung der Wüste einfach zu bewältigen. Der Amudarja versorgt sie mit Wasser, und die in der Oase Choresmien lebenden Menschen leisten nur wenig Widerstand gegen die Eindringlinge.

Kaufmann, der in den Gegnern wohl schon die künftigen Untertanen sieht, lässt verkünden, dass er den Menschen Gnade gewährt, wenn sie im Gegenzug die Truppen versorgen. Die Bewohner bieten den Russen Brot, Gemüse, getrocknete Früchte, Hühner, Schafe, Zucker und Tee an. In den befestigten Zitadellen

der Orte finden die Soldaten auch Weizen und Reis. Ein Offizier erinnert sich später: „Nach der Wüste, die wir durchquert hatten, erschien uns dies als Paradies.“

DOCH DIE WOCHE des Wartens auf Wasser in der Wüste können die Männer nicht mehr aufholen. Die Belohnung für all die Strapazen, das erhebende Gefühl, Chiwa eingenommen zu haben, streichen deshalb nicht Kaufmanns Truppen für sich ein, sondern jene Einheiten, die von Norden nach Chiwa aufgebrochen sind. Sie erreichen die Stadt schon vorher und greifen sie am 28. Mai 1873 an. Widerstand gibt es kaum. Zu sicher haben sich die Einheimischen bisher in der Wüste gefühlt. Der Khan verfügt über keine Armee, die es mit dieser Übermacht aufnehmen kann – und flieht tags darauf mit einer Eskorte in die nördlich gelegene Festungsstadt Taschau. Zugleich macht sich eine Gesandtschaft auf den Weg in Kaufmanns Lager, um dem Oberbefehlshaber die Kapitulation anzubieten.

Noch am Nachmittag des 29. Mai zieht der Generalgouverneur von Turkestan im Triumph und zu den mitreißenden Klängen eines Marschs durch das Hasarasp-Tor in Chiwa ein und lässt sich als Sieger hochleben.

Bereits am 2. Juni kehrt der geflohene Khan zurück und erklärt Kaufmann persönlich seine bedingungslose Kapitulation. Am 12. Juni verkündet der Generalgouverneur feierlich die Abschaffung der Sklaverei im Khanat Chiwa. Versklavte Russen befinden sich indes nicht unter den Befreiten.

Rasch kehrt Ruhe ein in der besieгten Stadt. Die Menschen fügen sich in ihr Schicksal, dass ein feind-

DIE EROBERUNGEN bestärken Russlands Selbstbild als imperiale Macht. Auf diesem Gemälde weigern sich Kosaken (l.), in der Schlacht gegen eine feindliche Übermacht zu kapitulieren



licher, nichtmuslimischer Gegner Chiwa zu Fall gebracht hat. Es muss wohl Gottes Wille sein, dass die Russen gekommen sind.

Der britische Botschafter in Sankt Petersburg aber warnt umgehend sein Außenministerium, dass die Russen nun eine Basis geschaffen haben, von der aus sie die Unabhängigkeit von Persien und vor allem von Afghanistan bedrohen und damit zu einer dauerhaften Gefahr für Britisch-Indien geworden sind. Diplomatische Noten wechseln zwischen London und Sankt Petersburg hin und her. Die Russen beschwichtigen: Die Besetzung Chiwas sei nur temporär.

Ein weiteres Déjà-vu erleben die Briten im November 1873, als die Tageszeitung „The Times“ Details eines geheimen Vertrages veröffentlicht, den Russland mit dem Khanat Chiwa geschlossen hat. Wie schon in Taschkent ist die Besetzung nicht vorübergehend, wie zuvor Buchara wird auch das Khanat Chiwa zum russischen Protektorat und der Khan zum Vasallen des Zaren.

Ein Muster, das die Russen zwei Jahre später bei der Eroberung des formal noch unabhängigen Khanats von Kokand variieren. Als dort im Sommer 1875 eine Revolte gegen die russische Besetzung ausbricht, marschiert Kaufmann mit seinen Truppen ein und unterwirft die Aufständischen. Mit der offiziellen Erklärung, dass der Zar dem Wunsch der Bevölkerung von Kokand gern nachkomme, russische Untertanen sein zu wollen, wird das Khanat kurz darauf als Teil des Generalgouvernements Turkestan vollständig in das Zarenreich integriert.

Innerhalb von nur zehn Jahren hat Russland in Zentralasien ein riesiges Territorium erobert, das vom Kaspischen Meer im Westen bis zur Handelsstadt Kuldscha an der Grenze zu China im Osten reicht. Mit einem Vertrag, der die Grenzen ihrer jeweiligen Einflussgebiete festlegt, beenden Russland und das British Empire 1895 schließlich das Great Game.

Das Zarenreich war bereits zuvor die größte Landmacht der Erde. Die Eroberung der alten Khanate aber trägt zur Verstärkung der Selbstwahrnehmung als einzige imperiale eurasische Großmacht bei, eines Selbstverständnisses, das sich in Moskau bis heute erhalten hat und die Grundlage für Aggressionen gegen Nachbarstaaten liefert.

Generalgouverneur Konstantin Petrowitsch von Kaufmann stirbt im Mai 1882 mit 64 Jahren in Taschkent. In die russische Geschichte wird er als Eroberer und Erbauer Turkestans eingehen – eine Ehrenbezeichnung, an der seine erfolgreiche Unterwerfung Chiwas großen Anteil hat. Denn ohne die bedingungslose Kapitulation der als uneinnehmbar geltenden Oasenstadt hätte sich der Mythos von der Unbesiegbarkeit Russlands in Zentralasien niemals aufrechterhalten lassen. ◇

LITERATURTIPPS

ALEXANDER MORRISON

„The Russian Conquest of Central Asia – A Study in Imperial Expansion, 1814–1914“
Sehr gut lesbare Studie, die auf ausgiebigen Archivrecherchen beruht (Cambridge University Press).

PETER HOPKIRK

„The Great Game – The Struggle for Empire in Central Asia“
Schildert den Konkurrenzkampf der Großmächte aus britischer Perspektive (Kodansha Globe).

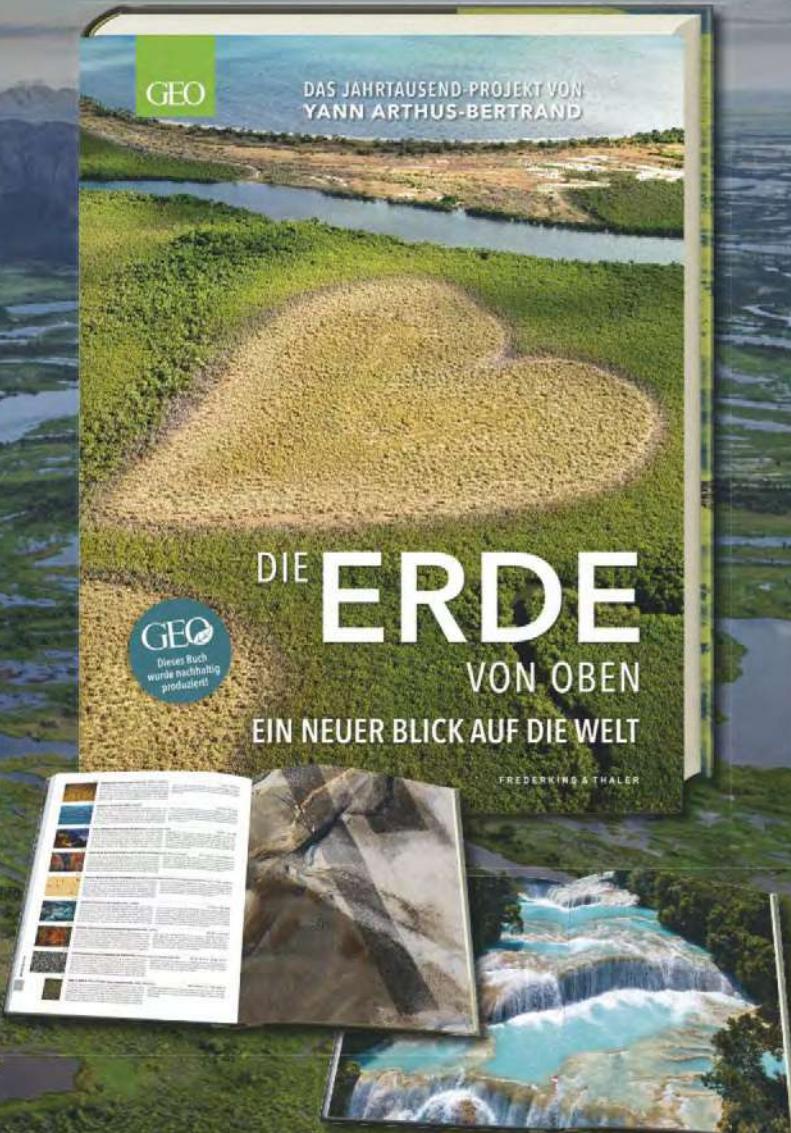


Lesen Sie auch »Krieg im Kaukasus: Russlands Griff nach dem Süden« (aus GEOEPOCHE Nr. 6) auf www.geo-epoch.de

IN KÜRZE

Im »Great Game«, dem Machtringen mit dem Britischen Empire, unterwirft das Zarenreich bis 1895 weite Teile Zentralasiens. Womöglich unter falschem Vorwand erobert seine Armee auch das Khanat Chiwa, im heutigen Usbekistan und Turkmenistan. Denn dort angeblich als Sklaven gehaltene Russen werden nicht gefunden.

Mehr als ein Jahrhundert lang ist die Weltregion fortan Teil des russischen, dann des sowjetischen Imperiums.



GEO Bildband „DIE ERDE VON OBEN – EIN NEUER BLICK AUF DIE WELT“

Mehr als 4 Millionen Mal verkaufte sich die erste Auflage von „Die Erde von oben“, das große Werk des Fotografen Yann Arthus-Bertrand, weltweit. Nun erscheint der Bestseller erstmals in neuem Format, durchgängig umweltfreundlich gedruckt, mit bisher unveröffentlichten Texten und mehr als 150 neuen Motiven. Mit einem ungewöhnlichen Blick auf unsere einzigartige Erde regt dieses fantastische Porträt aus der Vogelperspektive zur Besinnung und zum Nachdenken an. Eine Welt, die sich im ständigen Wandel befindet, gespiegelt in den großen aktuellen Themen unserer Zeit: Weltbevölkerung, Flucht, Nahrungsknappheit, neue Technologien, verantwortungsvolle Ökonomie, Biodiversität und den engagierten Einsatz der Jugend für den Klimaschutz.

Maße: 22 x 28,5 cm, ca. 432 Seiten

Best.-Nr.: G729350

Preise: € 39,90 (D) / € 41,20 (A) / Fr. 43.90 (CH)

Dieses Buch wurde ressourcenschonend und umweltfreundlich produziert: keine Materialver-
schwendungen, zertifiziertes Papier, pflanzenbasierte Druckerfarbe, geringe Transportwege, optimierte
Produktionsprozesse.

GEO
Dieses Buch
wurde nachhaltig
produziert!

Jetzt bestellen unter geoshop.de/evo
oder +49 40 42236427

(Bitte geben Sie immer den Aktionscode an: G00210)

Durch die

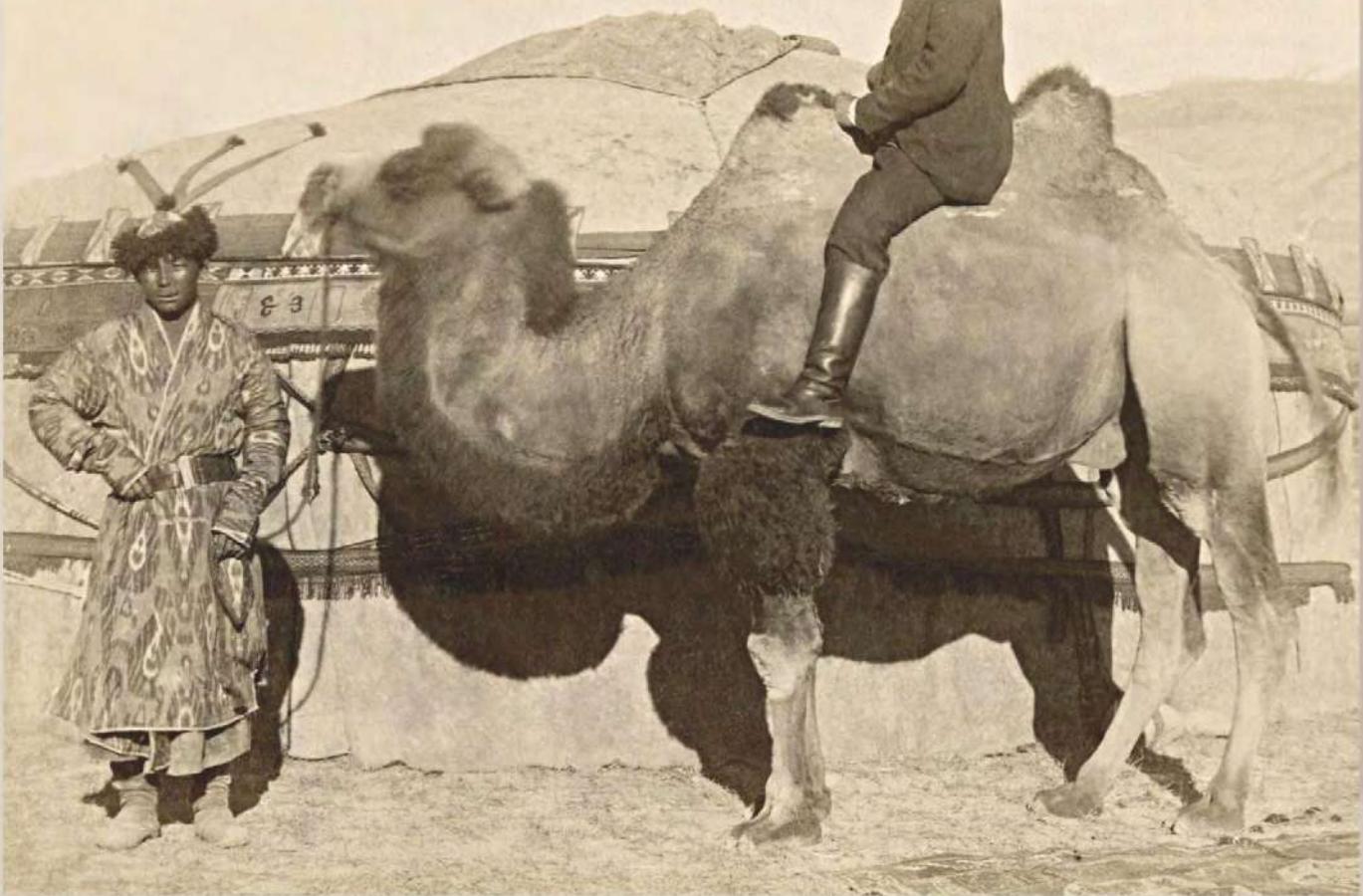


UNENTWEGT
schreibt und
zeichnet Hedin auf
seinen Reisen,
skizziert etwa das
buddhistische
Kloster Kumbum
im Tibetischen
Hochland

Von einer persönlichen Sehnsucht nach übermenschlicher Herausforderung getrieben, erkundet der Schwede Sven Hedin um 1900 auf jahrelangen Expeditionen das Herz Asiens. Und macht die entlegene Weltgegend mit seinen Karten und Berichten erstmals einem breiten Publikum bekannt

HOCHLAND VON AKSAI CHIN im Nordwesten Tibets,
aufgenommen von Hedin im September 1906

WÜSTE



SVEN HEDIN – hier um 1900 auf einem Kamel in Zentralasien – scheut keine Strapazen. Schon als Jugendlicher hat sich der Sohn eines Architekten körperlich abgehärtet, um Hitze und Kälte, Durst und Hunger besser ertragen zu können



E

TEXT: Jörg-Uwe Albig

Er zieht in die Welt wie in einen Krieg. „An der Spitze siegreicher Legionen“ wähnt er sich, als „König“ auf „einem Eroberungszug“ gegen die allgewaltige Natur – „ein lächerlich kleiner Haufen gegen eine erdrückende Übermacht“. Berggipfel rückt er in „einem ordentlichen Feldzug“ zu Leib, entschlossen, „den Riesen zu besiegen, koste es, was es wolle“. Stößt er auf Hindernisse – dann hat er bald „alle Widerstandsversuche“ vereitelt. Sein Ziel: „Eine große Schlacht schlagen und ganz Asien erobern.“

Dabei liebt Sven Hedin, nicht nur Mann unerhörter Entdeckungen, sondern auch gewaltiger Worte, das, was er unterwerfen will. Tiefe Leidenschaft verspürt er für Europas Nachbarkontinent – seine menschenfeindlichen Wüsten, seine abweisenden Berge, seine

reißenden Flüsse, seine „heißen, ungesunden, von der Pest heimgesuchten Gegenden“. Immer wieder will er, im „intimsten Kontakt mit der Erde Asiens“, die Genugtuung spüren, „dass ich sie streicheln konnte, wann immer ich Lust hatte“. Der lebenslange Junggeselle Hedin erwählt dieses Stück Welt zu seiner Femme fatale – zur kapriziösen „Braut für ein langes Leben“.

Vor allem die Regionen der ehemaligen Seidenstraße, jenes einzigartigen Handelsnetzes, das sich einst quer durch den gesamten Kontinent spannte, haben es dem Schweden angetan. Denn kaum irgendwo sind die Temperaturen so extrem wie im Herzen der asiatischen Landmasse mit Wüsten wie der Karakum, Kizilkum und Taklamakan; kaum irgendwo die Felswände so steil, die Pässe so schwindelnd wie in den Höhen von Hindukusch, Pamir oder Tian-Gebirge.

Und so ist Hedin Lieb, an der Menschen und Tiere zugrunde gehen werden, zugleich ein bewusster Flirt mit dem Tod. Er selbst deutet seine Annä-

herungen gern auch mal als „Leichenzug“, die Schellen der Kamele als Totenglocken, „mit dumpfem, unheimlichem Klang in langsamem, feierlichem Takt wie zum eigenen Begräbnis“. Die Wüste erscheint ihm als „stilles Grab, im ewigen Sand bereitet“, die Dünen als Grabhügel: „Nur die Kreuze fehlten.“ Und nicht von ungefähr trägt er seine Route auf der Karte mit Rot ein, denn: „Sie kostete Blut!“

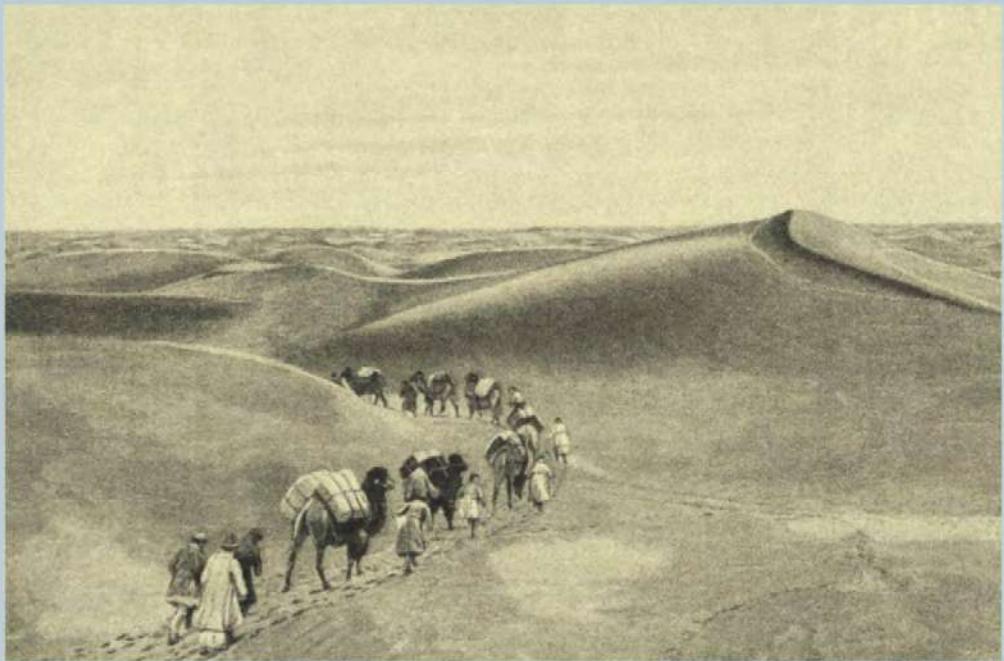
Es ist der Rausch des Überlebens, der diesen manischen Abenteurer treibt – eine Obsession, die er mit seinen Zeitgenossen teilt. Die Entdeckungen Charles Darwins Mitte des 19. Jahrhunderts haben dem Todeskampf um das Dasein ja scheinbar biologische Weihen verliehen. Dem Triumph des Stärkeren, den nicht zuletzt Männer wie der finnisch-schwedische Entdecker Adolf Erik Nordenskiöld verkörpern: Im Winter 1878/79 ist dessen Schiff auf dem Weg durch die Nordostpassage, vom Eis eingeschlossen, knapp dem Untergang entkommen. Und so ist der 15 Jahre alte Hedin auch aufs Höchste erregt, als er Nordenskiölds feierlichen Einzug in seine Heimatstadt Stockholm miterlebt.

Von diesem Tag an trimmt sich der Architektensohn zum Helden. Er schläft winters bei offenem Fenster im ungeheizten Zimmer, versucht, mit möglichst wenig Essen auszukommen. Und macht sich schon einmal in seiner Vorstellung die Welt untertan: Aus dem Kopf zeichnet er Landkarten von der Arktis oder dem Grand Canyon, einen Plan von Ägypten und einen sechsbändigen Weltatlas. Erlangt kartografische Fertigkeiten, die ihm noch nützlich sein werden.

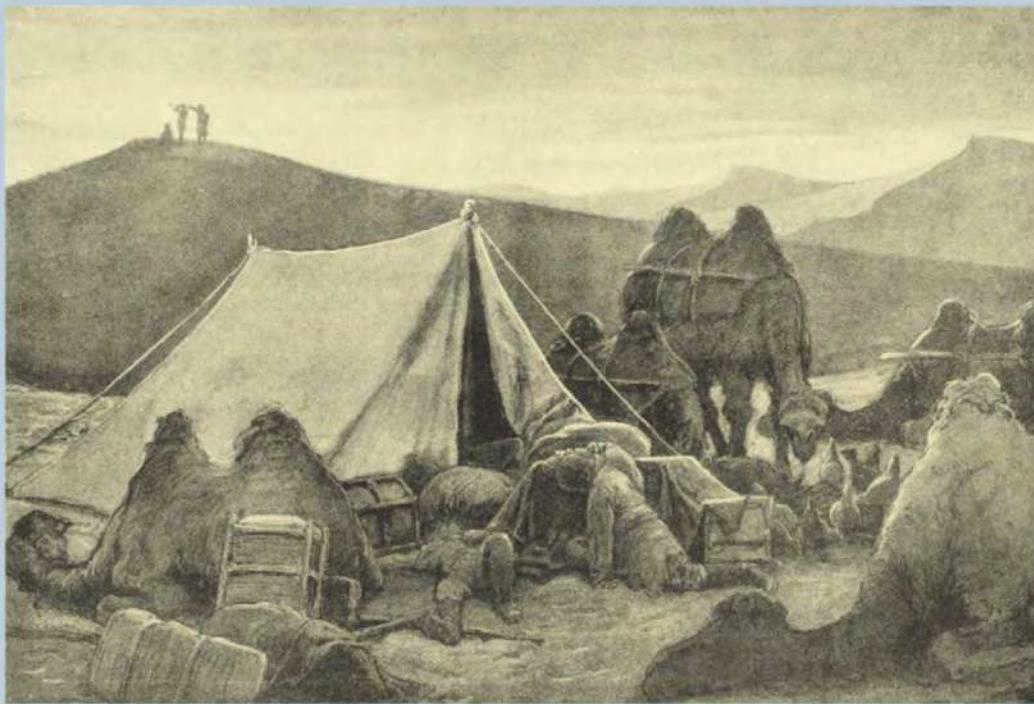
Nach dem Abitur und sieben Monaten als Hauslehrer bei einem schwedischen Ölingenieur am Kaspischen Meer reitet er 1886 auf eigene Faust 3000 Kilometer weit durch Persien und Mesopotamien – und findet „in der Freiheit Asiens“ die Liebe auf den ersten Blick. Bald studiert er in Stockholm und Uppsala Geologie, Mineralogie, Kristal-

IM HERBST 1893
bricht Hedin zu
seiner ersten von
vier großen Expe-
ditionen auf. Auf
seiner dritten Reise
porträtiert er
1906 einen Mann
namens Hussein
Guli (rechts)





EINE HANDELSKARAWANE zieht auf einer der Routen der alten Seidenstraße durch das Dünenmeer Zentralasiens. Hedin reizt die Region vor allem auch wegen ihrer Lebensfeindlichkeit, der er trotzen will – koste es, was es wolle



ERMATTET, DEM TOD näher als dem Dasein, ruhen Mensch und Tier am 1. Mai 1895 im Zeltlager. Der Schwede hat zu wenig Wasser für die Expedition in die Wüste Taklamakan mitgenommen. Bei 63 Grad Hitze können zwei seiner Begleiter und sogar die Kamele nicht mehr weiter. Nicht nur Hedins erste große Expedition birgt Gefahren



DEN BLICK in die Ferne gerichtet, Kopf und Körper mit einem weiten Gewand gegen die Sonne geschützt, so zeichnet Hedin die zwölfjährige Roghieh

kistan und Kaschgar in der heutigen autonomen Region Xinjiang im Westen Chinas zurück nach Schweden – und breitet seine Erlebnisse in zwei Bänden mit insgesamt rund 2000 Seiten aus. Und ist so kühn, zwei Jahre später einen 28-seitigen Kurzbericht von seiner Bergtour als Dissertation einzureichen.

Zwar sind Gipfelbesteigungen, so merkt es sein Lehrer Richthofen an, eher von touristischem als von wissenschaftlichem Wert. Doch so eindrucksvoll ist offenbar der Nimbus des eloquenten Draufgängers, dass Hedin „mit 27 Jahren nach einem zusammengerechnet nur achtmonatigen Studium und dem ein- einhalbtägigen Sammeln von Primärmaterial auf dem schneebedeckten Gipfel des Damawand“, wie sein Biograf, Freund und Anwalt Eric Wennerholm staunt, zum Dr. phil. promoviert wird.

Das Zeitalter des Imperialismus verlangt ja geradezu nach Entdeckungen und Eroberungen. Im kontinentalen Afrika, aber auch in den Wüsten und Hochgebirgen entlang der einstigen Seidenstraße streiten Weltmächte im 19. Jahrhundert um die Vorherrschaft. In Zentralasien liefern sich vor allem Russland und Großbritannien das sogenannte Great Game (siehe Seite 130) – und Geografen entwerfen die Spielregeln: etwa die Doktrin vom „Lebens-

raum“, den ein Volk beanspruchen muss, um weiter existieren zu können. Oder die Lehre von der „Geopolitik“, der interessengelenkten Aufteilung der Welt.

Die Entdecker sind es, die das Spielfeld vermessen: Für die Russen zieht Mitte des Jahrhunderts etwa Nikolaj Prschewalskij ins unbekannte Asien. Und für die Briten überquert 1886/87 der Offizier Francis Younghusband nach einem Gewaltmarsch durch die Wüste Gobi und die Altai-Berge als erster Europäer den vereisten Muztagh-Pass im Karakorum-Gebirge.

N

Nach Abschluss des Studiums ist auch Hedin bereit für seine erste große Expedition. Im Herbst 1893 bricht er auf: Sein Budget hat er mit Zeitungsartikeln und Spendenaufrufen finanziert. Die Messungen, Statistiken und Landkarten, die er wohl heimzubringen verspricht, scheinen dabei freilich eher ein Vorwand zu sein – für sein ganz persönliches Duell mit dem herrlichen, tödlichen Asien.

Viermal versucht er sich 1894 am „Vater der Eisberge“, dem 7546 Meter hohen Muztagh Ata im Pamirgebirge zwischen China, Kirgisistan und Afghanistan – vergebens: Näher als bis auf 6300 Meter Höhe kann er dem Gipfel nicht zu Leibe rücken. Doch unverdrossen nimmt er sich einen noch gnadenloseren Gegner vor: die menschenfeindliche Sandwüste Taklamakan im Westen Chinas.

Später wird Hedin einräumen, das Unternehmen sei „Wahnsinn“ gewesen: Das Kartenmaterial ist ungenau, das Ge-

AKSAI-CHIN-GEBIET, September 1906



Stets BEREIT, EIN RISIKO EINZUGEHEN



WÄHREND SEINER REISEN kleidet sich der Schwede (Mitte, stehend) oft wie ein Einheimischer. Und versucht so auch, unerkannt in Europäern eigentlich verschlossene Orte einzudringen, etwa die heilige Stadt der Tibeter Lhasa



päck zu schwer bemessen für die Tiere, die Karawane kommt langsamer voran als geplant. Zudem ist der April, den er für den Aufbruch gewählt hat, eine denkbar ungünstige Reisezeit: Kurz darauf bricht die Sommerhitze an, die alle Gewässer austrocknet.

T

Trotzdem ziehen Hedin und seine vier einheimischen Begleiter am 10. April 1895 mit acht Kamelen, zwei Hunden, drei Schafen, zehn Hennen und einem Hahn los. Ihr Gepäck umfasst Zelte, Werkzeug, Instrumente, Kochgerät, Waffen, Proviant, einen Jahrgang schwedischer Zeitungen für die Muße am Abend und 455 Liter Wasser für 25 Tage in Kanistern und Ziegenhäuten.

Die Hitze steigt bald auf mehr als 63 Grad. Der Sand ist kaum kühler, und die Dünen türmen sich mancherorts 60 Meter in die Höhe. Immer häufiger kollabieren Kamele, Tränen in den Augen, unter ihrer Last. Und nach zwei Wochen ist nur noch Wasser für zwei

Tage übrig. Der Versuch, einen Brunnen zu graben, bleibt ohne Erfolg. Hedin beschließt, Zelte und den Großteil des Gepäcks zurückzulassen, trinkt eine letzte Tasse Tee, verteilt eine letzte Mahlzeit aus Konserven. Mit den verbliebenen Tropfen Wasser befeuchtet er seine Lippen und die seiner Gefährten.

Aus der Ernüchterung wird bald Verzweiflung. Irr vor Durst schluckt Hedin den Branntwein, eigentlich für den Spirituskocher vorgesehen – und bricht wie betäubt zusammen. Seine Begleiter schlachten den Hahn und ein Schaf, trinken das rotbraune, stinkende Blut: Das verschlimmert noch das Verlangen nach Wasser. Auch der Urin der Kamele, versetzt mit Essig und Zucker, bringt keine Linderung, dafür Magenkrämpfe und Erbrechen.

Zwei der Einheimischen geben entkräftet auf. Kurz darauf bleibt auch ein weiterer Helfer namens Islam erschöpft im Sand liegen: Vergebens versucht der Schwede, ihn zum Weitermarsch zu bewegen. Mit Kasim, dem letzten Begleiter, schleppst er sich voran, von Kopf bis Fuß in saubere Kleidung gehüllt – um für das Ende „wenigstens ein reines neues Totengewand“ zu tragen.

Um sich vor der Hitze zu schützen, graben sich die Männer tagsüber ein. Erst nach Sonnenuntergang kriechen sie weiter. Irgendwann stoßen sie auf eine Tamariske und ein paar Pappeln, die auf nahe Wasser deuten – doch sie sind zu schwach, um danach zu graben. Schließlich entdecken sie Spuren, die eindeutig von Menschen stammen. Aber als sie ihnen folgen, müssen sie feststellen, dass

es ihre eigenen sind: In ihrer Benommenheit sind sie im Kreis gelaufen.

Am 5. Mai 1895 scheint plötzlich die Rettung nah: Hinter einer Senke erhebt sich ein Wald. Das Wasser kann nicht mehr weit sein. Ausgerechnet in diesem Moment der Hoffnung jedoch verlassen Kasim die letzten Kräfte. Keinen Schritt kann er noch gehen. Hedin quält sich allein weiter. Noch am Abend, nach mehreren Tagen, ohne einen Tropfen zu trinken, stößt er tatsächlich auf einen Tümpel. Gierig macht er sich über das Wasser her, spürt, wie er wieder zu Kräften kommt. Um auch Kasim ins Dasein zurückzuholen, zieht er seine guten „wasserdichten Stiefel“ aus, füllt sie mit Wasser und kehrt zu dem Erschöpften zurück.

„Willst du Wasser haben?“, fragt Hedin. Kasim blickt verwirrt auf. Als Hedin die Stiefel schwenkt und das Wasser glucksen lässt, begreift der Gequälte, setzt sich auf und trinkt den Schuh „bis zum letzten Tropfen aus“.

Noch einmal bricht Hedin allein auf. Am Tümpel wendet er sich auf gut Glück nach Süden, folgt einem fast ausgetrockneten Flussbett in der Hoffnung, dort Menschen zu begegnen. Er hat Hunger, ernährt sich von Schilfsprossen und Kaulquappen, Gras und Rinde.

Doch nach zwei Tagen trifft er auf Hirten, die ihn mit Maisbrot, Tee und Schafmilch versorgen. Bald darauf erscheint eine Handelskarawane – und bringt die zurückgelassenen Begleiter Islam und Kasim, die die Kaufleute noch lebend am Weg aufgelesen haben.

Die beiden Toten aber sind in der Wüste geblieben. Diese Opfer, die Sinnlosigkeit und die tollkühne Ausführung des Abenteuers bekümmern den Entdecker freilich nicht lange. Im Juni 1896 reist er mit einer größeren Karawane und professionellerer Ausrüstung nach Tibet, dann nach Beijing – und kehrt im Mai 1897 nach Schweden zurück. Seine Bilanz ist eindrucksvoll: In drei Jahren, sechs Monaten und 25 Tagen hat er

STILL VERSUNKEN
stellt Hedin diesen
Lama dar. Den
Namen des tibeti-
schen Buddhisten
hat der Schwede
in diesem Fall
nicht notiert





IN SEINEN STIEFELN trägt der Entdecker am 5. Mai 1895 Wasser, das er mit letzter Kraft in einem Tümpel inmitten der Taklamakan gefunden hat, zu seinem Gefährten Kasim, der mit ihm zusammen zur Wassersuche aufgebrochen war. Und rettet ihm so das Leben



ZUM GLÜCK für Hedin und zwei seiner einheimischen Begleiter werden sie einer nach dem anderen im Mai 1895 von einer Händlerkarawane aufgelesen. Die beiden anderen Gefährten des Europäers aber haben die schlecht geplante Wüstenexpedition nicht überlebt. (Hier weigert sich ein Kamel am Ufer eines Flusses, ein Floß zu betreten)

26 000 Kilometer zurückgelegt, hat 10 598 Kilometer davon kartografiert. Ein Drittel dieser Strecke hat nie zuvor ein Europäer betreten.

Jetzt ist sein Ruhm nicht mehr aufzuhalten. Er trifft Zar Nikolaus II., Österreichs Kaiser Franz Joseph I. und den britisch-amerikanischen Entdecker-Kollegen Henry Morton Stanley. Er hält Vorträge in Sankt Petersburg, in Kopenhagen und Hamburg, spricht vor 4000 Studierenden an der Pariser Sorbonne und vor den Koryphäen der Royal Geographical Society in London.

Und er schreibt. Sein Leben lang schreibt er, besessen, bei Tag und bei Nacht, im Stehen, Gehen, Sitzen und Liegen. Er schreibt in Säften und Booten, zwischen den Höckern von Kamelen und auf den Rücken von Yak-Rindern. Manisch führt er Tagebuch, verfasst Reisebeschreibungen und Artikel, fertigt Karten und Zeichnungen an. Die Daheimgebliebenen hält er mit Briefen auf dem Laufenden: Bisweilen verschickt er 149 Seiten am Tag. Und in atemloser Geschwindigkeit schreibt er mehr als 60 Bücher, die Millionen Leser und Leserinnen erreichen – und das aus Sicht der meisten Europäer so ferne wie rätselhafte Zentralasien erstmals in die Fantasie eines breiten Publikums pflanzen.

Zum Dank ehrt man ihn mit Lehrstühlen und Ehrendoktorhüten, mit Orden und Verdienstmedaillen, später sogar mit einem Adelstitel. Er selbst verteilt im Gegenzug, wo immer es geht, Bilder mit seinem Porträt – „so königlich großzügig“, wie sein Freund Wennerholm anmerkt, „dass er darin den Rekord gehalten haben dürfte“.

Doch bei allem Ruhm ist es vor allem die Todesnähe, die ständige Le-

EINE KUNSTVOLLE

Haube ziert das Haupt dieser verheirateten Frau in Shigatse, nach Lhasa eine der bedeutendsten Städte Tibets

bensgefahr, die ihm zur Beglaubigung seiner Existenz dient. Als Hedin im Juni 1899 von Neuem für drei Jahre nach Asien aufbricht, quält er sich und seine Leute nicht nur über Gipfelketten und über 5000 Meter hohe Pässe, durch Schneetreiben, Hagelstürme und Eisregen, nimmt nicht nur 40 Grad Hitze und 30 Grad Kälte in Tibets Bergen in Kauf – sondern immer wieder auch den Tod seiner Begleiter. Doch selbst „wenn Männer und Tiere sterben oder leiden“, erklärt Hedin später seinem deutschen Verleger – „man kann nichts dazu tun, man geht immer weiter zu noch tolleren Unternehmungen“.

S

So beschließt er auch, in das tibetanische Lhasa einzudringen, obwohl er längst nicht der erste europäische Erforscher der heiligen Stadt ist – aus keinem anderen Grund als der Lebensgefahr, die er sich von diesem Abenteuer erhofft: Es heißt, dass dort inzwischen jedem gefassten Ausländer die Hinrichtung droht. Es sei „wahnsinnig“, für den Besuch eines bereits so gründlich kartierten, fotografierten und beschriebenen



Ortes „so viel zu wagen“, wird Hedin bereitwillig einräumen. Doch „ich fühlte das unwiderstehliche Bedürfnis, meine Person in eine Lage zu bringen, in der das Leben auf dem Spiel stand“.

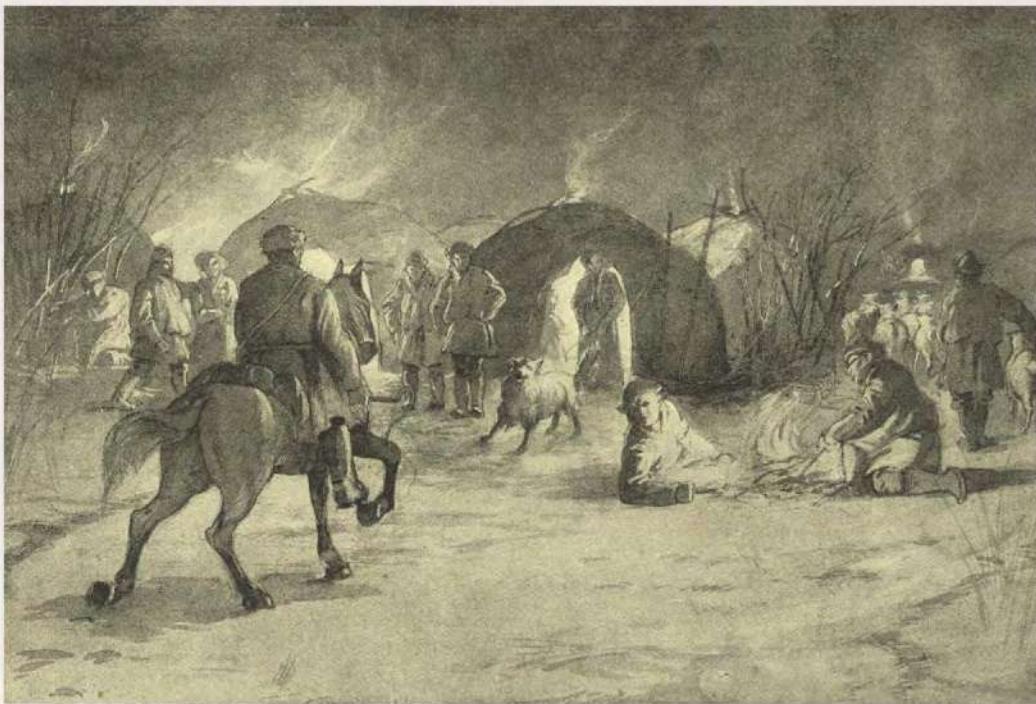
Am 17. Mai 1901 bricht der Entdecker mit knapp drei Dutzend Mann, dazu 39 Kamelen, 70 Eseln, 45 Pferden und Mauleseln, acht Hunden, einer Herde Schafe und einem Hirsch vom Rand der Taklamakan aus Richtung Süden auf. Der Hirsch verendet gleich nach dem Start. Auch zwei Mann, 24 Kamele und alle Pferde bis auf drei sterben in den nächsten Monaten.

Im Juli verlässt Hedin die Karawane, um, nur noch von zwei Gefährten begleitet, die letzte Etappe zu überwinden. Er hat sich als Pilger verkleidet, den Kopf geschoren, die Haut braun

AKSAI-CHIN-GEBIET, September 1906



IN EINEM EINBAUM lässt sich Hedin auf dem Ilek befördern, einem Nebenfluss des Ural. Selten verlaufen seine Reisen so idyllisch wie hier



EINES NACHTS trifft der Schwede in einem mongolischen Lager ein. Über seine Erlebnisse und Entdeckungen veröffentlicht Hedin mehr als 60 Bücher. Bereits nach der Rückkehr von seiner ersten Expedition 1897 wird er weltberühmt und wegen seiner intimen Kenntnisse von Land und Leuten ein gefragter Gesprächspartner bei den Mächtigen Europas



HEDINS WICHTIGSTE REISEN 1893–1935



IN VIER GROSSEN EXPEDITIONEN erkundet Sven Hedin Zentralasien, Tibet und China. Allein auf seiner ersten Reise von 1893 bis 1897 legt er 26 000 Kilometer zurück und kartografiert davon mehr als 10 000. Zu seinen bekanntesten Entdeckungen gehört die versunkene Seidenstraßestadt Loulan im Jahr 1901

geschminkt. Dazu trägt er eine dunkle Brille, einen langen grünen Mantel, klobige Stiefel und eine gelbe Filzmütze mit vorn hochgeschlagener Krempe. Zehn Tage später stellt sich dem Trio eine tibetische Patrouille in den Weg und enttarnt den falschen Frommen. Nach langen, vergeblichen Verhandlungen bleibt dem Entdecker nur noch der Rückweg.

Doch er hat es versucht. Dieser Hang zum heroischen Kraftakt und zur „männlichen Tat“ ist es ja, der Hedin Eskapaden befeuert – und den er mit wachsender Popularität seiner Abenteuer mehr und mehr auch in eine Sphäre überträgt, von der er nur wenig versteht: die Politik.

1912, als in Europa die Zeichen bereits auf Krieg stehen, verfasst er ein Pamphlet, das er „Ein Warnungswort“ nennt. Es mahnt seine schwedischen Landsleute zu erhöhter Wehrhaftigkeit, vor allem gegen den russischen Erbfeind. Mit enormem Erfolg: Die Schrift verkauft bereits in erster Auflage 420 000 Exemplare, wird in Schulen vorgelesen – und hilft nebenbei, Millionenenspenden für einen neuen Panzerkreuzer der

schwedischen Marine zu akquirieren. Zwar organisieren die Sozialdemokraten Proteste gegen die Militarisierung ihres Landes – doch ein „Bauernmarsch“ der rechten Kräfte, propagandistisch befeuert von Sven Hedin, versammelt ein Vielfaches an Demonstranten.

In mehreren Ansprachen trommelt der Entdecker auch für die (im Sweden des frühen 20. Jahrhunderts durchaus populäre) Idee des Pangermanismus, der die Völker Skandinaviens und Deutschlands im gemeinsamen Kampf gegen die „natürlichen Feinde“ aus dem Osten vereinen will. Und als zwei Jahre später das große Töten dann tatsächlich beginnt, jubiliert Hedin in einem Brief an seinen Leipziger Verleger: „Die Weltgeschichte kennt nichts Großartigeres als diesen deutschen Krieg gegen fast ganz Europa.“

Diesem „Kampf der Germanen“ will auch er nahe sein, will ihn erleben, ihn spüren: Als *embedded journalist* der deutschen Armee patrouilliert er nun West- und Ostfront ab. Er inspiziert Schützengräben und Lazarette – und genießt den Tanz auf dem Vulkan. „Le-

ben und Tod, Spaß und Ernst, das ist der Krieg“, schreibt er: „Bei Tag die Toten auf den blutigen Schlachtfeldern, am Abend das sprühend frohe Leben um gefüllte Pokale“. Sein Reisebericht (deutscher Titel: „Ein Volk in Waffen“) wird im Reich rund 60 000-mal verkauft und fast 600 000-mal gratis an Soldaten verteilt. Umso tiefer seine Enttäuschung, als dieser Krieg 1918 in Deutschlands Ruin endet: „Aufrichtig gestanden, ekelt mich die ganze Welt.“

1926 rüstet der jetzt 61 Jahre alte Entdecker selbst noch einmal eine „Heerfahrt“ aus. Er plant, „ein Gebiet nach dem anderen“ der „Herrschaft“ seines Invasionstrups zu unterwerfen. Dabei trägt die Expedition ungewöhnlich zivile Züge: Zum ersten Mal hat er internationale Wissenschaftler im Gefolge. Diese „wandernde Universität“, wie er sie nennt, soll die Witterungsbedingungen Innerasiens erforschen, zudem botanische, zoologische, ethnologische und archäologische Erkenntnisse gewinnen.

Nach seiner Rückkehr geht er erneut auf große Vortragstour. Im Herbst

1935 reist er nach Deutschland, absolviert binnen sieben Monaten 111 Auftritte in 91 Städten. Und begibt sich zugleich auf eine Reise, deren Finsternis alle vorherigen Abenteuer in den Schatten stellt: in die Gedankenwelt des Nationalsozialismus.

V

Vielleicht sind es die Märtyrerfeiern und Untergangsfantasien der braunen Propaganda, in denen Hedin ein Echo seines persönlichen Todeskultes spürt. Vielleicht ist es Hitlers „Hart wie Kruppmetall“-Wahn, in dem er seinen Selbstdrill spiegeln kann. Vielleicht ist es die Obsession des Schweden mit der gemeinsamen „germanischen Rasse“.

Jedenfalls schreibt er nach seiner Tournee ein Buch, in dem er den „kraftvollen Führer“ lobt, die NS-Doktrin vom „Volk ohne Raum“ predigt und um Verständnis wirbt für den „Zorn, der auf die jüdische Rasse gefallen ist“. Zwar genügt die milde Kritik (etwa an der deutschen Wissenschaftspolitik), die er hier und da übt, den Zensoren, das Buch in Deutschland nicht zu veröffentlichen. Aber am Ende profitiert Hedin wohl vom Veto der Bürokraten: Die Zensur des Buchs im Reich macht es im Ausland umso glaubwürdiger.

So kommt Hedin auch willig der deutschen Bitte nach, in einer Rede bei den Olympischen Spielen 1936 die „Gewöhnung an Kampf mit Menschen und Naturgewalten“ zu preisen, die der Sport leiste. Und selbst nach 1939, als das „Volk ohne Raum“ gen Osten marschiert, bleibt der Bezwinger Asiens den „germanischen Brüdern“ treu: Als rastloser Anwalt schwedisch-deutscher Freundschaft pendelt er zwischen Stockholm und Berlin, unterhält sich mit Hitler über die wohltuende Wirkung von Joghurt und empfängt von ihm das Groß-



kreuz des Ordens vom Deutschen Adler, feiert mit den NS-Größen Himmler und Bormann Görings 50. Geburtstag und rät, die Juden in die mesopotamische Wüste zu deportieren.

1943 wohnt er in München der Eröffnung eines ihm gewidmeten Sven-Hedin-Instituts bei, das anhand von Skelett-Untersuchungen den Ursprung der „arischen Rasse“ erforschen soll – und tritt noch 1944 der „gemeinen angelsächsischen und jüdischen Propaganda“ entgegen, die behauptet, in deutschen Lagern würden Juden umgebracht.

Auch vier Jahre nach dem Ende des Zweiten Weltkriegs und des NS-Regimes

ALS EHRENGAST
wird Sven Hedin 1936
von Adolf Hitler
bei den Olympischen
Spielen in Berlin
begrüßt. Schon lange
sympathisiert der
überzeugte Vertreter
der Ideologie des
Pangermanismus
mit den Ideen der
Nationalsozialisten



SELBST NACH dem Zweiten Weltkrieg beharrt Hedin (oben, um 1935) auf seinen Ansichten von einer zusammengehörigen »germanischen Rasse«, die nicht ausgerottet werden können

bleibt seine Weltsicht ungebrochen. „Die germanische Rasse kann nicht ausgerottet werden“, beharrt er: „Ihre Zeit kommt noch.“ Selbst kann der 87-Jährige keine Schlachten mehr schlagen. Nur in „wunderbaren Träumen“ flammen sie noch auf – etwa am 16. November 1952, als ihm im Schlaf der deutsche Kaiser Wilhelm II. im Bombenhagel erscheint.

Zehn Tage später stirbt Sven Hedin – wohl im Bewusstsein, endgültig alle „weißen Flecken“ von seiner Landkarte Asiens getilgt zu haben.

Die lebenslang angebetete „Braut“, die er wie einen Kriegsgegner, ohne Rücksicht auf Verluste, immer wieder bestürmt, bezwungen und unterworfen hat, birgt keine unentdeckten Reize, keine Geheimnisse mehr. Er hat in der Wüste der heutigen autonomen Region Xinjiang die verschüttete Garnisonsstadt Loulan gefunden – ein einst schillernder Knotenpunkt der alten Seidenstraße, gegründet im 2. Jahrhundert v. Chr., 800 Jahre später von seinen Bewohnern

verlassen und schließlich vom Sand begraben. Er hat in Ostturkestan den gesamten 2000 Kilometer langen Fluss Tarim kartografiert, hat die Quellen des Indus und des Brahmaputra verortet und die seit Jahrhunderten ungeklärte Lage des Salzsees Lop Nur bestimmt – sowie die Hypothese aufgestellt, dessen Wasser sei über die Jahre von einem Bassin in ein anderes geflossen: ein „wandernder See“ also.

Einige seiner Forschungsergebnisse bleiben in der Fachwelt umstritten. So haben chinesische Forscher die Idee des Schweden vom „wandernden See“ mittlerweile verneint und die Verortung der Indusquelle um 30 Kilometer korrigiert.

Eine seiner Spekulationen aber wird die Zeit überstehen: die von der Wiedergeburt der alten Seidenstraße, deren teilweise Erneuerung er im Auftrag des chinesischen Nationalistenführers Chiang Kaishek auf seiner letzten Expedition geprüft hat. Eine Autostraße vom Gelben Meer quer durch Asien und Europa zum Atlantik hat er seinerzeit prophezeit, werde „zwei Kulturbereiche einander näherbringen und die reichste Pulsader des Welthandels werden“.

Jahrzehnte später wird das Projekt wahrhaftig in Angriff genommen – ausgerechnet vom einstigen Todfeind seines Auftraggebers, der Kommunistischen Partei Chinas. ◇

LITERATURTIPPS

SVEN HEDIN

»Durch Asiens Wüsten – Fünf Jahre auf neuen Wegen im Pamir, am Lop-nor, in Tibet und China«
Vollmundiger Reisebericht (Edition Erdmann).

SARAH K. DANIELSSON

»The Explorer's Roadmap to National-Socialism – Sven Hedin, Geography and the Path to Genocide«
Kritische Untersuchung einer US-Historikerin (Routledge).



Lesen Sie auch »Zentralasien: Auf der Straße des Glaubens« (aus GEOEPOCHE Nr. 26) über die Entdeckungen des Archäologen Aurel Stein auf www.geo-epoch.de

IN KÜRZE

Schon als Kind eifert der Schwede Sven Hedin den großen nordischen Entdeckern nach. Als Erwachsener führen ihn bis 1935 mehrere kleine und vier große Expeditionen in verschiedenste Teile Asiens. Seine furios geschriebenen Berichte machen die Regionen der alten Seidenstraße berühmt. Manche seiner unter größter Anstrengung gewonnenen Erkenntnisse mussten allerdings mittlerweile korrigiert werden.

DIE WELT DER GESCHICHTE MIT GEO EPOCHE ERLEBEN

Exklusive Angebote zum Selbstlesen oder Verschenken



Als Magazin
oder digital

4 x Wunschmagazin
bequem portofrei
nach Hause

30 Tage die digitale
Bibliothek der Welt-
geschichte gratis testen



GEO EPOCHE EDITION

präsentiert eine Ära
der Kunstgeschichte.
4 Ausgaben in 2 Jahren.

GEO EPOCHE KOLLEKTION

behandelt jeweils
ein wichtiges Zeitalter
der Menschheit.
4 Ausgaben im Jahr.

GEO EPOCHE plus
mit über 2.000 Beiträgen
zu allen Aspekten der
Weltgeschichte.
30 Tage gratis testen!

+49 (0) 40 / 55 55 89 90

www.geo-epoch.de/fuer-jeden

Bitte Bestell-Nr. angeben:

GEO EPOCHE EDITION
GEO EPOCHE KOLLEKTION

selbst lesen
selbst lesen

199 7746
200 0626

verschenken
verschenken

200 1508
200 1526

4 Ausgaben GEO EPOCHE EDITION für zzt. 72,- € oder 4 Ausgaben GEO EPOCHE KOLLEKTION für zzt. 54,- €. GEO EPOCHE plus 30 Tage gratis testen – danach zzt. 4,99 € für 30 Tage. Es besteht ein 14-tägiges Widerrufsrecht. Zahlungsziel: 14 Tage nach Rechnungserhalt. Alle Preisangaben inklusive MwSt. und ggf. Versand. Anbieter des Abonnements ist Gruner + Jahr Deutschland GmbH. Belieferung, Betreuung und Abrechnung erfolgen durch DPV Deutscher Pressevertrieb GmbH als leistenden Unternehmer.



Die »Neue Seidenstraße« CHANCE ODER GEFAHR?

Zwar ist die Seidenstraße schon vor Jahrhunderten in der Bedeutungslosigkeit versunken. Doch seit 2013 überspannt die chinesische Regierung in einem Megaprojekt viele Teile der Welt mit neuen Routen für Verkehr, Waren und Rohstoffe. Und beruft sich dabei auf das legendäre historische Handelsnetz. Ein Gespräch über die Geschäfte eines totalitären Staates

INTERVIEW: Anja Fries und Samuel Rieth

GEOEPOCHE: Frau Shi-Kupfer, nahezu die ganze Welt spricht mittlerweile von der „Neuen Seidenstraße“. Was hat es damit auf sich?

PROF. DR. KRISTIN SHI-KUPFER: Die Seidenstraßen-Initiative ist ein gewaltiges Infrastrukturprojekt der chinesischen Regierung. Und zudem ein Prestigeprojekt von Staatspräsident Xi Jinping: Er persönlich hat es mit Hilfe seiner Berater entworfen und am 7. September 2013 in einer Rede an der Nasarbajew-Universität in Kasachstan öffentlich gemacht. Chinesische Infrastruktur und Technologie wird dabei ins Ausland exportiert, dort implementiert und ausgebaut. Dazu gehören aber auch Investitionen in eine Eisenbahnverbindung quer durch Eurasien, die im chinesischen Chongqing beginnt, unter anderem Kasachstan durchquert und 11 000 Kilometer weiter westlich im Hafen von Duisburg endet.

Welche Ziele verfolgt China mit dem Projekt?

Das Land will sich vor allem neue Märkte für seine Produkte erschließen, sich Zugang zu dringend benötigten Rohstoffen verschaffen und arbeitsintensive Industrien aus dem eigenen Land auslagern, um billiger produzieren zu können.

Wie viele Staaten sind involviert?

Mittlerweile haben sich etwa 150 Länder beteiligt – einige ältere Projekte mitgerechnet, die man nachträg-



**PROF. DR.
KRISTIN SHI-KUPFER**
Die Expertin für die Politik und Gesellschaft Chinas lehrt Sinologie an der Universität Trier. Sie ist zudem Beraterin verschiedener Institutionen, unter anderem des Bundeswirtschaftsministeriums

lich eingegliedert hat. Tatsächlich ist mit Ausnahme von Australien und Nordamerika nahezu die ganze Welt involviert: Die Seidenstraßen-Initiative betrifft Asien, Europa, Afrika und Lateinamerika. Sie hat eine globale Dimension.

Im Gegensatz zur alten Seidenstraße, deren Routen allein Asien querten. Knüpft die Neue Seidenstraße wirklich an das historische Handelsnetz an – oder dient der Begriff nur PR-Zwecken?

Zwar überlappen sich manche der neuen Routen mit den einstigen Handelswegen. Aber der PR-Zweck ist sicher vorrangig. Zum einen, um das Projekt nach außen zu verkaufen als etwas, das positiv-verklärende Assoziationen weckt und von dem alle Beteiligten in einem friedlichen Austausch von Waren und Ideen profitiert haben. Aber auch, und vielleicht noch wichtiger, um es nach innen zu verkaufen. Die alte Seidenstraße hat China reich gemacht, nicht nur wirtschaftlich, auch ideell. Unter den Tang- und Song-Dynastien – also etwa vom 7. bis 13. Jahrhundert christlicher Zeitrechnung – erlebte China eine große Blüte, war so weltoffen wie nie zuvor. Bei der Veröffentlichung der Pläne Xis 2013 gab es nämlich durchaus Stimmen in China, die gefragt haben, warum man das ganze Geld nicht verwendet, um erst einmal Infrastrukturprojekte im eigenen Land zu finanzieren oder die Sozialkassen aufzufüllen.

Und diesen Stimmen wollte man mit dem Rekurs auf die alte Seidenstraße und deren Glanz und Verheißungen begegnen?

Genau. Inzwischen sind ablehnende Meinungen aber öffentlich kaum mehr hörbar. Die Gleichschaltung der Medien und auch der Wissenschaft hat in den letzten Jahren stetig zugenommen. Wer heute die Neue Seidenstraße kritisiert, der kritisiert im offiziellen Verständnis Xi persönlich. Das wagt keiner.

Ist es nicht seltsam, dass ausgerechnet die Kommunistische Partei Chinas für ihre Außen- und Wirtschaftspolitik auf eine jahrhundertealte Institution wie die Seidenstraße zurückgreift?

Nein, Xi Jinping ist einfach pragmatisch. Er pickt sich das aus der Geschichte des kaiserzeitlichen China heraus, was ihm nützlich scheint. Beispielsweise kann er sich so geschickt als wohlwollender Staatslenker präsentieren, der wie damals die großen Kaiser der Tang-Dynastie für eine weitere Blüte Chinas sorgen wird. Die Übernahme historischer Begebenheiten in die eigene Erzählweise hat Tradition in der KPCh.

Was bedeutet die Seidenstraßen-Initiative für die jungen Staaten Zentralasiens, also für Kasachstan, Kirgisistan, Tadschikistan, Turkmenistan und Usbekistan? Sie haben ja erst nach dem Zusammenbruch der Sowjetunion 1991 die Unabhängigkeit erlangt – und sind nun teilweise direkte Nachbarn des aufstrebenden China.

Das ist sehr ambivalent. Einige dieser Staaten haben das Engagement Chinas für den Ausbau von Straßen, Krankenhäusern oder auch Telekommunikationsnetzwerken durchaus begrüßt. Auch aus Mangel an anderen Finanzierungsmöglichkeiten. Wenngleich nicht immer die lokale Wirtschaft daran beteiligt war: Die Aufträge sind häufig an chinesische Unternehmen und Zulieferbetriebe verteilt worden.

Die Firmen vor Ort hatten also das Nachsehen?

Bei vielen Projekten offensichtlich ja. Dennoch hat China durchaus zur Entwicklung der Infrastruktur in den Ländern Zentralasiens beigetragen. Gleichzeitig hat es aber mit seinen Bauvorhaben auch erheblichen Einfluss auf die Innenpolitik dieser Länder genommen. Ob ein Projekt realisiert werden kann oder nicht, ist auch dort etwa zu einem gewichtigen Faktor im Wettkampf zwischen einzelnen Politikern und Regionen geworden.

• Einige Staaten haben das Engagement Chinas durchaus begrüßt •

Nicht wenige Partnerländer geraten zudem durch Verschuldung in Abhängigkeit, denn finanziert werden die Bauprojekte meist mit chinesischen Krediten.

Ich persönlich glaube nicht, dass es die wichtigste Intention Chinas war oder ist, Länder in eine finanzielle Abhängigkeit zu bringen. Die beteiligten Staaten wussten ja auch schon oft, worauf sie sich einlassen. Allerdings haben sie sicherlich nicht so starken Nutzen daraus ziehen können, wie sie es selbst erhofft hatten und wie China es suggeriert haben mag. Man kann auch nicht sagen, dass sie nur Nachteile erlitten hätten.

Hat denn China selbst davon profitiert?

Wirtschaftliche Gewinne gab es laut den mir bekannten Studien bisher eher nicht, aber das Land konnte zweifelsohne seinen geopolitischen Einfluss vergrößern.

Gibt es einen Zusammenhang zwischen der Neuen Seidenstraße und dem, was in der Region Xinjiang in Nordwestchina geschieht? Seit Jahren kommt es dort zu massiven Menschenrechtsverletzungen gegen die muslimischen Uiguren und auch gegen Kasachen – und Xinjiang ist geografisch ja Chinas Tor nach Westen.

Ich denke schon, dass da eine gewisse Verbindung existiert. Aus Sicht Beijings muss Xinjiang stabil sein, kann man sich dort keine Unruhe leisten.

Was für eine Unruhe?

Darunter versteht die Regierung alles von der legitimen Forderung nach Mitbestimmung und freier Religionsausübung bis hin zu extremistischen Anschlägen von militärtanten Separatisten. Letzteres war zwar eine reale Bedrohung – sie darf allerdings niemals Internierungslager rechtfertigen, in denen Hunderttausende Menschen misshandelt worden sind. Für das totalitäre Regime in Beijing ist aber jedes Mittel recht, um die Region so umfassend und nachhaltig wie möglich „zu befrieden“. Dazu gehört auch die digitale Überwachung ganzer Bevölkerungsteile.

Wie reagieren die Staatschefs der zentralasiatischen Länder, in denen ja auch Kasachen und Uiguren leben, darauf?

Die Regierung in Kasachstan verhält sich sehr ambivalent. Im Rahmen der Vereinten Nationen hat sie sich enthalten, will keine Position gegen China beziehen. Andererseits hat sie jüngst kasachischen

Flüchtlingen, auch nach anhaltenden Protesten im Land, Asylstatus gewährt. Damit hat Kasachstan die Verbrechen in den Lagern indirekt anerkannt. Und ist dafür durch Beijing auch prompt wirtschaftlich abgestraft worden.

Hängt das öffentliche Leisetreten auch damit zusammen, dass alle fünf zentralasiatischen Republiken mindestens autoritär, wenn nicht sogar wie China totalitär regiert werden?

Möglich. Aber nicht nur die Regierungen dieser Länder, sondern auch andere muslimische Staaten haben den Umgang mit den Uiguren nie wirklich öffentlich kritisiert, um China nicht gegen sich aufzubringen. Das macht es aus Sicht Beijings wiederum leicht, die Verurteilung seitens der liberalen Demokratien als verzerrte westliche Wahrnehmung darzustellen.

Wie passt es zusammen, dass in Xinjiang brutale Unterdrückung herrscht, die chinesische Regierung dort aber gleichzeitig massiv die Wirtschaft fördert?

Sie fährt da zweigleisig. Ihre Doktrin lautet: Sicherheit und wirtschaftliche Entwicklung gehören zusammen, und dafür ist es notwendig, „Unruhe stiftende Elemente“ – wie die Regierung all jene Menschen nennt, die sie dort interniert hat – „umzuerziehen“ und zu loyalen und gesetzestreuen Bürgern zu machen.

Die Neue Seidenstraße ist insgesamt also nicht die gewaltfreie, partnerschaftliche Handelsinitiative, als die sie offiziell präsentiert wird?

Nein, sie ist kein rein friedliches Projekt, bei dem sich alle Seiten transparent und offen begegnen. Allerdings zwingt China zumindest keinen anderen Staat zur Teilnahme. Dass die Länder freiwillig mitwirken, daran trägt auch der Westen eine Mitverantwortung. Wir haben es bis vor Kurzem nicht geschafft, ähnlich strategisch zu denken wie China und vergleichbare Initiativen als Alternativen aufzusetzen.

Etwa die von den G7-Staaten aufgelegte „Build Back Better World“-Initiative, bei der es vor allem um Strukturlhilfen für einkommensschwache Länder geht.

Die erst 2021 verabschiedet wurde, ja. Selbstkritisch betrachtet, ist China mit der Neuen Seidenstraße schlicht in eine Lücke gestoßen, die die liberalen Demokratien lange Zeit nicht besetzt haben.

• *Wir müssen mit sehr, sehr klaren roten Linien in die Zusammenarbeit geben. Gleichzeitig wächst der chinesische Einfluss auch in den westlichen Demokratien selbst. China ist Deutschlands wichtigster Handelspartner; Duisburg gilt als ein Ende der Neuen Seidenstraße in Europa. Und in Hamburg steigt die chinesische Staatsreederei Cosco nun wohl doch im Hafenterminal Tollerort ein. Kritik daran kam von sehr hoher Stelle, von Wirtschaftsminister Robert Habeck und Außenministerin Annalena Baerbock. Zu Recht?*

Absolut. In der ursprünglichen Konstruktion hätte China sogar den Geschäftsführer gestellt und eine Sperrminorität gehabt. Es hätte noch viel größere Einflussmöglichkeiten gehabt als bei der jetzt gefundenen Kompromisslösung. Brisant ist: Hamburg steht in einer ganzen Reihe von Hafen-Investitionen, die China bereits in anderen europäischen Ländern getätigt hat. Cosco ist zum Beispiel schon in Rotterdam und Antwerpen präsent, in Piräus sogar Mehrheitseigner. Mit solchen Investitionen kann ein erheblicher Einfluss auf Geschäftsprioritäten genommen werden. Nicht das einzelne Projekt zählt, sondern die großen Ambitionen Chinas, die mit der Seidenstraßen-Initiative verbunden sind.

Welche Ambitionen sind das?

Ein weltumspannendes Netzwerk von chinesischer Infrastruktur und Technologie aufzubauen. Deswegen ist es so wichtig, genau hinzuschauen, wer die beteiligten Firmen aus China sind, das eben im Unterschied zu anderen investierenden Ländern wie etwa den USA kein Rechtsstaat und wesentlich weniger transparent ist. Denn viele dieser Unternehmen sind Staatskonzerne oder mit diesen verknüpft. Letztendlich handeln sie dann oft im Auftrag der chinesischen Regierung.

• *Wir müssen mit sehr, sehr klaren roten Linien in die Zusammenarbeit geben. Was ist deren Ziel? Die USA als globale Supermacht abzulösen – oder vor allem den wirtschaftlichen Aufstieg fortzusetzen und den eigenen Status als dominante Regionalmacht abzusichern?*

Das eine schließt das andere nicht aus, beides bedingt sich ja gewissermaßen gegenseitig. China möchte sich neue Absatzmärkte schaffen und seinen wirtschaftlichen Aufstieg fortsetzen. Mit dem ökonomischen Machtzuwachs geht aber einher, dass es seine eigenen Ordnungsvorstellungen auch geopolitisch stärker als bisher etablieren will. Nicht um als eine Art Weltpolizei aufzutreten. Es geht Beijing darum, mit den Vereinigten Staaten mindestens auf Augenhöhe zu agieren,

KERNGEBIET DER »NEUEN SEIDENSTRASSE«



ZU LAND UND ZU WASSER knüpft China seit 2013 massiv Handels- und Verkehrsverbindungen, um sich unter anderem neue Märkte zu erschließen. Viele dieser Projekte werden durch die chinesisch geführte Asian Infrastructure Investment Bank (AIIB) mit Sitz in Beijing finanziert, zu deren Mitgliedern allerdings auch zahlreiche weitere Staaten gehören, etwa Deutschland

Und sich selbst auch als Gegenmodell zu den USA anzubieten?

Insbesondere bei der Kooperation mit Ländern im globalen Süden präsentiert sich China in der Tat schon als wirtschaftliche und politische Alternative. Die Botschaft lautet: Wir haben das effizientere System, Demokratien sind in der Krise und nicht in der Lage, so rasch und stringent auf die Herausforderungen unserer Zeit zu reagieren wie wir. Dabei wird aber keine destruktive Konfrontation mit dem Westen angestrebt, wie man sie etwa aktuell an Russlands Kurs erkennen kann: China ist durchaus zu einer Koexistenz bereit, auch zu einer gewissen Verflechtung, solange der eigene Einfluss und die Kerninteressen gewahrt bleiben.

Wer ist denn wirtschaftlich abhängiger? Europa von China oder China von Europa?

Das kommt darauf an, welche Güterklasse man betrachtet. Die Autoindustrie ist zum Beispiel sehr ab-

hängig von China, teilweise auch die Chemiebranche. Als Land ist Deutschland beim Import von sogenannten Seltenen Erden, die wir für verschiedene Industriegüter brauchen, stark abhängig. Als ganze Volkswirtschaft sind die Europäische Union und die USA aber nach wie vor am wichtigsten für uns. China benötigt andererseits gewisse Technologien aus Deutschland.

Wie also sollte man mit dem Land umgehen?

Trotz aller totalitären Verhärtung, die dort seit Jahren zu beobachten ist, muss man China als gewichtigen Akteur sehen. Noch braucht und will Xi Jinping in manchen Bereichen Kooperationen und Einbindung. Aber wir müssen mit sehr, sehr klaren roten Linien in die Zusammenarbeit gehen. Nicht nur in Hinsicht auf unsere eigenen Interessen und Werte wie etwa Rechtsstaatlichkeit und Reziprozität, also Gegenseitigkeit. Sondern auch mit Blick auf diejenigen Teile der chinesischen Bevölkerung, die sich ebenfalls ein anderes China wünschen. ◇

Entdecken Sie die neuen GEO Kalender 2023

GEO Panorama-Kalender „Der Blick ins Weite“

Als Fotograf unendlicher Weiten genießt Stefan Hefele Weltruf. Zwölf seiner spektakulären Bilder zeigt dieser Kalender im legendären GEO-Panorama-Großformat.

Maße: 137x60 cm

Best.-Nr.: G729367

Preise: **€ 99,99 (D/A)/**
Fr. 103,00 (CH)



GEO SAISON Panorama-Kalender „Orte der Stille“

Weiter ist nichts – als die endlosen Dünen der weltgrößten Sandwüste Rub al-Khali, eine weiß überzuckerte Landschaft im finnischen Lappland, die Ebenen der Westmongolei. Ein Kalender zum Einatmen, Ausatmen, Staunen. Oder auch: zwölfmal Magie der Stille.

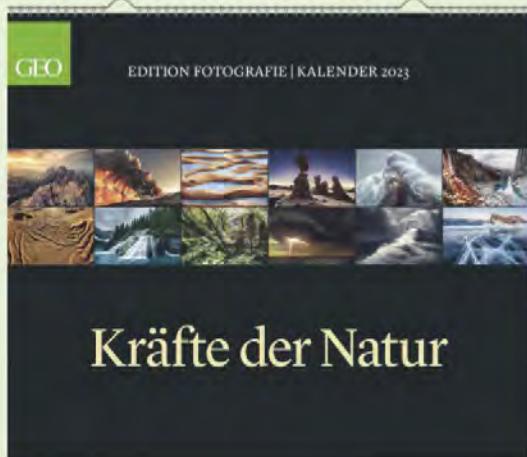
Maße: 120x50 cm

Best.-Nr.: G729376

Preise: **€ 99,99 (D/A)/**
Fr. 103,00 (CH)

**Jetzt bestellen unter geoshop.de/kalender
oder +49 (0) 40/42236427**

(Bitte geben Sie immer den Aktionscode an: G00198)



GEO Edition-Kalender „Kräfte der Natur“

Urgewalten formen und verändern unseren Planeten. In fulminanten Aufnahmen zeigen Naturfotografen, mit welcher Kraft Feuer, Wasser, Erde und Luft zu Werke gehen.

Inklusive der 12 Motive als Postkarten zum Heraustrennen.

Maße: 70x60 cm
Best.-Nr.: G729370
Preise: € 69,99 (D/A)/
Fr. 72,00 (CH)

GEO SAISON Kalender „Deutschland“

Klarer Heimvorteil: Deutschland ist als Reiseziel so beliebt wie nie. Dieser Kalender bietet ein Best of Vorder-eigenen-Haustür: vom frühlingshaften Darßer Weststrand über Sylt und dem Leuchtfeuer Dornbusch auf Hiddensee bis zum tief verschneiten Oberbayern.

Maße: 50x45 cm
Best.-Nr.: G729378
Preise: € 29,99 (D/A)/
Fr. 32,00 (CH)



Coupon einfach ausfüllen, ausschneiden und senden an: GEO Kundenservice, 74569 Blaufelden

GEO-Bestellcoupon – versandkostenfreie Lieferung ab 80,- €!*

Ich bestelle folgende Artikel:

Produktbezeichnung	Best.-Nr.	Preis D	Menge
GEO Panorama-Kalender „Der Blick ins Weite“	G729367	99,99 €	
GEO SAISON Panorama-Kalender „Orte der Stille“	G729376	99,99 €	
GEO Edition-Kalender „Kräfte der Natur“	G729370	69,99 €	
GEO SAISON Kalender „Deutschland“	G729378	29,99 €	
Gesamtsumme: (zzgl. 3,90 € Versandkosten, versandkostenfreie Lieferung ab einem Bestellwert von 80,00 €!*)			

Ich zahle per Rechnung Ich zahle bequem per Bankeinzug (nur in Deutschland möglich)

BIC IBAN

Bankinstitut:

SEPA-Lastschriftmandat: Ich ermächtige die Gruner+Jahr Deutschland GmbH, Am Baumwall 11, 20459 Hamburg, Gläubiger-Identifikationsnummer DE31ZZZ00000031421, wiederkehrende Zahlungen von meinem Konto mittels Lastschrift einzuziehen. Zugleich weise ich mein Kreditinstitut an, die von der Gruner+Jahr Deutschland GmbH auf mein Konto gezogenen Lastschriften einzulösen. Die Mandatsreferenz wird mir separat mitgeteilt. **Hinweis:** Ich kann innerhalb von 8 Wochen, beginnend mit dem Belastungsdatum, die Erstattung des belasteten Betrages verlangen. Es gelten dabei die mit meinem Kreditinstitut vereinbarten Bedingungen.

Meine persönlichen Angaben: (bitte unbedingt ausfüllen)

Name / Vorname

 | | | | |

Straße / Nummer

PLZ / Wohnort

Telefon

E-Mail

Unsere Kunden informieren wir gemäß § 7 Abs. 3 UWG per E-Mail über eigene ähnliche Angebote aus unserem Verlag. Dem können Sie über den Abmeldelink am Ende jeder E-Mail oder Hinweis an abo-service@guj.de widersprechen.

*Aufgrund der Größe der GEO Panorama- und GEO Edition-Kalender erheben wir bei Versänden nach Österreich und in die Schweiz einen Sperrgutzuschlag von € 25,00 (A) und Fr. 28,00 (CH).

Widerrufsrecht: Sie können die Bestellung binnen 14 Tagen ohne Angabe von Gründen formlos widerrufen. Die Frist beginnt an dem Tag, an dem Sie die Lieferung erhalten, nicht jedoch vor Erhalt einer Widerrufsbelehrung gemäß den Anforderungen von Art. 246a § 1 Abs. 2 Nr. 1 EGBGB. Zur Wahrung der Frist genügt bereits das rechtzeitige Absenden ihres eindeutig erklärten Entschlusses, die Bestellung zu widerrufen. Sie können hierzu das Widerrufs-Muster aus Anlage 2 zu Art. 246a EGBGB nutzen. Der Widerruf ist zu richten an: GEO Versandservice, 74569 Blaufelden; Telefon: +49(0)40-42236427; Telefax: +49(0)40-42236663; E-Mail: guj@sigloch.de

Datum / Unterschrift

Aktionsnr.: G00198

ENGLAND: EIN LÜGNER AM PRANGER



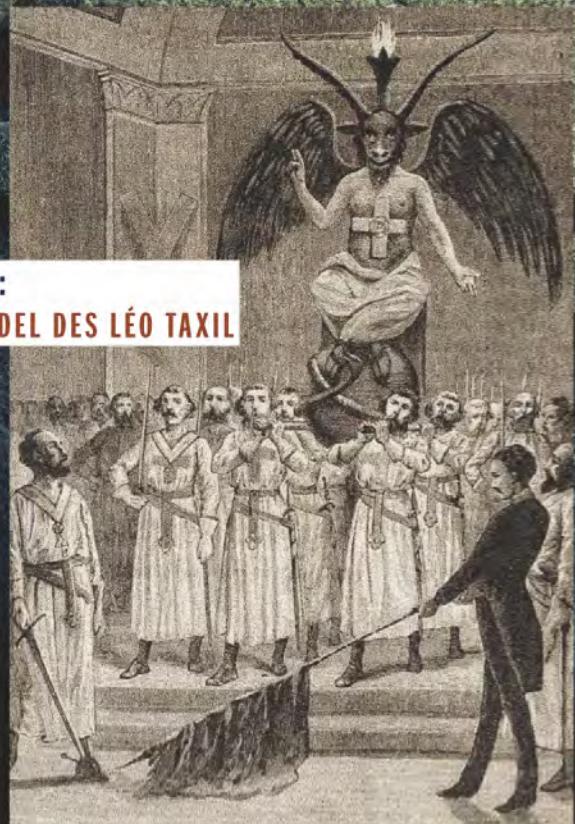
VERSCHWÖRUNGS- MYTHEN

WIE DER GLAUBEN AN FINSTERE MACHENSCHAFTEN DIE WELT GEPRÄGT HAT

Seit der Antike ersinnen Menschen Geschichten, die einfache Erklärungen für komplexe Ereignisse liefern, die Halt und Orientierung in unsicheren Zeiten zu bieten scheinen – und vor allem Schuld zuweisen: Erzählungen über im Geheimen operierende Gruppen, die angeblich für Krankheiten und Missernten verantwortlich sind, in böser Absicht Revolutionen auslösen oder gar nach der Weltmacht streben. Die nächste Ausgabe von **GEOEPOCHE** widmet sich Verschwörungserzählungen vom Altertum bis ins 21. Jahrhundert. Mythen von großer Strahlkraft, die Gesellschaften vergiften – und nicht selten tödliche Folgen haben



JUDENFEINDSCHAFT: DIE MÄR VOM RITUALMORD



FREIMAUERER: DER SCHWINDEL DES LÉO TAXI



HEXENWAHN: HYSTERIE IN SALEM



MÖRDERISCHE SCHRIFT: DIE ANGEBLICHE WELTVERSCHWÖRUNG DER JUDEN



DOLCHSTOSSLEGENDE: GIFT FÜR DIE WEIMARER REPUBLIK

WEITERE THEMEN

JEAN HARDOUIN: Einer Fälschung auf der Spur

ILLUMINATEN: Geheimer Kampf für die Aufklärung

USA: Im Visier der Verschwörungsgläubigen

EDWARD BERNAYS: Meister der Manipulation

BILDERBERG-KONFERENZ: Hinterzimmer der Macht

INTERVIEW: Wie Verschwörungstheorien verfangen – bis heute

Diese Ausgabe von **GEO EPOCHE** erscheint
am 8. Februar 2023

UFO-GLAUBEN: DER ROSWELL-ZWISCHENFALL

ORNAMENT an der Kirche
Santa Maria Maddalena in
Venedig, das an Symbole der
Freimaurer erinnert



»Der Seidenstraße zu folgen heißt, einem Geist zu folgen. Sie fließt durch das Herz Asiens, doch aus der offiziellen Welt ist sie verschwunden, nur Spuren ihrer Rastlosigkeit hat sie hinterlassen: unechte Grenzen, nicht kartierte Völker.

Wo immer man steht, gabelt sich die Straße und schweift umher. Sie ist kein einzelner Weg, sondern viele: ein Netz von Möglichkeiten.«

*Colin Thubron (*1939), britischer Schriftsteller*

